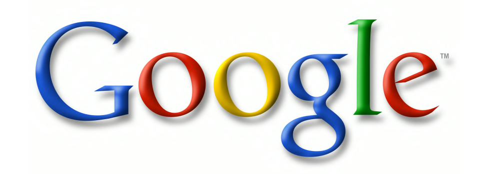
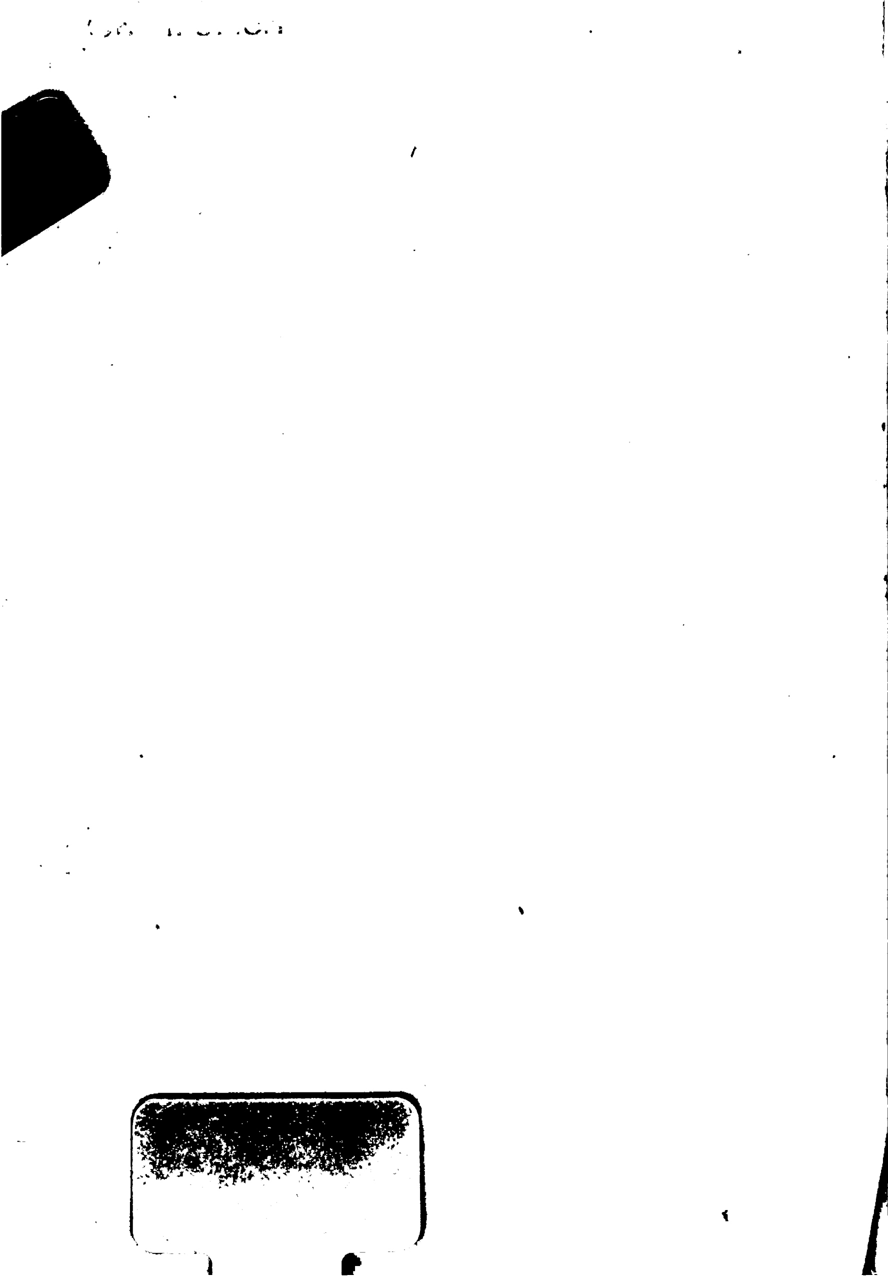






Dr. H. Jillich



Kaiser Wilhelm.

Nach einer Photographie.

Geschichte

der

Jahre 1860 bis 1871

von

Dr. Wilhelm Zimmermann,

Verfasser der Geschichte des großen Bauernkriegs ꝛc.

Mit 4 Portraits in Holzschnitt.

Zugleich eine unentbehrliche

Fortsetzung zu allen Auflagen

von

Dr. Karl v. Rotteck's

Allgemeiner Weltgeschichte für alle Stände.

Stuttgart.

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1872.

Druck von Carl Baur in Stuttgart.

Vorwort

zur

Separatausgabe.

Meine früheren Fortführungen von Rottecks Weltgeschichte, welche ich auf Ersuchen der Verlagshandlung übernommen habe, wurden in besonderen Abdrücken verbreitet, sowohl für Besitzer der früheren Auflagen dieser Weltgeschichte, als auch für Andere, welche die Geschichte der neueren Zeit in übersichtlicher Kürze und wahrheitsgetreu in Händen zu haben wünschten. Der Erfolg dieser Separatabdrücke hat auch jetzt wieder die Verlagshandlung veranlaßt, von der Geschichte der Jahre 1860 bis 1871, womit ich die Rotteckische Weltgeschichte vertragsmäßig ergänzt habe, einen Separatabdruck zu veranstalten, und gerne entspreche ich diesem Ersuchen. Ich habe mein Leben gewidmet der Verbreitung der Wahrheit im deutschen Volke, und dankbar anerkenne ich, daß in dem deutschen Volke sehr Viele sind, welche namentlich die Geschichte unserer Zeit lesen und haben mögen, wie ich sie schreibe.

„Die Auferstehung der Völker ist das Wunder unseres Zeitalters", hat der Neuengländer Hartpole Leckys gesagt. Er hat es getroffen. Die Auferstehung der Völker ist die Geschichte, mit welcher die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts begonnen hat, und mit welcher unser Jahrhundert für Europa und Amerika abschließen wird. Die Auferstehung der Völker anderer Welttheile im folgenden Jahrhundert wird die Aufgabe der auferstandenen Staaten Europas und Amerikas sein.

Der langsame, aber gegen frühere Jahrhunderte geradezu außerordentlich schnelle Fortgang der geschichtlichen Entwicklung

dieser Auferstehung der Völker, wie er in unsern Tagen sich vollzieht, wird oft von dem Für und Wider der Parteien in den Blättern des Tages, in den Zeitungen wie in Zeitschriften, bis ins Arge entstellt; großentheils absichtlich, wohl aber auch aus Mangel der richtigen Erkenntniß der Thatsachen.

Sowohl aus Parteilichkeit, als aus Liebe zu einer ästhetischen Wirkung der geschriebenen Zeitungsartikel, werden in unsern Tagen Personen und Ereignisse, welche man beschreibt, herunter oder hinauf gesetzt, an ihnen das Böse sogar, wie das Gute, verschönt, bloß, um Effekt für den Augenblick zu machen. Es wird verschwiegen, was wahre Thatsache ist, nur zu oft, entweder aus Parteigründen, oder aus zweierlei Arten von Schriftstellerei, wovon die eine Art zum Voraus bezahlt oder befördert ist, die andere Art auf Bezahlung und Beförderung ausgeht.

Diese wenigen Bogen mögen dem Zwecke des Verfassers entsprechen, die Personen und die Ereignisse, soweit es auf so engem Raum möglich ist, von der richtigen Seite dargestellt, in die Hände Derjenigen unsers deutschen Volkes zu bringen, welche größere Werke zu kaufen nicht in der Lage sind, und damit ihnen etwas in die Hand zu geben, woraus sie sich selbst, an der Hand eines aufrichtigen Freundes der Wahrheit, des Volkes und des deutschen Vaterlandes, in Kürze unterrichten können, wie es in der Welt draußen und wie es auf dem Boden des deutschen Reiches steht.

Schnaitheim in Württemberg, den 12. August 1871.

W. Zimmermann.

Einleitung.

Unsere Tage sind die Auferstehungszeit der Völker, im Geistlichen wie im Weltlichen, die Wiedergeburt der Staaten im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen Europas; drüben über dem atlantischen Ocean, und auf der entgegengesetzten Seite im fernen Asien.

Die Gottesgerichte, nach langer Langmuth der ewigen Gerechtigkeit, brachen plötzlich herein, und forderten Sühne für die schuldigen Väter, weil die Enkel an deren Sünden sich fort betheiligt und zu Mitschuldigen gemacht hatten.

Von da, von wo aus man es am wenigsten erwartet hatte, ging zuerst die Staatenumwandlung aus. Der Umschwung, oder vielmehr die einen solchen bedingende Kraft liegt außerhalb Italiens, außerhalb Roms, und doch war es gerade Italien, war es gerade Rom selbst, wo die Geistesströmung des Zeitalters zuerst die staatlichen Veränderungen begann.

I. Italien.

1. Die Reformen des Papstes Pius IX. Die Vorbereitung des Gedankens der Nationalunabhängigkeit und Einheit Italiens durch patriotische Schriftsteller.

In Rom hatte sich seit lange Papst Gregor XVI. nur durch die österreichischen Bajonette halten können, welche die Romagna bleibend

besetzten. Die elende päpstliche Regierung war sprüchwörtlich in Europa geworden; die Verwaltung durch die Geistlichen in allen Stellen ging auf gar nichts aus, als sich und ihre Familien zu bereichern. Für die Hebung des Volks und die Volkswirthschaft geschah nichts. Alles gerieth in Verfall.

Für sich selbst allein hatten die patriotischen Gesellschaften verhältnißmäßig ihre Sache noch wenig vorwärts gebracht und noch lange voraussichtlich zu arbeiten, um alle Schichten der verschiedenartigen Bevölkerungen Italiens zu durchdringen und die Widerstandskräfte gegen die übermächtige Fremdherrschaft und einheimische Despotie zu organisiren.

Da kam denselben ein Bundesgenosse gerade von derjenigen Seite her, von welcher die Welt es am wenigsten erwartete, von Rom und vom päpstlichen Stuhl aus.

Papst Gregor XVI. wurde am 1. Juni 1846 durch den Tod abgerufen, und Pius IX. bestieg den päpstlichen Stuhl. Noch ist der Schleier darüber nicht gelüftet, durch wen und durch was vorzugsweise gerade der vierundfünfzigjährige Kardinal Mastai Ferretti zum Nachfolger seines traurigen Vorgängers gewählt wurde. Wohl aber ist klar, durch wen und wie dieser Kardinal, der lange auch in Deutschland gelebt und die Luft des deutschen Geistes eingeathmet hatte, mit den neuzeitigen Ideen überhaupt und insbesondere mit den geheimen Gesellschaften Italiens und ihren Bestrebungen vertraut und deren eifriger und begeisterter Anhänger wurde. Geistvoll, wie Mastai Ferretti war, hatte er die Bekanntschaft der hervorragenden edeln Geister, welche ohne Ausnahme allezeit für den Fortschritt sind, unter den Nationen, in deren Mitte er zeitweise weilte, aufgesucht. Mit besonderer ritterlicher Verehrung war er edeln Frauen von Jugend an zugethan gewesen, und gewiß hat die Macht schöner, geistvoller, edler Frauen auf ihn noch mehr Einfluß gehabt, als die Männer, in deren Kreis er diese freisinnigen und patriotischen Frauen fand.

Heutzutage ist dieser Papst alt geworden, durch bitterste Erlebnisse und durch Krankheiten geschwächt, und ganz in der Hand und unter der Herrschaft der Jesuiten; zum willenlosen Werkzeug derer herabgesunken, gegen die er beim Anfang seiner Regierung den Kampf kühn und großartig aufgenommen hatte. Jetzt dient er den Mächten der Finsterniß; im Jahre 1846 war er ein Vorkämpfer des Lichts. Denn kaum hatte er als Papst Pius IX. Stellung in der Welt ge-

nommen, der Mann mit dem edeln Angesicht und mit der schönen Seele, so ging er sogleich an durchgreifende Reformen in der Verwaltung; ganz im Geiste der neuen Zeit. Zum Staunen der Kardinäle, zum Entsetzen Mancher, eröffnete er den Laien Zutritt zu den höchsten Staatsämtern, er berief aus den Notabeln der Provinzen einen Staatsrath, welcher Vorschläge zu Reformen zu machen hatte, welche im Kirchenstaat, ja in ganz Italien durchgeführt werden sollten. Gleichzeitig erließ er eine ausnahmslose Amnestie für politische Vergehen; alle Verbannten durften straflos in seine Staaten zurückkehren. Er begünstigte die freie Aeußerung der öffentlichen Meinung, indem er Vieles aufhob, was im Kirchenstaat bisher es unmöglich gemacht hatte, in Schriften und Zeitungen die Wahrheit zu sagen: er löste die Fesseln der Presse. In Allem, was er in seinen ersten Regierungsjahren that, zeigte er sich getragen von dem Gedanken freier Verfassungen und von dem Gedanken der nationalen Unabhängigkeit und Einheit Italiens. Der Stadt Rom verlieh er sofort eine freisinnige Gemeindeverfassung. Seine Hauptarbeit aber war darauf gerichtet, einen italienischen Bundesstaat herzustellen, welcher alle italienischen Staaten umfassen und seinen Mittelpunkt in Rom haben sollte. In der Bundesstadt Rom sollten die Vertreter aller dieser Staaten vom Fuße der Alpen bis zur Südspitze Siziliens zusammen treten und hier über Krieg und Frieden, über Zölle und Handelsverträge, überhaupt über alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathen. Als in Frankreich im Jahre 1848 die Februarrevolution ausbrach, hatte Pius IX. längst schon eine durchaus freisinnige Verfassung für den Kirchenstaat fertig, und führte dieselbe freiwillig, ohne irgend einen Zwang von Seiten des Volkes, ganz von sich aus ein, lange zuvor, ehe die Fürsten Europas nacheinander dem Ungestüm ihrer Völker, um ihre Krone zu retten, Zugeständnisse machten. Zwei Kammern hatten nach dieser seiner Verfassung zu tagen, eine vom Papste zu ernennende erste Kammer und ein vom Volke zu wählendes Haus der Abgeordneten. Das Kardinalskollegium sollte fortan nur noch als Geheimrath des Fürsten Geltung haben.

Alle freisinnigen Herzen auf Erden schlugen voll Bewunderung und Begeisterung dem Papste Pius IX. entgegen; Italien wiederhallte von Lebehochs auf ihn. Aber im Herzogthum Modena und im lombardisch-venetianischen Königreich Oesterreichs galt ein Vivat, auf den Papst Pius IX. ausgebracht, als ein revolutionärer Ruf, als Beweis einer polizeiwidrigen Gesinnung; der Papst selbst galt allen

Rückschrittsleuten als ein Mitglied, wo nicht gar als das Haupt der Carbonari.

Der englische Premierminister, Lord Palmerston, hat im Parlament Großbritanniens das durch die ganze gebildete Welt schallende Wort gesagt: „Fürstenhäuser wie das neapolitanische und andere italienische hätten niemals regieren sollen, zur Ehre der Menschheit nicht." Stärker kann man das neapolitanische, das modenesische, das parmesanische Fürstenhaus nicht verurtheilen. Die Leute, welche von solchen Fürsten in die Regierungsstellen gesetzt wurden, waren danach, und ihre Regierungsweise hatte mit jedem Tage mehr den Boden vorbereitet für einen Umschwung in Italien. Wie nun vollends aus dem Munde des Papstes selbst auf einmal der Geist und die Forderungen der neuen Zeit als berechtigt anerkannt waren und eine heilige Weihe erhielten, zu der Weihe hin, welche sie schon in sich selbst hatten: da fanden die Worte der Patrioten erst recht in weitem Umkreis offene Ohren und Herzen, die Schriften und Zeitungsartikel jener Männer, welche die unglückliche italienische Nation zu politischer Bildung und Gesinnung zu erziehen sich zur Lebensaufgabe machten. Diese patriotischen Schriftsteller waren theils geboren, theils fanden sie Schutz in Piemont.

In Piemont, in dem Königreiche Sardinien, regierte Karl Albert, und zwar in den letzten Jahren seiner Regierung sehr freisinnig; war er doch lange ein Reactionär und Absolutist, der Volksfreiheit abgeneigt. Erst zuletzt, als der Papst Pius IX. vorangegangen war, gab auch er seinem Königreiche eine freisinnige Verfassung. Gioberti, Cäsar Balbao und Azeglio, die letztern Zwei Grafen, der Erste ein Priester, alle Drei geborene Piemontesen, schrieben und wirkten für die Einigung aller Parteien Italiens, für die Zusammenfassung aller Kräfte, um ein einheitliches freies Italien zu schaffen: Geistlichkeit, Adel und Bürger sollten für diesen Einen Zweck gemeinsame Sache machen, unter Führung des Papstes Pius IX. und des Hauses Savoyen.

Die Piemontesen waren die einzige Macht in Italien, die durch ihre innere Stärke und durch ihre nationale Entwicklung Aussicht gab, daß man sich an sie anschließen, daß sie die Vereinigung aller italienischen Kräfte durchsetzen, daß sie die Führung im Kampfe gegen Oesterreich, die „Fremden", und gegen die widerspenstigen Despotien von Modena, Parma und Neapel übernehmen könne.

2. Der Umschwung. Karl Albert. Die Volkserhebung in Mailand. Ferdinand II. in Neapel. Der Aufstand Siziliens. Die Erhebung Venedigs.

In diesem Umschwung der Stimmung Italiens, wie in den freisinnigen Reformen des Papstes, Piemonts und Toskana's, sah der Wiener Hof eine europäische Gefahr, und bedrohte Piemont und die päpstlichen Staaten mit dem Einmarsch der Oesterreicher. Mit Oesterreich schlossen Modena und Parma zu Ende des Jahres 1847 ein Schutz- und Trutzbündniß; Ferdinand II. war vorher gewiß. Die Regierung Englands erklärte sich für die Reformen Italiens, und die italienischen Staaten der Reform rüsteten sich zum „Kreuzzuge" gegen die Oesterreicher.

Der Wiener Hof, der fortfuhr, in seinem lombardisch-venetianischen Königreich jede Reform abzuweisen und das Nationalgefühl grob zu verletzen, sah plötzlich ganz Italien in furchtbarer Gährung, mit der Losung: „Freiheit, Einheit, Unabhängigkeit!" In Piemont trat ein ganz nationales und freisinniges Ministerium an die Spitze, am 11. Oktober 1847.

Karl Albert war als junger Prinz Mitglied des Geheimbundes der Carbonari, derjenigen Partei gewesen, welche die fremden Herren aus Italien vertreiben und die Einheit eines großen Vaterlandes schaffen wollte. Den Einheitsgedanken theilte er mit den geheimen Patrioten; ihren Bestrebungen für Volksfreiheit war er aber immer innerlich fremd geblieben, wenn er sich damals auch den Schein gab, als theile er auch ihre Freisinnigkeit. Sogar die Einheit wünschte er schon damals nur mit dem Hintergedanken, daß sein Haus, mithin dereinst er selbst, die Königskrone des vereinten Italiens davontragen werde. Selbst in seinem Hasse gegen Oesterreich stimmte er nicht mit den Bevölkerungen Italiens zusammen; er haßte die Oesterreicher nicht als Feinde, sondern nur, weil sie dem Emporkommen seines Fürstenhauses, der Ausbreitung der Herrschaft wie dem Einflusse des Hofes von Turin im Wege waren. Denn das Haus von Savoyen, welches vom Grafen des deutschen Reiches sich langsam durch kluge Benützung der Zeitverhältnisse und Gelegenheiten zum Königshause heraufgearbeitet hatte, war durch seine Geschichte und Lage darauf angewiesen, sich räumlich auszudehnen, durch Kauf, durch Bündnisse, durch Kriege

und Eroberungen immer mehr Land und Leute zu gewinnen, sich zu einer im Fürsten- und Völkerrecht Europas mitstimmenden Macht emporzubringen. Nicht mit Unrecht hat man, als im Jahre 1866 die Krone Preußen mit der Krone Sardinien, die über Italien gebot, das vielbesprochene Schutz- und Trutzbündniß schloß, auf die Aehnlichkeiten hingewiesen, welche sich im politischen Entwicklungsgang der Häuser Savoyen und Hohenzollern finden.

Karl Albert hatte im Jahre 1847 böse Erinnerungen der Menschen gegen sich, als er auftrat in seinem eigenen Königreich als freisinniger verfassung-gebender Fürst, und zugleich als Befreier Italiens von der Fremdherrschaft. Denn als er aufgehört hatte, Carbonaro zu sein, hatte er sich um so eifriger gezeigt, in den Geleisen des politischen und religiösen Jesuitismus zu wandeln. Wenn auch unter dem Zwange seines Vaters, so hatte er eben doch unter dem Herzog von Angouleme den übelberufenen Feldzug Frankreichs im Jahre 1823 zum Umsturz der spanischen Verfassung mitgemacht und war dabei gewesen, als in Spanien mit Kerker und Blutgerüsten gegen die Verfassungsfreunde vorgegangen wurde; als, wie Graf Chateaubriand, der französische Minister, es bezeichnete, „die Dummheit und der Fanatismus König Ferdinands VII., des hassenswürdigen Fürsten, welcher die Verfassung nur beschworen habe, um sie zu verrathen", wieder in die unumschränkte Regierung eingesetzt und die Herrschaft der Priester, der Inquisition und des Adels zurückgeführt wurde. Damals und noch lange nachher erschien Karl Albert ganz als einer der Bigotten und als ein Anhänger des Despotismus.

Und doch war es im Jahre 1847 der König Karl Albert, auf welchem die Hoffnungen der Freunde der Freiheit und Größe Italiens ruhten; wenn auch mehr auf seinem freisinnigen Ministerium, das er gewählt hatte, als auf dem Könige selbst. Ueberdieß hatte er zwar Proben, daß er ein tapferer Soldat war, abgelegt, aber keine, daß er Talent zum Feldherrn hatte. Er selbst hielt sich aber dafür. Sein Heer hatte er möglichst gerüstet; aber meist nur Nichtitalienern die höheren Führerstellen übertragen, weil er den einheimischen militärischen Persönlichkeiten mißtraute, so sehr auch manche darunter in Feldzügen sich ausgezeichnet hatten.

Im Vertrauen auf die Mitwirkung eines römischen Heeres, das ihm die Patrioten Roms in Aussicht gestellt hatten, auf die Theilnahme ganz Italiens, besonders auf die vorbereitete Erhebung der Eingeborenen im lombardisch-venetianischen Königreich, rückte Karl

Albert mit seinem Heere in die Lombardei ein und erklärte an Oesterreich den Krieg. Die freisinnigen Lombarden hatten in der That ihn herbeigerufen.

In Mailand und Venedig hatte das Vorgehen des Papstes mächtig gezündet. Was die feurigste Beredsamkeit der patriotischen Schriftsteller nicht vermocht hatte, die Massen in Bewegung zu bringen, vollbrachte das Wort des Papstes. Zunächst forderten die Lombarden eine eigene Verfassung und Regierung für ihr Königreich. Ein Vicekönig sollte dieses regieren, mit einem italienischen Parlament zur Seite, mit italienischen Ministern, mit keinen andern, als italienischen Truppen. Die Art, womit Metternich, im Einverständniß mit den tonangebenden Persönlichkeiten des Kaiserhofes, dieses Begehren abschlug, verletzte noch mehr, als das Abschlagen selbst. Die elende Wiener Staatswirthschaft hatte die italienischen Reichstheile, für die Verschwendung der Hofwelt weit mehr, als zu Nutz und Frommen des österreichischen Staates, mit Monopolen aufs äußerste ausgebeutet. Dahin gehörte das Lottospiel und der Tabakshandel. Aus diesen beiden Monopolen schon allein hatte die österreichische Regierung seither große Summen bezogen. Um diesem ihrem Nationalfeinde solche Geldzuflüsse und Mittel zu entziehen, verschworen sich die Italiener, jeder Art von Tabak und des Lottospiels sich ganz zu enthalten. Und das Gelübde wurde streng gehalten: jeder rauchende Italiener wäre von Frauen und Männern als Verräther, als Vaterlandsfeind, als Anhänger der Fremdherrschaft angesehen und als solcher behandelt worden. Ja jeder fremde Civilist, die leicht kennbaren Engländer ausgenommen, welcher auf der Straße zu rauchen wagte, sah sich Mißhandlungen durch das Volk ausgesetzt. Keine Italienerin, kein Italiener setzte mehr in das früher so leidenschaftlich von ihnen geliebte Lotto. Die Studenten auf den Universitäten zu Pavia und Padua waren voran in der Entzündung für die nationale Sache und im Entzünden der Volksmassen. Zwischen ihnen und ihrem Anhang kam es in beiden Städten zu bedenklichen Reibungen mit dem österreichischen Militär, ebenso zu Mailand zwischen den Bürgern und den Soldaten. Diese Reibungen alle fallen noch in das Ende des Jahres 1847 und in den Januar 1848; also monatelang vor den Ausbruch der französischen Revolution. Damit die Thorheit der Regierungsweisen und des Hofes zu Wien so recht völlig der Welt sich offenbare, schlug Gott sie alle mit Blindheit, daß man am 22. Febr. 1848 statt einer zeitgemäßen Verständigung — in der Lombardei das

und Eroberungen immer mehr Land und Leute zu gewinnen, sich zu einer im Fürsten- und Völkerrecht Europas mitstimmenden Macht emporzubringen. Nicht mit Unrecht hat man, als im Jahre 1866 die Krone Preußen mit der Krone Sardinien, die über Italien gebot, das vielbesprochene Schutz- und Trutzbündniß schloß, auf die Aehnlichkeiten hingewiesen, welche sich im politischen Entwicklungsgang der Häuser Savoyen und Hohenzollern finden.

Karl Albert hatte im Jahre 1847 böse Erinnerungen der Menschen gegen sich, als er auftrat in seinem eigenen Königreich als freisinniger verfassung-gebender Fürst, und zugleich als Befreier Italiens von der Fremdherrschaft. Denn als er aufgehört hatte, Carbonaro zu sein, hatte er sich um so eifriger gezeigt, in den Geleisen des politischen und religiösen Jesuitismus zu wandeln. Wenn auch unter dem Zwange seines Vaters, so hatte er eben doch unter dem Herzog von Angouleme den übelberufenen Feldzug Frankreichs im Jahre 1823 zum Umsturz der spanischen Verfassung mitgemacht und war dabei gewesen, als in Spanien mit Kerker und Blutgerüsten gegen die Verfassungsfreunde vorgegangen wurde; als, wie Graf Chateaubriand, der französische Minister, es bezeichnete, „die Dummheit und der Fanatismus König Ferdinands VII., des hassenswürdigen Fürsten, welcher die Verfassung nur beschworen habe, um sie zu verrathen", wieder in die unumschränkte Regierung eingesetzt und die Herrschaft der Priester, der Inquisition und des Adels zurückgeführt wurde. Damals und noch lange nachher erschien Karl Albert ganz als einer der Bigotten und als ein Anhänger des Despotismus.

Und doch war es im Jahre 1847 der König Karl Albert, auf welchem die Hoffnungen der Freunde der Freiheit und Größe Italiens ruhten; wenn auch mehr auf seinem freisinnigen Ministerium, das er gewählt hatte, als auf dem Könige selbst. Ueberdieß hatte er zwar Proben, daß er ein tapferer Soldat war, abgelegt, aber keine, daß er Talent zum Feldherrn hatte. Er selbst hielt sich aber dafür. Sein Heer hatte er möglichst gerüstet; aber meist nur Nichtitalienern die höheren Führerstellen übertragen, weil er den einheimischen militärischen Persönlichkeiten mißtraute, so sehr auch manche darunter in Feldzügen sich ausgezeichnet hatten.

Im Vertrauen auf die Mitwirkung eines römischen Heeres, das ihm die Patrioten Roms in Aussicht gestellt hatten, auf die Theilnahme ganz Italiens, besonders auf die vorbereitete Erhebung der Eingeborenen im lombardisch-venetianischen Königreich, rückte Karl

Albert mit seinem Heere in die Lombardei ein und erklärte an Oesterreich den Krieg. Die freisinnigen Lombarden hatten in der That ihn herbeigerufen.

In Mailand und Venedig hatte das Vorgehen des Papstes mächtig gezündet. Was die feurigste Beredsamkeit der patriotischen Schriftsteller nicht vermocht hatte, die Massen in Bewegung zu bringen, vollbrachte das Wort des Papstes. Zunächst forderten die Lombarden eine eigene Verfassung und Regierung für ihr Königreich. Ein Vicekönig sollte dieses regieren, mit einem italienischen Parlament zur Seite, mit italienischen Ministern, mit keinen andern, als italienischen Truppen. Die Art, womit Metternich, im Einverständniß mit den tonangebenden Persönlichkeiten des Kaiserhofes, dieses Begehren abschlug, verletzte noch mehr, als das Abschlagen selbst. Die elende Wiener Staatswirthschaft hatte die italienischen Reichstheile, für die Verschwendung der Hofwelt weit mehr, als zu Nutz und Frommen des österreichischen Staates, mit Monopolen aufs äußerste ausgebeutet. Dahin gehörte das Lottospiel und der Tabakshandel. Aus diesen beiden Monopolen schon allein hatte die österreichische Regierung seither große Summen bezogen. Um diesem ihrem Nationalfeinde solche Geldzuflüsse und Mittel zu entziehen, verschworen sich die Italiener, jeder Art von Tabak und des Lottospiels sich ganz zu enthalten. Und das Gelübde wurde streng gehalten: jeder rauchende Italiener wäre von Frauen und Männern als Verräther, als Vaterlandsfeind, als Anhänger der Fremdherrschaft angesehen und als solcher behandelt worden. Ja jeder fremde Civilist, die leicht kennbaren Engländer ausgenommen, welcher auf der Straße zu rauchen wagte, sah sich Mißhandlungen durch das Volk ausgesetzt. Keine Italienerin, kein Italiener setzte mehr in das früher so leidenschaftlich von ihnen geliebte Lotto. Die Studenten auf den Universitäten zu Pavia und Padua waren voran in der Entzündung für die nationale Sache und im Entzünden der Volksmassen. Zwischen ihnen und ihrem Anhang kam es in beiden Städten zu bedenklichen Reibungen mit dem österreichischen Militär, ebenso zu Mailand zwischen den Bürgern und den Soldaten. Diese Reibungen alle fallen noch in das Ende des Jahres 1847 und in den Januar 1848; also monatelang vor den Ausbruch der französischen Revolution. Damit die Thorheit der Regierungsweisen und des Hofes zu Wien so recht völlig der Welt sich offenbare, schlug Gott sie alle mit Blindheit, daß man am 22. Febr. 1848 statt einer zeitgemäßen Verständigung — in der Lombardei das

Kriegsgesetz verkündete. Die Prinzen und Prinzessinnen, der ganze Hofadel und insbesondere die Hofgeneralität frohlockten und sagten sich einander von dieser energischen Maßregel „die Demüthigung des italienischen Hochmuths und die Zügelung der Gelüste und Leidenschaften“ voraus.

Zwei Tage nach der Verkündigung des Kriegszustandes für die Lombardei siegte in Paris die Revolution; durch ganz Deutschland zitterten die französischen Umwälzungen nach; in den ersten Märztagen schon hatten die mittleren und kleineren deutschen Fürsten überall den Volksforderungen Gehör gegeben; und in Wien selbst, wo der Hof die Bedürfnisse und Forderungen der Zeit für Deutschösterreich, Böhmen und Ungarn eben so sehr, wie für die Lombardei, in leichtfertigem Uebermuth mit Hohn verachtet hatte, schwoll am 13. März die Volksbewegung so hoch um die Kaiserburg an, daß die gegen die Stadt gerichteten Kanonen auf dem Wall vom Volk umgekehrt wurden und gegen die Hofburg ihre Mündungen drohten, daß Metternich gestürzt wurde und die Freiheit in Wien siegreich war. Jetzt erst brach der Aufstand in der Lombardei aus, und zwar erst am 18. März.

Schon im Herbst 1847 war in Kalabrien ein Aufstand gegen König Ferdinand II. von Neapel ausgebrochen, und während er diesen vergebens durch grausame Maßregeln zu dämpfen suchte, war drüben in Sizilien die Hauptstadt Palermo aufgestanden, mit dem Ruf: „Es lebe die Unabhängigkeit!“ Hier unten in Sizilien war die Bevölkerung nicht reif für die Ideen der bürgerlichen Freiheit. Nur unabhängig von Neapel wollten die Sizilianer sein; für sich wollten sie sein; ein eigenes Königreich wollten sie werden. Mißhandelt waren sie freilich lange worden, ungerecht und ausbeuterisch, ärger, als Irland von England. Aber zurückgeblieben, nicht bloß von der Priesterschaft zurückgehalten, waren auch diese Sizilianer, wie die Irländer, in jeder Art von zeitgemäßer Entwicklung. Die Führer waren wohl fortgeschritten; sie hatten sich im Ausland, in England und Frankreich gebildet; aber es war für sie schwer, die ungebildeten Massen in das Geleis ihrer Gedanken zu bringen und sie zu leiten. Oben in der Citadelle von Palermo lag eine starke Besatzung, Neapolitaner und Miethsoldaten aus aller Herren Länder. Die aufständische Stadt wurde von der Citadelle herab bombardirt; die Aufständischen aber schnitten der Besatzung alle Zufuhr ab, und mit Noth rettete sich dieselbe auf englischen und französischen Kriegsschiffen nach Neapel.

Der arglistige König Ferdinand sah sich durch das, was drüben in Sizilien vorging und noch näher in seiner eigenen Hauptstadt Neapel, wo am 29. Januar 1848 die dreifarbigen Fahnen auftauchten und die Revolutionsrufe bedrohlich sich hören ließen, aufgeschreckt. Dieser Gährung in seinen beiden Königreichen gegenüber, verkündete Ferdinand, der gräßliche Despot, über Nacht eine Repräsentativverfassung. Er hoffte, durch diese plötzliche Bekehrung seine eigenen und die Völker Italiens zu täuschen, den Papst und Karl Albert in der Freisinnigkeit zu überflügeln, und sich an die Spitze der ganz Italien ergreifenden Bewegung zu schwingen. Er hoffte dies um so mehr in Bezug auf Oberitalien, als er genau wußte, daß Metternich und der Wiener Kaiserhof den Lombarden niemals etwas Anderes geben würden, als Belagerungszustand, Vermehrung der Plackereien und verschärfte Gewaltsmaßregeln, und damit Vermehrung der Verbitterung, Häufung des Zündstoffs für eine Auflehnung gegen die Fremdherrschaft Oesterreichs.

Die Männer der Freiheit und der Einheit Italiens zwar, welche von Rom bis zu den Alpen saßen und wirkten, ließen sich durch Ferdinands Spiel nicht täuschen; die in Neapel sahen ihm scharf auf die Finger; aber die Mehrheit der Neapolitaner, nach Art des Volkes überall, glaubte an die übernächtige Bekehrung sogar dieses Königs, des Königs Ferdinand II., so sehr sie durch bitterste Erfahrung ihn hatte kennen lernen. Sie dankte ihm für sein Geschenk und glaubte an seine Aufrichtigkeit.

Die Verfassung, welche Ferdinand in jener Nacht seinen Völkern zum Geschenke machte, war in der That eine freisinnige: sie war die Abschrift der französischen Verfassung von 1830, auf deren Grundlage der Bürgerkönig Louis Philipp sich gestellt hatte. Gerade der 24. Februar 1848, der Tag des Ausbruchs der Revolution in Paris, war der Tag, an welchem König Ferdinand von Neapel und Sizilien, ganz freiwillig, die von ihm selbst vorgelegte Verfassung feierlich vor allem Volke beschwor und aus den Männern der Freiheits- und Vaterlandsliebe, aus den bisher Geächteten und Verfolgten, sein Ministerium bildete. Er selbst hatte diese Feierlichkeit des Verfassungsschwurs angeordnet; er legte die Hand auf das Evangelium, und rief, ohne daß irgend Jemand das von ihm verlangt hatte, „die Strafen des Himmels auf sein Haupt herab, wenn er je diese Verfassung brechen würde.“ Diese Verfassung war für beide Königreiche Neapel und Sizilien eine gemeinsame. Ein vereinigtes Parlament, von hüben und drüben gewählt, sollte Sizilianer und Neapolitaner

vertreten. Die provisorische Regierung in Sizilien nahm diese Verfassung nicht an. An ihrer Spitze stand der alte edle Patriot Ruggiero Settimo, königlicher Contreadmiral. Die sizilischen Sondermänner überdrängten ihn und die besonnenen Freunde der Freiheit und Italiens. Diese bestanden auf einem abgesonderten sizilischen Parlament und auf der Wiederherstellung der sizilischen Verfassung von 1812.

Dieses Verlangen der Sizilianer traf bei dem König mit der Schreckensnachricht vom Umsturz des Königthums in Paris und der Errichtung der französischen Republik zusammen. Unter solchen Eindrücken ging er ein auf diese Forderungen der Sizilianer: er berief ein sizilisches Parlament, er ernannte Ruggiero Settimo zu seinem Generalstatthalter (Vicekönig) in Sizilien. Wie aber die Kunde von den Vorgängen in Paris und ganz Frankreich nach Palermo kam, steigerten die Sizilianer ihre Wünsche. Neue Forderungen an den König verlangten die Personalunion zwischen Neapel und Sizilien, ein eigenes Ministerium, ein besonderes nur aus Sizilianern gebildetes Heer und eigene Finanzen für Sizilien. Gegen so weit gehende Forderungen waren selbst die Neapolitaner in Masse, nicht König Ferdinand allein. Die Verwerfung derselben reizte das sizilianische Volk und Parlament so, daß das letztere nicht bloß König Ferdinand, sondern das ganze Haus Bourbon auf immer der Krone Siziliens verlustig erklärte und am 11. Juli 1848 den Herzog von Genua, den Sohn Karl Alberts, zum Könige Siziliens wählte. Die Führer der Bewegung auf der Insel hatten nicht ohne Einverständniß mit maßgebenden Persönlichkeiten Englands gehandelt, sie hatten sich des englischen Beistandes sicher geglaubt. Die englische Politik war von jeher darauf ausgegangen, Sizilien von Neapel loszureißen; es lag das in den absonderlichen Interessen des englischen Handels und seiner politischen Stellung im Mittelmeer. Bald genug aber hatten die Sizilianer die Erfahrung zu machen, daß die selbstsüchtige englische Politik die Losreißung der Insel zwar gerne sah, aber dem sizilischen Volke selbst es überließ, die Unabhängigkeit sich zu erstreiten und zu behaupten.

Während dies drüben auf der Insel vorging, hatte die Lage hüben auf der Halbinsel Italien schon wichtige Wandlungen durchgemacht, in Neapel, wie in der Lombardei und Venetien.

Sobald Metternich und das alte System in Wien gestürzt waren, hatte das neue freisinnige Ministerium sich so sehr als möglich beeilt, die Lombarden zu befriedigen. Man hatte eingesehen, welche groben

Fehler Oesterreichs Politik gegen diese Lande und Völker bis zuletzt sich hatte zu Schulden kommen lassen. Man wollte sie um jeden Preis nicht verlieren. Hätten anstatt des Stumpfsinns und der Rohheit, worin Vornehme und Gemeine in der Verwaltung wie in dem Heere sich meist gefielen, deutsche Bildung und zeitgemäßes Vorgehen sich geltend gemacht, so hätten sie Venedig und die Lombardei, ja ganz Italien, wegen der Einheit der nationalen Interessen, sogar nach Cavours Zeugniß, bei dem deutschen Reich erhalten, sei es als reichsverwandt, sei es als Verbündete. Jetzt wollte man in Wien alle Fehler wieder gut machen; aber die Zugeständnisse des Wiener Märzumschwungs kamen zu spät nach Mailand und Venedig.

Schon am 18. März war die Volkserhebung in Mailand ausgebrochen. Sie war eine allgemeine: alle Stände, jedes Geschlecht und jedes Alter nahmen daran Theil. Jedermann war mit beim Kampf, der eine auf diese, der andere auf jene Art. In der Stadt befehligte Feldmarschall Radetzky; seine Truppen waren aus Kroaten und Deutschösterreichern zusammengesetzt. Graf Josef Radetzky stand im zweiundachtzigsten Lebensjahre. Sein Name war schon in den letzten Kriegen gegen Napoleon I. ein vielgenannter, obgleich damals seine Rathschläge beim Generalstab nicht eben die besten waren. Persönliche Tapferkeit aber hatte er oft bewährt; seine „Milde und Bildung", die man sehr an ihm pries, hatte ihn nicht abgehalten, eine hochgebildete und gefeierte italienische Dame einzig nur wegen national patriotischer Kundgaben auf öffentlichem Platz vor Kroaten und deutschen Soldaten entblößen und mit Ruthen auf den Bloßen hauen zu lassen. Radetzky's alt-österreichische soldatische Brutalität in der Form solchen Grades von Gemeinheit hat zum Ausbruch der Volkswuth in Mailand unendlich mehr beigetragen, als alle patriotischen Flugblätter und alle Reden in den verbotenen, geheimen Gesellschaften und Versammlungen. Eine solche Verwaltung und so ein radetzkyches Säbelregiment miteinander zusammen tragen mindestens fünf Achtel der Schuld daran, daß damals die Lombardei und Venetien aufstanden, und daß sie in unseren Tagen verloren worden sind. Vom 18. bis 22. März wurde in der Stadt und vor der Stadt gekämpft, mit aller Hitze des nationalen Hasses, der bei den Italienern noch durch Thaten der letzten Tage, welche in das Gefühl jeder italienischen Brust wie mit glühenden Zangen frech hinein langten, aufs Aeußerste gereizt worden war. Nach zweitägigem Straßenkampf mußte der alte Lager- und Kasernenmann Radetzky der von ihm so verachteten

„Canaille", dem Volke, weichen; er sah sich und seine Kroaten von Civilisten und vom „Pöbel", dem so oft verlachten und mißhandelten Bürger und Arbeiter, aus der Stadt hinausgeschlagen. So grimmig der alte Haudegen war, nicht eine Niederlage überhaupt, sondern von Bürgern, von Handwerkern, von Nicht-Soldaten, eine Niederlage erlitten zu haben, und so ungeheure Verluste an Leuten und Material er erlitten hatte: so mühte er sich doch noch ab, die verlorne Stadt wieder zu erstürmen. Es blieb ihm nichts, als der Rückzug; nichts, als alle österreichischen Besatzungen, welche in den nahen Städten lagen, eilends an sich zu ziehen und Stellung zu suchen in dem Festungsviereck zwischen Peschiera, Verona, Legnago und Mantua.

Auf der Flucht dahin erfuhr Radetzky durch einen aufgefangenen Brief, daß auch Venedig für Oesterreich verloren war. In Venedig befehligte Graf Zichy. Vom 17. bis 22. März dauerten die Kämpfe, in welchen die Bevölkerung Venedigs das Joch der österreichischen Beamten- und Soldatenbrutalität abschüttelte, ohne viel Blut. Das Ungeschick der österreichischen Regierung hatte den klugen und für die italienische Unabhängigkeit glühenden Daniel Manin im Januar 1848 verhaftet, als die Seele der Bewegung im lombardisch-venetianischen Königreich; verhaftet und in Kriminaluntersuchung gezogen, weil er die nationalen Wünsche einer unabhängigen Stellung Venetiens und der Lombardei in Form und zu Papier gebracht und an den Kaiser übergeben hatte. Der damals achtundvierzigjährige Manin war nicht im Besitz äußerer Machtmittel oder in glänzenden Lebensverhältnissen, er bekleidete keine Würde in der Verwaltung oder im Heer oder in der Kirche; er gehörte nicht zum hohen Adel Venedigs; er war ein einfacher Bürger und Rechtsanwalt. Aber er war durch seinen sittlichen Charakter und durch seinen Geist, durch die Vielseitigkeit seiner Begabung, und durch seine Volksbeliebtheit eine Macht geworden, in einer Zeit, in welcher dem Geist und dem Charakter auch die Stolzen sich beugen, im Gefühl, daß jene zur Leitung nöthig sind. So war er die Seele der Bewegung seiner Landsleute geworden. Und er blieb diese, wie einst O'Connel für seine Irländer, auch vom Gefängniß aus. Die Märzerhebung der Bevölkerung Venedigs befreite ihn aus dem österreichischen Kerker, und hob ihn an die Spitze der Weiterleitung des angefangenen italienischen Befreiungswerkes, in welches sich die Patrioten Italiens theilten. Stadt um Stadt Venetiens folgte dem Beispiele der Hauptstadt; so leicht, als in dieser, wichen überall die österreichischen Beamten und Truppen. Denn Venedig hätte von

den Oesterreichern unschwer behauptet werden können, als eine vielfach durchschnittene Stadt, die nur zwei große Plätze als Sammelpunkte hat. Aber die österreichischen Hochadeligen in Venedig, Graf Zichy, der Befehlshaber der Truppen, der Marchese Paulucci, der Viceadmiral mit seinem Geschwader, und Graf Palfy, der Statthalter Veneziens, hatten weder die Eigenschaften des Kopfes noch die des Charakters für die Stellen, in welche sie durch Geburt, Geld und Hofgunst gekommen waren. Es waren eitle, im Glück übermüthige Herren, in den Stunden der Entscheidung schlechthin unfähig; ohne irgend einen Begriff für das, was in der Zeit vorging, und für das, was in dieser Zeit zu thun war. Ein Kopf, wie Manin, hatte mit diesen eitlen, schwachen und einfältigen Großwürdenträgern ein leichtes Spiel; er verführte sie. Der vom Volk in Freiheit gesetzte Patriot und sein Freund Correr, der Oberbürgermeister, beredeten dieselben, vor Allem müssen die nöthigsten Zugeständnisse gemacht werden, wenn Ruhe und Ordnung in der aufgeregten Stadt wiederkehren sollen: die Errichtung einer starken Bürgerwehr, die Entfernung des nichtitalienischen Regiments Kinzky, von welchem die ersten Reibungen ausgegangen, aus der Stadt, und die Hut der Ordnung durch die Bürgerwehr. In ihrer Rathlosigkeit und Schwäche gestanden die österreichischen Vertrauensmänner des Hofes alles Das an den Oberbürgermeister und Manin zu: das deutsche Regiment verließ die Stadt, die blitzschnell gebildete und bewaffnete Bürgerwehr besetzte die wichtigsten Punkte des Platzes, ja sogar die Marine, das Arsenal; und die Magazine wurden der Obhut der Bürgerwehr Venedigs und der italienischen Truppen unterstellt. Damit hatten Zichy und Palfy, Befehlshaber und Statthalter, Lieblinge des Kaiserhofes, alle Macht, die ihnen der Kaiser anvertraut hatte, aus den Händen gegeben, sich die Hände selbst gebunden, und dem staatsklugen Mann gelang es so, dasselbe, was in Mailand so viel Blut kostete, fast ohne Blut zu erringen. Die italienischen Truppen nahmen Manins Weisungen an; das Volk Venedigs in Waffen und die italienischen Truppen miteinander waren eine solche Uebermacht, daß, als Manin am 22. März Abends dem österreichischen General und dem Statthalter eine Kapitulation vorlegte, diese in der Noth sie unterzeichneten. Manin bildete eine provisorische Regierung. Ihr übergaben Zichy und Palfy die Civil- und Militärverwaltung, alles Kriegsmaterial und die Kassen, wie Manin es ausbedungen hatte; dafür erhielten sie freies Geleit aus der Stadt. Die italienischen Truppen ließen sie

zurück, und sie selbst schifften sich mit dem Rest der Deutschen nach Triest ein.

Dieser Sieg Manins über die kaiserlichen Großwürdenträger war von ungeheurer Wichtigkeit für den Umschwung in Italien. War die moralische Wirkung schon groß, so war der materielle Vortheil für die Revolution noch viel größer. Denn in den Lagunen Venedigs befanden sich die reichsten Magazine und Arsenale des Kaiserstaats. Diese hatte jetzt die italienische Revolution neben vielem Geld zu ihrer Verfügung, und in den italienischen Truppen Venedigs eine regelmäßige Streitmacht. Die Revolution machte so rasche Fortschritte, daß in wenigen Tagen von Oesterreich Alles abgefallen war, bis auf ein paar Plätze des Festungsvierecks, und auch unter diesen war Mantua nur dadurch noch gerettet worden, daß im gefährlichsten Augenblick ein österreichisches Regiment noch einrückte. Radetzky hatte, abgesehen von den Besatzungen der Plätze, nach dem Abfall der italienischen Truppen nicht mehr, als 16,000 Mann mit 54 Geschützen bei sich in Verona, wenig Geld und Lebensmittel. Dazu hatten auch Modena und Parma ihre Herzoge vertrieben, und sich unter den Schutz des Papstes, Karl Alberts und des Großherzogs von Toscana gestellt. So waren auch diese österreichischen Nebenländer nicht nur kein Rückhalt, sondern zu Feinden für ihn geworden. Verstärkungen für ihn waren unterwegs, konnten aber leicht abgeschnitten werden, da alles Land rings umher jetzt im Aufstand war und der sardinische König Karl Albert, dessen Truppen längst an der Grenze sich gesammelt hatten, diese Volkserhebung zum Vorrücken selbstverständlich jetzt benützen mußte. In der Nacht des 24. März rückten auch schon die zwei ersten sardinischen Regimenter in Mailand ein.

3. Karl Alberts erster Krieg gegen Oesterreich. Ferdinands Verrath. Abfall des Papstes vom italienischen Bunde. Radetzky's Siege. Der Waffenstillstand. Mazzini in Mailand und dessen Wiedereinnahme.

In Turin, in der Hauptstadt des Königreichs Sardinien, war die Begeisterung ohne Gränzen gewesen, als eine Botschaft um die andere die Volkserhebung der Lombardei brachte. Die Offiziere und Soldaten und, im Verein mit ihnen, die Bürger, Studenten und Arbeiter

hatten öffentlich und feierlich geschworen, Gut und Blut für die Freiheit der Lombarden einzusetzen. Karl Alberts Heer zählte gegen 50,000 Mann. Es waren tapfere Truppentheile darunter. Aber so ungleich das Zahlenverhältniß zwischen den Oesterreichern und den Sardiniern war, so glich sich dieses Zahlenverhältniß doch mehr als aus durch die Verschiedenheit der Oberfeldherren. Es war ein Unglück für die italienische Sache, daß Karl Albert persönlich den Oberbefehl führte. Das war kein ebenbürtiger Gegner eines Radetzky; hier befehligte der Unerfahrenste dem Erfahrensten gegenüber; mit dem energischsten Kriegsmann hatte ein weicher König, im Hofleben, aber nicht unter dem Kugelregen zu Hause, es zu thun: Karl Albert, welcher, als es in die heiße Schlacht ging, von der Jungfrau Maria erwartete, daß sie für ihn ein Wunder thun werde; welcher nicht, wie einst sein großer Anverwandter, Prinz Eugen von Savoyen, „der edle Ritter", der auch stille betend die Schlacht eröffnete, den Scharfblick und das Eingreifen des Feldherrn mit dem Gebet zu vereinen wußte, sondern bigott von einem W u n d e r den Sieg hoffte, nicht von der erleuchteten Thatkraft.

Bei seiner Ueberzahl konnte und mußte Karl Albert mit den Lombarden rasch auf Verona vorgehen und die Oesterreicher hier, wo sie sich gesammelt hatten, schlagen. Aber es fehlte ihm alle Energie, und er vertrödelte die Zeit, indem er langsam vorrückte und seine Streitkräfte in Angriffen auf falsche Punkte zersplitterte. Kleine siegreiche Gefechte, in welchen er stets nur eine Handvoll Oesterreicher gegen sich hatte, erfreuten ihn, als wären es gewonnene Schlachten, wie das Gefecht bei Goito, wo sie den Uebergang über den Mincio leicht erzwangen; wie das bei Monzambano an den Minciobrücken, das bei Villafranca, das bei Pastrengo an der Etsch. Waren diese Siege leicht zu gewinnen, so scheiterten ganz der Angriff auf Peschiera und der auf Mantua. Radetzky bei Verona mit seiner Gesammtmacht aufzusuchen, unterließ Karl Albert. Er soll geglaubt haben, Verona sei, was es erst nachmals wurde, eine Festung ersten Rangs, während es doch damals nicht viel mehr als ein verschanztes Lager war. Im Wahn, daß Verona unangreifbar sei, zersplitterte er seine Streitkräfte in den beiden Angriffen auf Peschiera und auf Mantua; und zeigte er darin, daß er kein Feldherrntalent hatte, so war es geradezu ungeheuerlich, daß er die beiden starken Festungen, ohne Belagerungsgeschütz zu haben, bloß mit Feldgeschütz angriff. Die Schlappe war eben darum nicht gering, die er vor der einen wie vor der andern

Feste erlitt. Wo der Oberfeldherr und sein Generalstab so große Fehler machten, da konnte alle Tapferkeit der Truppen nichts bessern.

Endlich bei Santa Lucia südwestlich von Verona, nachdem Radetzky 7000 Mann Verstärkungen an sich gezogen hatte, griff am 6. Mai Karl Albert die Oesterreicher an. Auch hier noch war des Königs Streitmacht ganz ohne Verhältniß größer, als die der Oesterreicher, und dennoch wagte er diesen Angriff nur, weil ihm eine Volkserhebung in der Stadt Verona in Aussicht gestellt war. Diese unterblieb, und Radetzky mit seinen von ihm zum Kriege geschulten Kerntruppen schlug die Piemontesen und die lombardischen Freiwilligen zurück. Den Schlüssel der Stellung, den Ort Santa Lucia, hielten zwölf österreichische Kompagnieen zuerst gegen drei, dann gegen fünf piemontesische Brigaden drei volle Stunden lang; im Weichen noch zeigten sie sich groß. Waren aber diese Helden hier vor der ungeheuren Uebermacht gewichen: so war auf der andern Seite der linke piemontesische Flügel geschlagen. Plötzlich in das Feuer einer verdeckten Batterie gefallen, floh dieser in Unordnung; die in Santa Lucia siegreichen Brigaden sahen durch diese Flucht ihre Flanke entblöst und zogen sich zurück. Radetzky hatte seine letzten Reserven ins Gefecht gezogen; seine Zahl und die Ermüdung seiner Truppen verboten die Verfolgung; und von diesem sechsten Mai bis zum neunundzwanzigsten Mai blieb Karl Albert unthätig. Inzwischen aber traf bei Radetzky ein ganzes Armeekorps zur Verstärkung ein, 19,000 Mann frischer Truppen.

Karl Albert wartete auf die Zuzüge, welche vom Süden her aus den andern italienischen Staaten verheißen waren. Zu Rom hatte die Bevölkerung vom Papste die Kriegserklärung an Oesterreich und die Absendung von 15,000 päpstlichen Truppen unter dem General Durando zur Befreiung Oberitaliens von den Fremden erlangt. Eingeengt von den hohen Wogen der neapolitanischen Bewegung, hatte König Ferdinand II., gleichfalls zur Kriegserklärung an Oesterreich gezwungen, 13,000 Neapolitaner unter dem General Wilhelm Pepe nach Oberitalien in Marsch gesetzt. Es stießen aber die Päpstlichen sehr spät, die Neapolitaner gar nicht zum Befreiungsheere Karl Alberts, und die Freischaaren von Toscana 5000, von Parma und Modena 3000, aus der Lombardei 5000, waren keine geschulten, kriegserfahrenen Truppen. Nur der aus Südamerika's Kriegsdiensten noch im Jahr 1847 von den Patrioten herbeigerufene und indessen eingetroffene General Garibaldi hatte aus Alpenjägern eine Freischaar gebildet,

welche viel werth war, weil er selbst mehr im Kriege wog, als Karl Albert und alle seine Generale.

Während des Stilleliegens der Piemontesen hatten sich für den österreichischen Kaiserhof wie für Radetzky die Sachen auf dem Boden Italiens sehr günstig gestaltet; der Boden, auf welchem Karl Albert in der Lombardei stand, war gründlich unterwühlt; er war von zweien seiner mächtigsten Verbündeten verrathen. Die von den Jesuiten geleitete europäische Reaktion hatte die Fäden ihres heimlichen Gewebes sicher befestigt, und gleichzeitig war sie in Wien, in Rom und in Neapel zum Angriff vorgegangen. Als sie am 17. Mai den Kaiser aus Wien nach Innsbruck entführte, hatte sie in Neapel in denselben Nächten und Tagen ihre Maßregeln genommen. Am 15. Mai 1848 sollten in Neapel die Kammern eröffnet werden. Es hatte verlautet, König Ferdinand II. werde umschlagen. Seltsame Militärmaßnahmen hatten die Führer des Volks argwöhnisch gemacht: auf den großen Plätzen vor dem königlichen Schlosse standen die Schweizer-Miethtruppen vereinigt mit der königlichen Garde und ein namhafter Theil der Linienmannschaft schlagfertig aufgestellt. Mit der Kammereröffnung zugleich hatte an diesem Tage die Pairskammer, die Kammer der Abgeordneten und der König selbst, dieser zum zweitenmal, die Verfassung zu beschwören und damit der bisherige „provisorische" Zustand in einen „gesetzlichen" einzutreten. Das wollten der König und seine Jesuiten vermeiden. Durch Aufhetzer, die sich in die Volksklubbs verkappt einschlichen, sollte künstlich das Volk zu einem Aufstand verlockt und dann unter dem Vorwand, Mazzinisten und Republikaner zu bekämpfen, mit den Truppen der Staatsstreich vollführt, der alte Absolutismus wieder hergestellt und darauf blutige Rache an allen den edeln Männern genommen werden, welche dem Tyrannen die Macht, Böses zu thun, beschränkt und ihrem Vaterland zur Entwicklung eine freiere Bahn eröffnet hatten. Der teuflische Plan des Königs gelang, namentlich auch weil die durch die Gerüchte von einem Staatsstreich erhitzten Gemüther den Aufhetzern, die der König geschickt hatte, gar leicht ihr Ohr liehen. Neapel war der erste Schauplatz, worauf der so oft gebrauchte jesuitische Grundsatz, einzelne Unordnungen künstlich hervorzurufen, um die ganze Staats- oder Kirchenordnung niederzuschlagen, in neuester Zeit wieder zur Aufführung kam; ein Grundsatz, der fortan auf vielen Punkten Europa's, auch Deutschlands, nicht bloß Spaniens und Frankreichs, mit Glück durchgeführt wurde. Die bezahlten Aufhetzer und ideale Narren unter den

Volksführern arbeiteten überall einander in die Hände zum Siege der Reaktion.

Anhänger Mazzini's, welche dieses Italien, das damals kaum für die verfassungsmäßige Freiheit in der Form der Monarchie reif war, über Nacht zur einheitlichen italienischen Republik machen wollten, waren zwar eine kleine Minderheit in Neapel; aber die verkappten Sendlinge des Königs fanden an diesen unreifen mazzinistischen Politikern feurige Mitarbeiter darum, weil auch die Mazzinisten den Uebergang aus dem provisorischen in einen gesetzlichen Zustand für ein Hinderniß, ihren republikanischen Traum sofort zu verwirklichen, ansahen. Verkappte Ketzer im mazzinischen Klubb erzielten darum leicht den Beschluß des geheimen Ausschusses, in der Toledostraße Barrikaden zu bauen, in der Frühe des 15. Mai. Doch nur ein kleiner Theil der Bevölkerung nahm an diesem Aufstande Theil, weil die vom königlichen Schloß aus in Scene gesetzte Komödie, welche für immer in der Weltgeschichte den Titel „König Ferdinands II. Meineid und Rache" führen wird, gar zu schnell zum Schluß kam. Der König schickt am Morgen des 15. Mai seine Truppen, die Schweizer voran, gegen die Barrikaden in der Toledostraße; er selbst bombardirt von der Citadelle herab die Hauptstraße, die zum Schloß führt und die Stadt in ihrer ganzen Breite durchschneidet. In der Kürze einer Stunde sind die Barrikaden genommen und der Kampf zu Ende, die Handvoll Volks, die sich hatte verlocken lassen, zersprengt. Die Garde hatte zwei Todte und achtzehn Verwundete, die Schweizer achtundzwanzig Todte und hundertvierundsiebzig Verwundete. Diese holten jedoch großentheils Wunden und Tod erst nach dem Kampf; erst da, als sie sich plündernd und mordend in die Häuser und auf die friedlichen Bewohner darin warfen. Die Nationalgarde hatte an dem Kampfe nicht Theil genommen; ehe sie sich sammeln konnte, war alles vorüber. Sie hätte sich gesammelt, als des Königs Verrätherei offen zu Tage lag; aber eben, um die Bürger einzuschrecken und ihren Widerstand zu lähmen, flogen die glühenden Bomben in die Stadt herab. Haufen von Lazaroni waren vom König erkauft und bezahlt. Sie hatten mitgebaut an den Barrikaden, sie hatten den Schein von Vertheidigern derselben angenommen, dann beim Beginn des Kampfes die ehrlichen Barrikadenmänner verrathen und selbst angegriffen, und mit den Schweizern und Gardesoldaten sich auf die Plünderung geworfen. Der entmenschte Ferdinand hatte sogar aus den geöffneten

Gefängnissen Räuber und Mörder, die darin saßen, losgelassen. Denn in einem grausigen Blutbad wollte der arglistige, der von Diplomaten und fremden Hofdamen „liebenswürdig" genannte Wütherich die von ihm gegebene beschworene Verfassung und seinen Eid ersäufen. Gardisten, Schweizer, Lazaroni, Räuber- und Mörderbanden richteten das von ihm ersehnte Blutbad an. Es waren ihnen die Häuser und Paläste der dem König und seiner Hofwelt besonders Verhaßten namentlich zuvor bezeichnet worden. So wurde nicht bloß am Tage gewüthet, sondern noch in der Nacht. Schon am Tage waren die Geschütze der Citadelle gerade nach den Palästen der freisinnigen Großen gerichtet worden und die Flammen des Palastes Gravina und anderer Paläste leuchteten den Raub- und Mordbanden zu ihrer ehrlosen Arbeit. König Ferdinand hätte sie tagelang so fortmachen lassen, um seine Rachelust recht zu ersättigen, hätte nicht die französische Republik Einsprache gethan, d. h. Bodin, der Admiral der französischen Flotte im Hafen von Neapel, auf dessen Schiffe sich die einflußreichsten Neapolitaner gerettet hatten. Eine drohende Bewegung, welche Bodin mit seiner Flotte machte und ein paar kurze Worte legten dem neapolitanischen König, der von Sinnen war, sammt seinen Lieblingsdamen und seinen Jesuiten einen Zügel ins Gebiß: die Schreckensscenen hörten auf, weil sie aufhören mußten.

Am andern Tage ließ der König die Nationalgarde entwaffnen; die Kammern löste er auf. Auf seine Minister machte er Jagd. Er bildete ein neues Ministerium aus seinen Anhängern. Alle, welche für die Verfassung gewesen waren und gewirkt hatten, und deren er habhaft wurde, namentlich auch seine Minister darunter, voran den Minister Poerio, ließ er verhaften. Nach kurzem Prozeß schickte er sie in scheußliche Kerker oder auf die Galeere. Er freute sich, mit Augen zu sehen, wie der edle Poerio in Galiotenkleidung und Ketten daher geführt wurde, um vor dem Schloß und in den Straßen Neapels den Weg mit dem Besen zu kehren. „Das ist die Art, über die Revolution Herr zu werden," schrieb Ferdinand an gleichgesinnte Höfe, und rühmte sich gegen dieselben, der Erste zu sein, welcher der Revolution Herr geworden. Durch die Vernichtung aller Freisinnigen jede Spur der Volksfreiheit zu vertilgen, machte er sich jetzt zum Geschäft. Schon vor dem 15. Mai hatte er den Befehl nach Oberitalien geschickt, welcher den unter General Pepe dort stehenden neapolitanischen Truppen den augenblicklichen Rückmarsch gebot.

Der Papst hatte nur mit schwerem Herzen sein Heer nach der

Lombardei ziehen lassen. Als er erkannte, daß Ferdinand von Neapel die nationale wie die liberale Maske abnahm, rief auch er seine Hülfstruppen von dem piemontesischen Heere zurück. Dieselbe Partei, welche den österreichischen Kaiser nach Innsbruck gebracht hatte, zog den Papst von der nationalen Sache Italiens ab und ins Einverständniß mit dem österreichischen Hofe. Vor sich sebst und andern beschönigte der Papst diese Treulosigkeit, deren er sich damit eben so an seinem eigenen Volke, als an Karl Albert und den Lombarden schuldig machte, mit der Erklärung, „als Vater der Gläubigen sei es ihm unmöglich, gegen einen katholischen Fürsten, gegen den Kaiser von Oesterreich, die Waffen zu führen."

Die geheimen Rückmarschbefehle waren in Händen Durando's, des päpstlichen Generals; ebenso im Hauptquartier des neapolitanischen Hülfsheers. General Pepe wollte den Gehorsam verweigern; aber nur anderthalb tausend Mann traten auf seine Seite, mehr als elftausend entschieden für den Heimmarsch, für die Unterwerfung unter des Königs Befehl. Mit den anderthalb Tausend zog sich der an der Sache Italiens treu haltende Pepe zuerst auf Karl Alberts Heer zurück, später nach Venedig.

So standen die Sachen auf der rechten Flanke Karl Alberts, auf welcher am Curtatone die Neapolitaner und die Toskaner lagerten. Radetzky, von Allem wohlunterrichtet, vom Abfall König Ferdinands und des Papstes wie von der Stimmung des neapolitanischen Hülfsheers, machte sich am 27. Mai Abends auf, zog sich unbemerkt von Karl Alberts Vorposten gegen die Verschänzungen am Curtatone, und machte am 29. Mai einen Scheinangriff auf die doppelte Reihe von Werken, die mit Kanonen gespickt waren. Der Scheinangriff sollte den Abfall Ferdinands und der Neapolitaner verdecken. Die Neapolitaner kapitulirten ohne Kampf; die Toskaner wurden zersprengt, als ihre Verbündeten so von ihnen abfielen. So war für Karl Albert sein rechter Flügel verloren, ehe er wußte wie, und für Radetzky hatten unterwühlende Maulwürfe so vorgearbeitet, daß ihm auf dieser Seite mit dem Schwert nichts zu thun übrig blieb, als Komödie zu spielen. Wo er mit den Piemontesen selbst anband, hatte er tapfere Leute vor sich. Am 30. Mai siegten diese bei Goito über die Oesterreicher, und das feste Peschiera ergab sich am 31. Mai an Karl Albert. Diese Erfolge wurden aber aufgewogen durch den Abfall der päpstlichen Truppen, welche Vicenza zu decken hatten. Vicenza war rings umher befestigt; in der Stadt selbst waren 150 Barrikaden errichtet. Die

Schanzen waren dicht mit Geschütz besetzt und so steil, daß sie nicht im Lauf genommen werden konnten. Dennoch waren am Vormittag des 10. Juni alle Stellungen, Verschanzungen und Höhen um die Stadt ohne Blut in Radetzky's Hand, binnen einer Stunde, und gleich darauf auch die Stadt selbst. Um auch des Papstes Abfall zu decken, machte Radetzky einen Scheinangriff, und der päpstliche Obergeneral Durando spielte, wie die Stellungen außer der Stadt, so auch die verrathene Stadt selbst den Oesterreichern in die Hände, unter dem Schein einer Kapitulation; es war ja vorher zwischen dem päpstlichen und dem österreichischen Hof Alles ins Reine gebracht. Durando erhielt mit diesen 15.000 Päpstlichen — er hatte an diesem Tage keinen Mann verloren — freien Abzug gegen die Bedingung, drei Monate lang nicht gegen Oesterreich zu fechten. Eben so kapitulirte ohne Schuß die viertausend Mann starke päpstliche Besatzung von Treviso, unter derselben Bedingung. Nachdem die Komödie auch hier zu Ende gespielt war, meldeten die Berichte des österreichischen Hauptquartiers der Welt: Die „stürmenden Truppen hatten bei diesem Angriff unglaubliche Hindernisse zu überwinden.“ Gerade so war von „drei furchtbaren Stürmen“ auf die Verschanzungen am Curtatone gesprochen worden.

Auf die Kunde, daß Garibaldi mit seinen Alpenjägern seinen Rücken bedrohte, eilte Radetzky zu seinen in Verona zurückgelassenen 4000 Oesterreichern mit der Hauptmacht zurück. Dort traf ihn ein Befehl des österreichischen Ministeriums, den Feinden einen Waffenstillstand anzutragen.

Im Schooße der österreichischen Regierung war die Einsicht aufgegangen, daß es für den Kaiserstaat ersprießlicher sein dürfte, die Lombardei aufzugeben, und mit ihr in ein freundliches Verhältniß zu treten. Lord Palmerston, um Vermittlung eines Waffenstillstands von Oesterreich angegangen, hatte diese Einsicht, welche längst in helleren und weiterschauenden Oesterreichern wie andern Deutschen zur Ueberzeugung geworden war, durch den englischen Botschafter am Kaiserhof so nachdrücklich befürwortet, daß Graf Hartig an die Lombarden nach Mailand gesandt wurde, mit dem Antrag, die Lombardei solle aufhören zu Oesterreich zu gehören, und es ihr freistehen, entweder als unabhängiger Staat für sich zu bleiben, oder sich mit irgend einem andern italienischen Staate zu vereinigen.“ Nur Venedig solle zu Oesterreich im Verhältniß einer Personalunion bleiben. Von den Vortheilen, in welche die Politik Ferdinands von Neapel und des

Papsts einstweilen die Oesterreicher in Italien gesetzt hatten, war damals in den maßgebenden Umgebungen des Kaisers in Innsbruck nichts bekannt. Wenn auch nicht die kaiserlichen Minister, so doch die Jesuiten daselbst, gingen bei diesem Antrag jedenfalls von der durch einen ihrer Führer schon im März gegebenen Losung aus, für jetzt zu laviren, einzuräumen, und später bei veränderter Lage alles Eingeräumte zurückzunehmen: ganz, wie sie dem neapolitanischen Ferdinand gerathen, und wie er nach der Weisung dieser seiner „heiligen Väter" gethan hatte.

So eine Witterung mußte eigentlich jeden beschleichen, welcher das Thun und Lassen der geistlichen und hochadeligen Jesuitenpartei am Kaiserhof genauer beobachtete. In Mailand, wohin Graf Hartig mit seinem Antrag gewiesen war, befanden sich viele Männer, welche aus langer Erfahrung „ihre Leute kannten." Darum ist man keineswegs genöthigt, die leitenden Männer in Mailand und die von ihnen geleiteten Mailänder darob zu verdammen, daß sie den Grafen Hartig und seinen Antrag, so freisinnig und so einsichtsvoll auch dieser ihn überbringende Staatsmann war, nicht sofort mit offenen Armen aufnahmen; zumal er vorerst nur zu Unterhandlungen geschickt war, d. h. zum Hinhalt und zur Erlangung eines Waffenstillstands. Zudem waren in Mailand viele Aeußerste, welche nicht bloß auch die Unabhängigkeit Venedigs, sondern sogar Dalmatien und Istrien, Triest und Südtyrol für Italien forderten. Zu diesen gehörten die aus den genannten Landschaften nach Mailand Geflüchteten. Der Befehl zum Waffenstillstand an Radetzky wurde wiederholt. Statt ihn zu vollziehen, bat Radetzky den Kaiserhof, im Angesicht des nahen Sieges diesen Schritt nicht zu thun, und der Kaiser, d. h. die Hofpartei, hob wieder auf, was das Ministerium befohlen hatte. Die Lombarden selbst brachen die Unterhandlungen mit Hartig ab, da auch ihnen ihre Unabhängigkeit nur unter der Bedingung angeboten wurde, daß sie einen sehr bedeutenden Theil der österreichischen Staatsschuld übernehmen und einen für Oesterreich günstigen Handelsvertrag abschließen.

Nach blutigen Kämpfen bei Rivoli, wo die Piemontesen siegten, und bei Sommacampagna, am 21. und 22. Juli, gelang es Radetzky, sich in den Besitz dreier Uebergänge über den Mincio und der beherrschenden Höhen bei Custozza zu bringen. Auf diesen Höhen erwartete er den Angriff Karl Alberts, welcher am 25. Juli mit 40,000 Mann erschien und die Höhen stürmte, bei einer Sonnenhitze von 28 Grad R. Es war so heiß, daß Soldaten vom Sonnenstich

umfielen oder wahnsinnig wurden. Nach neunstündigem Kampf um die Höhen mußte Karl Albert, der an Zahl wie an Stellung schwächer als der Gegner war, sein immer wieder zurückgeschlagenes Heer aus der Schlacht abrufen, und um 7 Uhr Abends trat er den Rückzug an. Bei Volta bot Karl Albert dem nachfolgenden Radetzky abermals die Schlacht. Es war der erbitterste Kampf des ganzen Feldzugs, den selbst die Nacht nicht unterbrach, der in den Straßen Volta's fortdauerte bis an den Morgen, und den das Tageslicht bloß wieder mehr ordnete und verstärkte. Erst als die Piemontesen sich umgangen sahen, traten sie den Rückzug an, in bester Ordnung, zunächst unverfolgt. Radetzky hatte zunächst seinen Truppen Ruhe gegönnt. Als er aufbrach, fand er schon bei Goito auf der Straße die Anzeichen, daß das Heer Karl Alberts aus der anfänglich guten Ordnung des Rückzugs in verworrene Flucht nach allen Seiten sich aufgelöst hatte. Zu Cremona sah der König nur noch zwei ganze Brigaden um sich. Zu bemerken ist aber dabei, daß in diesem Theile der Lombardei um diese Zeit noch das Landvolk den Piemontesen feindlich-gesinnt sich erwies und den Oesterreichern sogar als Führer Vorschub that, von den gutösterreichischen Geistlichen in den Gemeinden geleitet. Ebenso waren nur aus den Städten, nicht aber aus den Dörfern, Freiwillige zu Karl Albert gestoßen. Den Bauern waren die Piemontesen nicht Landsleute, sondern Fremde, deren unumgängliche Forderungen für die Bedürfnisse des Heeres eine unbegriffene Last; die Städter waren ihnen von jeher verhaßt wegen der Verschiedenheit der Interessen, und in die Köpfe des Landvolks hatte sich damals die Idee eines einheitlichen freien Italiens noch nicht Bahn gemacht. Vielen war der Kaiser lieber, als Karl Albert, der ihnen als ihr neuer König genannt wurde.

Denn seit dem 14. Juni gab es ein „Königreich Oberitalien.“ Dazu gehörte außer den Staaten Karl Alberts die Lombardei, Parma, Modena, Padua, Vicenza, Treviso und Rovigo. Venedig war damals noch Freistaat, seit seinem Abfall; erst am 4. Juli ward die provisorische Regierung durch einen Volksauflauf gezwungen, dem Königreich Oberitalien beizutreten und Karl Albert als König auszurufen.

Die Verrätherei Ferdinands von Neapel und des päpstlichen Hofes machten selbst gegen Karl Albert argwöhnisch; sein Unglück bei Custozza, sein Rückzug wurde sogar von solchen, welche bisher zwar Worte in Versammlungen und Zeitungsartikeln für die Sache Italiens gehabt hatten, aber von den Schlachtfeldern von jeder That-Unterstützung

Karl Alberts ferne geblieben waren, so hingestellt, als gehe auch er mit Verrath um. Den Kopf zwar, welchen er nie gehabt, hatte er nicht verlieren können; aber den Muth, welchen er wirklich gehabt, hatte er ganz verloren. Auf dem Marsch von Cremona rückwärts hatte er zwischen Lodi und Mailand Stellung genommen. Am 4. August ließ er sich unter die Mauern von Mailand von Radetzky zurückdrängen, d. h. er wich vor ihm zurück ohne Kampf und Verlust. Da brach in der großen Stadt, in die der König hereingekommen war, der Volksunmuth aus, als der Kriegsrath des Königs, der vor den Mauern draußen gehalten wurde, kopflos, wie der König, und viel feiger als er, Alles verloren gab und in nichts einen Ausweg fand, als in einer „Kapitulation." — Als Karl Albert die Bedingungen Radetzkys, die Preisgebung Venedigs, den Rückzug des sardinischen Geschwaders aus dem adriatischen Meer und die Räumung der Lombardei, d. h. deren Preisgabe, annahm, und das schon wenige Minuten nach der Annahme in die Stadt Mailand hineinkam: da ging die Aufregung der Stadt in einen Sturm über. Die Parteiführer, die Flüchtlinge darin, die Masse des Volks waren wie rasend. Solche in der Stadt, die zuerst von Kapitulation gesprochen hatten, wurden das Opfer der Volkswuth: sie wurden von Erhitztesten erschossen, einige Wohnungen von „Verräthern" in Brand gesteckt. Die Erbitterung warf sich besonders auf Karl Albert. Schon zuvor in der Presse des Verraths bezüchtigt, wurde er jetzt laut, unter furchtbaren Drohungen, von den Flüchtlingen, die außer sich waren, von den Volkshaufen, welche tobten, als Verräther durch die Gassen ausgeschrieen. Als ein Flüchtiger entzog sich der König den Verwünschungen und Drohungen aus der Stadt hinaus in sein Lager. „Das ist der, hieß es, der 1821 vom Bund der Patrioten, in welchen er geschworen hatte, treulos abgefallen ist, er, der sich im selben Jahr an die Spitze der piemontesischen Revolution gestellt hatte, die spanische Cortesverfassung als Prinz-Regent in allen sardinischen Staaten einführte und beschwor und dann nach Oesterreich floh; das ist der, welcher 1823 diese selbe Verfassung in Spanien als freiwilliger Soldat niederschlagen half; das ist der, welcher als König im Jahre 1833, zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung, Todesurtheile ausgesprochen hat über Männer, deren Mitverschworener er früher war, und die nichts wollten, als die Freiheit und Einheit Italiens."

Alles das war nicht bloß gedruckt zu lesen; nein, er hörte das und mußte es hören mit Ohren, stundenlang, in der Casa Grepi, in

welcher die umlagernden Volkshaufen ihn als Gefangenen hielten; er hörte das heisere tausendstimmige Geschrei in diesem Palast, das zu den Fenstern heraufbrüllte: „Nieder mit dem Verräther, der uns verkauft hat." Als er am Fenster erschien, wurden Gewehre auf ihn abgefeuert, auf ihn und einen seiner Söhne. Diese Volkshaufen gingen daran, die Mauern des Palastes Grepi, die sie mit Kugeln beschossen hatten, zu unterminiren. Einer seiner Offiziere, ein entschlossener Mann, benützte einen Augenblick des Verlaufens der Haufen, brach sich mit 27 Schützen Bahn zu dem König hinein und entführte ihn unerkannt. Die besonnenen Bürger und Volksführer in der Stadt wirkten natürlich mit, den König vor den Volkshaufen zu retten. Sie waren es auch, welche einsahen, daß, nach dem Abzug des piemontesischen Heeres, die Stadt für sich selbst mit Aussicht auf Erfolg für die Dauer nicht haltbar war, und eine Abordnung nach Karl Alberts Abzug ins Lager Radetzky's schickten, um zu unterhandeln.

Wäre Karl Albert ein Feldherr, ein Kopf und ein Charakter gewesen, so wäre Mailand zu halten und vorerst nichts verloren gewesen; weil er das nicht war, so blieb nichts anderes, vernünftigerweise. Karl Albert hatte sich „das Schwert Italiens" von Schmeichlern und Enthusiasten nennen lassen. Dieses Schwert zeigte sich ohne Schneide. Von Anfang an war in Mailand Mazzini persönlich thätig gewesen, dieses Haupt derjenigen, welche aus Italien eine Bundesrepublik machen wollten. Mazzini, mehr Enthusiast als Politiker, obwohl von unzweifelhafter Liebe zur Freiheit, zum Volk und zu seinem Vaterland, und der dafür die größten Opfer gebracht hat, gehört dennoch zu denen, welche unter ihrer eigenen Nation dem Guten entgegen waren und wirkten, weil es nicht das war, was ihren Augen als das Bessere erschien, weil sie ein Ideal sofort verwirklichen wollten. Die Thätigkeit Mazzini's in Mailand konnte nicht anders als lähmend auf den nächsten Gang der Ereignisse wirken. Dieser Karl Albert war natürlich nicht der Mann des Vertrauens für einen Mazzini; einem solchen konnte er die Zukunft Italiens nicht ganz übergeben. Aber ein wirklicher Staatsmann, welcher Mazzini nicht ist, hätte sich der piemontesischen Macht und ihres Königs als eines Werkzeugs und Mittels bedient, alle Kräfte der Lombardei aufgeboten und ihn damit unterstützt, so den Sieg über die „Fremden" ermöglicht, und das weitere Ziel erst nach dem Sieg über jene verfolgt. So aber dachte und that Mazzini nicht. Daß von den Streitkräften der Lombardei so wenige um Karl Albert sich sammelten, das war die Arbeit Maz-

zini's und seiner Sendboten. Er mit den Seinen wühlte gegen Karl Albert, statt für ihn, erstens, weil dieser ein König, und zweitens, weil er ein Piemontese war. Karl Albert, in eitler Selbstüberhebung, hatte bei der Eröffnung seines Kampfes mit Oesterreich es verschmäht, auswärtige Verbündete, namentlich die Hülfe der damals von dem freisinnigen Minister Lamartine geleiteten Republik Frankreich, zu suchen und das Wort verkündet: „Italien wird seine Sache für sich allein machen!" So sprachen die italienischen Republikaner, ebenfalls in eitler Ueberschätzung ihrer Kräfte unter sich: „Wir bedürfen der Beihülfe der Liberalen nicht; wir handeln für uns allein; der Sieg des Königs und Piemontesen Karl Albert würde die Einführung der Republik auf lange Zeit hinaus verschieben; darum besser, daß er gegen Oesterreich den Kürzern zieht."

Durch seine heftigen Reden in den Klubbs Mailands hatte Mazzini sich in den letzten Tagen eine Diktatur erschwatzt. Diese gebrauchte er nicht, um Tag und Nacht die Mittel der Vertheidigung ohne Ruh und Rast, wie es sich gehörte, ins Werk zu setzen, alles Volk zu waffnen und zu üben, zu verrammeln und zu befestigen und den Fortgang der Arbeiten durch stündliche Gegenwart zu fördern, sondern lediglich dazu, frasenhafte Aufrufe zu verfertigen und Vielerlei zu dekretiren, statt an das Nöthigste selbst mit Hand anzulegen. Mazzini that hier ganz nach Art der Klubbredner und Tribünehelden aller Zeiten, deren Tapferkeit im Wort besteht, und denen zum Schwert Muth und Kraft abgehen. So hoch in Krieg- und Friedenszeiten die göttliche Gabe der mündlichen und schriftlichen Beredtsamkeit anzuschlagen ist — sie kann in beider Form nicht hoch genug angeschlagen werden — und so sehr manchmal mehr Muth dazu gehört, den Fürsten oder erhitzten Volkshaufen gegenüber das, was recht ist, zu sprechen oder zu schreiben: so erfordert doch der politische Kampf von jedem, welcher Leiter oder Mitleiter einer Bewegung sein will, daß er eben so zum Schwert als zum Wort tauge, und vorausgehe, wenns zur Entscheidung des Schwertes kommt. Das zu zeigen, hat Mazzini schon damals zu Mailand versäumt.

Nicht, wie man ruhmredig Radetzky nachgesagt hat, darum, weil dieser allen beim Aufstand betheiligten Mailändern Zeit zur Rettung lassen wollte, sondern weil die Stadt Mailand ohne ein Blutbad der Parteien innerhalb der Mauern und ohne verzweifelten Widerstand der Kompromittirten gegen die von Außen drängenden Oesterreicher, gar nicht in den Besitz der Letztern gekommen wäre, falls nicht freier

Abzug ohne Ausnahme gestattet wurde: rückte Radetzky erst am 6ten August mit seinem Heere wieder in Mailand ein, in die todesstille Stadt. Hüte und Tschako's hatten die Oesterreicher mit grünen Zweigen geschmückt, aber keine Jungfrau, keine Frau gab ihnen Gruß auf der Straße oder vom Fenster herab, kein Mann war sichtbar. Als wären sie in eine Todtenstadt eingerückt, kam ihnen kein Laut entgegen als der Widerhall ihres eigenen Soldatenschritts auf dem Pflaster. Alle Hausthüren, alle Fenster waren geschlossen; der überalte Radetzky, für welchen seine Generalstabs-Großoffiziere Heß und Schönhals Alles in diesem Feldzug geleitet hatten, schaute ganz betroffen und unheimlich sich fühlend um. Geistig blind geworden in den rein absolutistischen Kreisen des österreichischen Hofes und Lagers, hatte der in jungen Jahren freieren Anschauungen und einem weiteren Gesichtskreis angehörende Radetzky sich abgestumpft für die Bedürfnisse wie für die Ideen der neuen Zeit. Er begriff so etwas überhaupt nicht, und darum auch das nicht, daß die Mailänder vorziehen wollten, auszuwandern, statt, wie bisher, unter seinem „väterlichen" Regiment, d. h. unter der brutalen Säbelherrschaft von Kroaten und einer zwei Menschenalter durch ganz nur ins Lager oder in die Kaserne eingelebten deutsch-österreichischen Soldateska zu verbleiben. So ein Hof- und Lagermensch, unter dem heillosesten System Oesterreichs, unter den gottlosen Grundsätzen und Lehren der Jesuiten aufgewachsen, darf jedoch nicht wie ein Anderer, welchem in reiner Luft zu athmen gegeben war, beurtheilt werden: so einer, wie Radetzky, hatte es schwer, zum Begriff des Menschen, des Volks, der Nation und zum Begriff der Rechte aller dieser Drei zu gelangen, zu welchen er nie gelangt ist.

Mehr als Hunderttausend jeden Geschlechts hatten ihre Vaterstadt verlassen und waren Willens, lieber ins fremde Land zu ziehen, als sich wie früher behandeln zu lassen. Es kostete die Oesterreicher viel Zusicherung und Einladung, bis ein Theil der Ausgezogenen so viel Vertrauen gewann, daß sie nach einigen Tagen in ihre Stadt und in ihre Häuser zurückkehrten. Selbst wenn den österreichischen Berichten zu glauben ist und nach einigen Tagen zwei Drittheile zurückkehrten, so bestand doch die Mehrheit darunter aus alten Leuten, Frauen und Kindern. Denn Thatsache ist, daß über 30,000 Personen auf piemontesisches Gebiet übergetreten sind, darunter der größte Theil des mailändischen Adels, und voran die Führer der verschiedenen, Oesterreich feindlichen Parteien. Sie alle, sogar Mazzini mit seinen Republikanern, folgten dem die Lombardei räumenden Heere Karl

Alberts; doch nicht lange. Er mit ihnen wandte sich bald vom Heer ab und den Freischaaren Garibaldi's zu, welcher, vereinsamt durch Karl Alberts voreilige Entmuthigung, vergebens die Streitkräfte des übrigen Oberitaliens um sich zu concentriren suchte, und noch einige Zeit den Kampf für sich allein aufrecht hielt. Darauf entwich Mazzini mit seinen Reden in die Berge der neutralen Schweiz. Garibaldi wich nur der Unmöglichkeit, den Kampf fortzusetzen, als auch die kleineren festen Plätze, die im Besitze der Italiener waren, von Karl Albert an die Oesterreicher übergeben wurden; als selbst die Flotte Piemonts die Kämpfer für die Sache Italiens im Stich ließ und aus dem Hafen Triests absegelte.

4. Zweiter Feldzug Karl Alberts 1849. Sein Verhältniß zu Frankreich. Graf Rossi Minister des Papstes. Guerazzi in Toscana. Flucht des Papstes aus Rom und des Großherzogs aus Florenz.

Der Heldentraum Karl Alberts war zu Ende, aber noch nicht sein Gelüste, König Italiens zu werden. Da er nicht Frieden mit Oesterreich geschlossen hatte, sondern nur einen Waffenstillstand auf achttägige Kündigung, so suchte er jetzt, er der Geschlagene und zuvor so stolz Abweisende, Frankreichs Hülfe, den Waffenbeistand der Republik Frankreich, welcher ihm, dem König, früher als etwas Unangenehmes und Abweisbares erschienen war. Dieser kurzsichtige Fürst in seinem Königsstolz hatte alle verständigen Rathschläge der Staatsmänner verachtet, welche an der Spitze der neuen französischen Republik standen. Lamartine, der Leiter Frankreichs in der auswärtigen Politik, hatte ihm aufs Bestimmteste abgerathen, unter der gegebenen Sachlage in Europa einen Krieg gegen Oesterreich zu beginnen, zwar für Italien bereit zu sein, aber angriffsweise nicht vorzugehen. Lamartine hatte dem König ausdrücklich einen Angriffskrieg gegen Oesterreich für jetzt „als ungelegen und verwegen" bezeichnet, weil eine Großmacht, wie Frankreich, für das Thun, zu welchem sie eine verbündete kleinere Macht treibe, moralisch und solidarisch verpflichtet sei." Als die republikanische Regierung zu Paris sah, daß der König mit starrem Trotz und Uebermuth Oesterreich dennoch angriff, bildete sie eine Alpenarmee und ließ durch ihren Gesandten in Turin erklären, wenn das sardinische Königreich in Folge seines angriffsweisen Vor-

gehens in Gefahr für sein Bestehen als unabhängige Macht kommen sollte, so würde diese Armee zur Hülfse für Karl Albert in die Ebenen hinabsteigen, um mit bewaffneter Vermittlung zwischen ihn und die Oesterreicher zu treten. Diesen Hergang der Sachen hat Lamartine selbst später durch eine öffentliche Erklärung wörtlich so beurkundet, als von piemontesischer Seite versucht worden war, die Sache so zu drehen, als hätte Karl Albert schon im April 1848 das bewaffnete Dazwischentreten Frankreichs nachgesucht, aber nicht erlangt. Es stellte sich darauf sogar heraus, daß der König selbst diese kleine Alpenarmee mit Unwillen in ihrer Stellung sah. Man müsse daraus schließen, er selbst und die Regierung Frankreichs setzen Zweifel in seine Macht, meinte er, und darum hatte er immer wieder auf ihre Entfernung aus den Alpen zu Paris gedrungen. Das hat Bastide, der Nachfolger Lamartine's im Ministerium des Auswärtigen, später an Cavour erklärt.

In dieser Sachlage findet der Beistand seine Erklärung von selbst, welchen man zu Paris dem Könige gab, als er nach dem 9. August um ein Hülfskorps unter dem Marschall Bugeaud ansuchte: man ging nicht darauf ein.

Voll Ueberhebung im Gefühl, König von Oberitalien geworden zu sein, und jetzt durch die doppelte Demüthigung, welche er von den Oesterreichern und gleich darauf von Paris aus erlitt, im Innersten zerrissen, warf sich Karl Albert zu Turin einer Partei in die Arme, welche auf die Fortsetzung des Krieges drang, weil sie nur im Kriege ihren Vortheil fand. Den Kern dieser Partei bildeten in Turin jetzt vornehme Flüchtlinge, aber auch Abenteurer, zumal aus Polen und aus dem österreichischen Italien; die Flüchtlinge konnten nur durch Wiedervertreibung Radetzky's aus der Lombardei zur Heimath und zu ihren Gütern kommen. An sie schloßen die Republikaner sich an, und man baute in Turin auf den Umschwung, welchen zu Ende des Jahrs 1848 die republikanische Sache zu ihren Gunsten in Toskana und in Rom durchgemacht hatte.

Die Kunde von der Niederlage des „Nationalheers", wie die Parteiführer in Rom das Heer Karl Alberts nannten, brachte den Papst in seinem Rom, obwohl man die Beweise seiner neuen Politik dort noch nicht in Händen hatte, in die schwierigste Lage, die öffentliche Stimme klagte ihn an; seines Generals Durando Benehmen sprach zu deutlich. Des Abfalls und des verrätherischen Einverständnisses hier mit dem Todfeind Italiens, mit Oesterreich, dort mit dem

Todfeind der Freiheit, dem meineidigen Tyrannen Ferdinand von Neapel, von der Rednerbühne und von der Presse angeklagt, wagte er nicht offen mit Oesterreich und dem Neapolitanerkönig zu gehen; die äußerste Partei der Liberalen stieß ihn ab; und so kam er darauf, die nationale Fahne wieder zu erheben und durch den Schein eines neuen liberalen Ministeriums zu täuschen, um Zeit zu gewinnen. Den rechten Mann zu diesem Spiele glaubte er gefunden zu haben. Es war das jener Graf Pellarino Rossi aus Carrara. Dieser Kenntnißreiche, Schlaue und Vielgewandte war ihm ja von dessen römischem Aufenthalt aus den Tagen Louis Philipps her wohlbekannt; ebenso, wie er sich von diesem hatte brauchen lassen.

Als der Thron Louis Philipps unter der Last seiner Missethaten und Thorheiten, unter der Last seiner Siege über die von ihm beschworene Verfassung, zusammenbrach, verlor auch sein Günstling Rossi seinen französischen Gesandtschaftsposten in Rom. Amt- und Gehaltlos geworden, ohne Vermögen mit einer großen, ans Glänzende gewöhnten Familie, stand der Graf jetzt da. In dieser Noth brach der ursprünglich bessere Kern in ihm durch die Kruste, die sich ihm, wie so Vielen, in der verunreinigenden Nähe Louis Philipps angesetzt hatte: er ging in seine Vaterstadt Carrara und wurde italienischer Patriot. Seine Mitbürger wählten ihn zum Abgeordneten. Als er die Verlegenheiten des Papstes anerkannte, machte er sich wieder auf nach Rom, und bot ihm seine Dienste an. Nach mehreren Privataudienzen ernannte ihn der Papst zu seinem ersten Minister, am 18. September 1848. Als solcher nahm Rossi drei Portfeuilles für sich, das des Innern, das der Polizei und das der Finanzen. Rossi verkündete den Römern: „die Unabhängigkeit und Größe Italiens werde sein einziges Ziel sein"; aber weder die Einheitspartei noch die Republikaner in Rom trauten ihm.

Ob Rossi in Wahrheit Gedanken der Freiheit und Größe Italiens jetzt hatte, oder ob er nur von der Reaktionspartei, welche mit jesuitischen Künsten bereits den Papst eng und enger umgarnte, sich zum Täuschungsspiele gebrauchen ließ, um nach und nach, durch Uebergänge, wie es in den kleinen Verfassungsstaaten Deutschlands geschah, Alles ins alte Geleise zurückzuleiten — läßt sich nicht entscheiden. Die Anarchie war größer geworden in den päpstlichen Staaten, seit die Revolution Italien berührt hatte, schon darum, weil sie vorher darin groß gewesen war. Mehr Verbrechen jedoch geschahen im Jahre 1848 nicht, als sonst immer geschehen waren; es ist dies eine der

vielen Lügen der Reaktion, daß der durch den Papst eingeleitete freiheitliche Umschwung die Verbrecher zahlreicher und kecker im Kirchenstaat gemacht habe. Im Gegentheil ist wahr, daß über die Mehrheit der Bevölkerung der Geist des Aufschwungs und einer besseren Richtung gekommen war und daß die vielen Tausende von Bürgern, welche sich im Kirchenstaat bewaffnet hatten, die Waffen in der Hand hielten und gebrauchten für die Freiheit Italiens nach Außen, aber auch für die Freiheit im Innern.

War es auch vielleicht dem neuen Minister wirklich zunächst nur darum zu thun, Ordnung im Land zu schaffen, so waren die Maßregeln, zu denen er griff, doch gerade der Art, daß sie nur verbittern und beunruhigen konnten. Rossi war ein eitler Mensch und durch das plötzliche Glück, das er beim Papst gemacht hatte, verblendet; er traute sich Alles zu, seitdem es ihm gelang, Einiges ins Werk zu setzen. Er hatte das ebene Land um Rom her durch Gensdarmenabtheilungen von Raubgesindel gesäubert und das durch den Barnabiter-Mönch und Volksredner Gavazzi beherrschte Bologna äußerlich beruhigt. Gavazzi, früher Professor der Rhetorik in Neapel und durch seine Beredsamkeit in ganz Italien berühmt, hatte in Rom begeisternde Reden für die Freiheit und Einheit Italiens an das Volk gehalten und ist vom Papste zum Feldprobst des Hülfsheers ernannt worden, welches in die Lombardei geschickt wurde. In Venedig hatte er das Volk durch seine Reden zu den außerordentlichsten Opfern und Anstrengungen zu entzünden gewußt, und als der Papst das Hülfsheer zurückrief, in Florenz und in Genua zur Fortsetzung des Kampfes entflammt. Während dem hatte sich Bologna im Zorn über den Rückzug des Hülfsheers gegen die päpstliche Regierung erhoben. Gavazzi war dahin geeilt, und hatte schnell die Ruhe wieder hergestellt. Die ganze Bevölkerung gehorchte seinem Zügel. In den Augen Rossi's war aber Gavazzi als Volksbeherrscher und Beruhiger eine gefährliche Persönlichkeit; er legte den General Zucchi mit einem Heertheil in die Stadt und ließ Gavazzi verhaften. Die übrigen Truppen zog er in die Nähe Roms heran, bildete rasch eine wirksame Polizei, verbot und unterdrückte die Karrikaturen und ergriff strenge Maßregeln gegen die Zeitungen, welche ihm zu weit in ihren Artikeln und ihrem Ton gingen.

Weil ihm so das gelungen zu sein schien, war er voll Selbstgefühl. Er sagte dem Papst, er wiederholte es viel und öffentlich, die Gährung im Kirchenstaat sei eine künstlich gemachte, sie sei keine natur-

gemäße Aeußerung der Volksstimmung, sondern das Werk einer Handvoll überspannter Köpfe, welche die Masse auf öffentlichen Plätzen und in den Volksvereinen erhitzen und mit sich fortreißen. „Wir werden sie ersticken! wir werden sie stumm machen!“ sagte er alle Tage wieder, wenn auf die Volksredner die Sprache kam. Er verkündete das Standrecht in der Provinz Bologna, er verhängte Haussuchungen über ganze Straßen, er ließ die Gewehre zu Tausenden wegnehmen, er verhaftete die fremden Flüchtlinge.

Alles das sah aus wie Vorbereitungen zu einem Staatsstreich. In Rom selbst nahm er der Bürgerwehr den Dienst in der Stadt ab. Er hatte 6000 Mann regelmäßiger Truppen und 1000 Gensdarmen wenige Tage vor dem 15. November, an welchem die Kammern eröffnet werden sollten, nach Rom gezogen und sie im geschlossenen Hof des Palastes Belvedere gemustert. Die Bürgerwehr protestirte dagegen, daß der Dienst fortan allein den Gensdarmen und Linientruppen anheimgegeben werden solle. Rossi mißachtete den Protest der Bürgerwehrobersten und verfaßte eine schön geschriebene Rede, mit welcher er die Kammern eröffnen wollte. Er verhieß darin völlige Beseitigung der Kardinalsregierung und die Einführung einer Verwaltung durch lauter weltliche Beamte. Ebenso stand darin die nochmalige Versicherung, daß die Unabhängigkeit und Einheit Italiens sein unverrücktes Ziel bleibe.

Mit diesem Redekunststück in der Tasche, fährt er gegen Mittag am 15. November nach dem Sitzungssaal der Kammern im Palaste der Cancellaria. Er findet den Hofraum gedrängt voll von Leuten, welche ihn mit Zischen und Flüchen empfangen. Er schreitet mitten durch sie hindurch auf die gleichfalls dicht besetzte Freitreppe des Palastes zu. Kaum hat er die ersten Stufen erstiegen, so erhält er einen Dolchstoß in den Hals, zwei Männer fassen den lautlos Sinkenden am Arm, führen ihn durch die schweigend sich öffnenden Menschenreihen in den oberen Stock und legen ihn hier in einem Vorzimmer nieder. Der Dolch hatte die Halspulsader durchschnitten, nach wenigen Minuten ist der mit Gedanken an den Bau seiner eigenen Größe, mit Sieger- und Herrscherplanen daher gefahrene Minister und politische Abenteurer eine Leiche.

Ohne eine Spur von Entsetzen vor solchem Verbrechen, versammelt sich das Volk, das darin nur die Strafe an einem Verräther sieht, am selben Abend, durch Maueranschläge dazu aufgefordert, mit Fackeln in großen Massen zu einer Riesenvolksversammlung. Nirgends

tritt den Volkshaufen ein Hinderniß entgegen. Die Schweizergarde des Papstes ausgenommen, verbrüdert sich Alles, Bürgerwehr, Gensdarmen, Linientruppen und Volk miteinander, und zwei Forderungen werden in dieser Nachtversammlung angenommen, die oft gestellte auf Entfernung der „alten geistlichen Füchse“ aus den Hofämtern des Papstes und aus der Staatsverwaltung, und die andere auf eine verfassunggebende Versammlung für ganz Italien. Diese Forderungen werden einem Beschluß gemäß am andern Tage in feierlichem Massenaufzug dem Papst überbracht.

An 30,000 Mann ziehen am 16. November gegen Mittag vor die Wohnung des Papstes auf den Quirinalhügel. Mächtig erklingt die Musik, welche Freiheitshymnen spielt, die Fahnen flattern zahlreich über diesem Volksheer, aber es sind friedliche Fahnen; dieses Heer erscheint ohne Waffen.

Papst Pius IX. hat, trotz seiner schön angelegten Seele, das Volk überhaupt, wie es ist, sogar das Volk Roms, geschweige das Volk des Kirchenstaats, niemals kennen gelernt. Er ist ganz in der Lage weltlicher Fürsten seiner Zeit, welche auch ihre Unkenntniß des Volks und seiner Stimmung büßten. Er ist, wie sie von ihren Ministern, über die Lage der Dinge getäuscht; er war es immer, da er seit seiner Thronbesteigung nur in den Kreisen der vornehmen Männer- und Damenwelt Roms sich bewegt hatte, und zwar mehr in der diplomatischen, als in der römischen Welt. Zudem war er ja getäuscht durch Rossi, welcher ebenfalls nur mit seiner Familie in den diplomatischen Kreisen sich bewegt hatte und sich selbst täuschte über die Stimmung des Volkes, wie Minister gewöhnlich thun, indem sie nur auf solche hören, welche wissen, daß man höhern und höchsten Orts nichts Unangenehmes hören will. Der Papst weist die zwei Forderungen zurück; mit Gewalt, sagt er, lasse er sich nichts abdringen. Sie steht so friedlich vor ihm da, die er vom Fenster aus sieht, die Volksmenge mit den wehenden Fahnen und der fröhliche Märsche spielenden Musik. Die Weigerung des Papstes wird unten bekannt, und es beginnt ein furchtbares Lärmen und Toben der Menge, die nach einem Volksministerium drohend schreit. Da beginnt die Schweizergarde des Papstes, auf das wehrlose Volk zu feuern.

Die Volksmasse zerstreut sich, aber nur, um mit Waffen zurückzukehren, und die Schweizergarde des Papstes zu beschießen. So zwei Stunden lang in seinem Palast beschossen, willigt der Papst ein, sich mit denjenigen als seinen Ministern zu umgeben, welche die Sprecher

gemäße Aeußerung der Volksstimmung, sondern das Werk einer Handvoll überspannter Köpfe, welche die Masse auf öffentlichen Plätzen und in den Volksvereinen erhitzen und mit sich fortreißen. „Wir werden sie ersticken! wir werden sie stumm machen!" sagte er alle Tage wieder, wenn auf die Volksredner die Sprache kam. Er verkündete das Standrecht in der Provinz Bologna, er verhängte Haussuchungen über ganze Straßen, er ließ die Gewehre zu Tausenden wegnehmen, er verhaftete die fremden Flüchtlinge.

Alles das sah aus wie Vorbereitungen zu einem Staatsstreich. In Rom selbst nahm er der Bürgerwehr den Dienst in der Stadt ab. Er hatte 6000 Mann regelmäßiger Truppen und 1000 Gensdarmen wenige Tage vor dem 15. November, an welchem die Kammern eröffnet werden sollten, nach Rom gezogen und sie im geschlossenen Hof des Palastes Belvedere gemustert. Die Bürgerwehr protestirte dagegen, daß der Dienst fortan allein den Gensdarmen und Linientruppen anheimgegeben werden solle. Rossi mißachtete den Protest der Bürgerwehrobersten und verfaßte eine schön geschriebene Rede, mit welcher er die Kammern eröffnen wollte. Er verhieß darin völlige Beseitigung der Kardinalsregierung und die Einführung einer Verwaltung durch lauter weltliche Beamte. Ebenso stand darin die nochmalige Versicherung, daß die Unabhängigkeit und Einheit Italiens sein unverrücktes Ziel bleibe.

Mit diesem Redekunststück in der Tasche, fährt er gegen Mittag am 15. November nach dem Sitzungssaal der Kammern im Palaste der Cancellaria. Er findet den Hofraum gedrängt voll von Leuten, welche ihn mit Zischen und Flüchen empfangen. Er schreitet mitten durch sie hindurch auf die gleichfalls dicht besetzte Freitreppe des Palastes zu. Kaum hat er die ersten Stufen erstiegen, so erhält er einen Dolchstoß in den Hals, zwei Männer fassen den lautlos Sinkenden am Arm, führen ihn durch die schweigend sich öffnenden Menschenreihen in den oberen Stock und legen ihn hier in einem Vorzimmer nieder. Der Dolch hatte die Halspulsader durchschnitten, nach wenigen Minuten ist der mit Gedanken an den Bau seiner eigenen Größe, mit Sieger- und Herrscherplanen daher gefahrene Minister und politische Abenteurer eine Leiche.

Ohne eine Spur von Entsetzen vor solchem Verbrechen, versammelt sich das Volk, das darin nur die Strafe an einem Verräther sieht, am selben Abend, durch Maueranschläge dazu aufgefordert, mit Fackeln in großen Massen zu einer Riesenvolksversammlung. Nirgends

tritt den Volkshaufen ein Hinderniß entgegen. Die Schweizergarde des Papstes ausgenommen, verbrüdert sich Alles, Bürgerwehr, Gensdarmen, Linientruppen und Volk miteinander, und zwei Forderungen werden in dieser Nachtversammlung angenommen, die oft gestellte auf Entfernung der „alten geistlichen Füchse“ aus den Hofämtern des Papstes und aus der Staatsverwaltung, und die andere auf eine verfassunggebende Versammlung für ganz Italien. Diese Forderungen werden einem Beschluß gemäß am andern Tage in feierlichem Massenaufzug dem Papst überbracht.

An 30,000 Mann ziehen am 16. November gegen Mittag vor die Wohnung des Papstes auf den Quirinalhügel. Mächtig erklingt die Musik, welche Freiheitshymnen spielt, die Fahnen flattern zahlreich über diesem Volksheer, aber es sind friedliche Fahnen; dieses Heer erscheint ohne Waffen.

Papst Pius IX. hat, trotz seiner schön angelegten Seele, das Volk überhaupt, wie es ist, sogar das Volk Roms, geschweige das Volk des Kirchenstaats, niemals kennen gelernt. Er ist ganz in der Lage weltlicher Fürsten seiner Zeit, welche auch ihre Unkenntniß des Volks und seiner Stimmung büßten. Er ist, wie sie von ihren Ministern, über die Lage der Dinge getäuscht; er war es immer, da er seit seiner Thronbesteigung nur in den Kreisen der vornehmen Männer- und Damenwelt Roms sich bewegt hatte, und zwar mehr in der diplomatischen, als in der römischen Welt. Zudem war er ja getäuscht durch Rossi, welcher ebenfalls nur mit seiner Familie in den diplomatischen Kreisen sich bewegt hatte und sich selbst täuschte über die Stimmung des Volkes, wie Minister gewöhnlich thun, indem sie nur auf solche hören, welche wissen, daß man höhern und höchsten Orts nichts Unangenehmes hören will. Der Papst weist die zwei Forderungen zurück; mit Gewalt, sagt er, lasse er sich nichts abdringen. Sie steht so friedlich vor ihm da, die er vom Fenster aus sieht, die Volksmenge mit den wehenden Fahnen und der fröhliche Märsche spielenden Musik. Die Weigerung des Papstes wird unten bekannt, und es beginnt ein furchtbares Lärmen und Toben der Menge, die nach einem Volksministerium drohend schreit. Da beginnt die Schweizergarde des Papstes, auf das wehrlose Volk zu feuern.

Die Volksmasse zerstreut sich, aber nur, um mit Waffen zurückzukehren, und die Schweizergarde des Papstes zu beschießen. So zwei Stunden lang in seinem Palast beschossen, willigt der Papst ein, sich mit denjenigen als seinen Ministern zu umgeben, welche die Sprecher

des Volkes ihm bezeichneten, und seine Schweizer Garde zu entlassen. Die Auflösung und Entwaffnung derselben geschah sofort, und die Bürgerwehr bezog alle Wachposten an den Palästen des Papstes. Diejenigen Adeligen und geistlichen Herren, welche schuldbewußt waren oder vor dem Volke sich fürchteten, flohen aus Rom. Acht Tage darauf war auch der Papst entflohen, durch eine Hinterthüre, verkleidet, in der Abenddämmerung des 24. Novembers. Der bayrische Gesandte, Graf Spaur, hatte seine Flucht vermittelt. Nicht auf ein französisches oder englisches Schiff im Hafen, sondern unter den Schutz des blutigen Reaktionärs, des meineidigen und verrätherischen Ferdinands von Neapel, nach Gaeta begab sich der heilige Vater, hinter dessen festen Mauern ihn die Jesuiten empfingen. Das spricht schlagend dafür, daß, was der Papst und Rossi thaten, nicht auf gemäßigte Freiheit des Volkes, wie Jesuiten glauben machen wollten, sondern auf eine Reaktion nach neapolitanischem Muster ging, und daß Pius IX. mittels seiner Jesuiten im Zusammenhang und Verkehr mit dem grausamen Ferdinand und dessen Jesuiten stand und handelte. Er war von da an dem Gericht der öffentlichen Meinung und dem Gerichte Gottes verfallen, das ihn seitdem verfolgte und noch nicht zu Ende ist. Mit dem Abfall von der italienischen Sache hatte sich die Strafe dafür an seine Ferse geheftet. Was er seitdem gelitten hat, war von ihm selbst verschuldet, und von denen, auf die er hörte.

Mazzini eilte aus der Schweiz herbei. Die ausgewiesenen Flüchtlinge kehrten zurück, Republikaner von allen Enden her sammelten sich in Rom. Sie beriefen eine verfassunggebende Versammlung. Der Papst that seine Gegner in den Bann, aber ganz unbekümmert darum, erklärten von hundertsechzig Abgeordneten hundertvierzig am 5. Februar 1849: „Dem Papstthum ist von rechtswegen die weltliche Regierung des römischen Staates entzogen; der römische Bischof wird alle nöthigen Gewähren erhalten, daß er seine geistliche Gewalt unabhängig ausüben kann; der römische Staat wird die Form einer reinen Demokratie und den Namen römische Republik annehmen; mit dem übrigen Italien wird diese Republik in denjenigen Verbindungen stehen, welche die gemeinsame Volksthümlichkeit verlangt." Eine Hauptrolle in diesen radikalen Bewegungen Roms spielte der Napoleonide Fürst Karl von Canino, ein Sohn Lucian Bonaparte's.

In dem benachbarten Großherzogthum Toscana war der Großherzog Leopold II., seit er am 17. Februar 1848, dem Vorgange des Papstes nach, eine freisinnige Verfassung gegeben, und ein freisinniges

Ministerium ernannt hatte, ganz im Frieden mit seinem Volke gewesen. Der kraftvolle und hochgebildete Guerazzi stand an der Spitze der Regierung. Die jesuitische Reaktion, welche in Innsbruck ihren Sitz hatte, umspann auch diesen Fürsten, der sonst von Natur schon so volksfreundlich war, und führte ihn in ihrem Netz davon; sie überzog sein Gewissen mit ihrem giftigen Schlamm; sie verleitete ihn zum Lügen- und Trug-Spiel und zur Thorheit. So eben hatte er einem Gesetzentwurf für die Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung Italiens seine Zustimmung und seine Unterschrift gegeben, zur großen Freude Guerazzis, seines Ministers, und aller Freunde der Einheit Italiens: da verlautete in die Freude hinein und zeigte sich bald als nur zu wahr — die Flucht des Großherzogs. Wie die Jesuiten den österreichischen Kaiser und den Papst hinterrücks ihrer Minister entführt hatten, so hatten sie auch den edeln Großherzog hinterrücks seiner Minister zur Flucht gebracht. Diesen Schritt, von welchem ihn Ehre und Gewissen, weil Eid und Pflicht, hätten abhalten sollen, glaubte der sonst ziemlich vorurtheilsfreie Fürst in einem zurückgelassenen Schreiben an seine Minister rechtfertigen zu können — durch Gewissensscrupel. „Der heilige Vater selbst, hieß es darin, habe ihn wissen lassen, durch seine Zustimmung zu jenem Gesetzesentwurf für die Wahlen zur italienischen Nationalversammlung setze er sich und sein Land dem schwersten Unglück aus, und er werde, wenn er es ausführe, sich und so viele gute Toscaner den furchtbaren Strafen der Kirche zutreiben." Ins neapolitanische Gaeta flüchteten sie auch ihn.

5. Rom eine Republik, ebenso Toscana. Französische Invasion. Aufstand in Sizilien und in Neapel. Reaction. Mailand's und Venedigs Erhebung wider Oesterreich. Radetzky's Sieg bei Custozza.

Nicht durch jenes Gesetz, wohl aber durch diese Flucht stürzte der Großherzog von Toscana sein Land ins Unglück. Denn jetzt erst wurde dieses schöne Land, welches seit einem Menschenalter von den Italien bewegenden Wirren bis zur Stunde unberührt geblieben war und in welchem im Frieden zwischen Fürst und Volk die Reformen sich vollzogen hatten, in die Wogen der republikanischen Parteiung und Strömung hineingerissen. Toscana wurde zwar nicht, wie Rom, zur „Republik" erklärt — dazu war Guerazzi zu einsichtsvoll — aber weil der

Großherzog außer Land geflüchtet war und in der Hauptstadt fehlte, hatte Guerazzi schwere Kämpfe durchzumachen mit den Mazzinisten, mit allen Arten solcher Leute, welche das damals im Einzelnen wie im Ganzen zur Republik ganz unreife Italien um jeden Preis über Nacht als italienische Bundesrepublik in die Luft hinstellen wollten.

Franz Guerazzi aus Livorno hatte sich als Rechtsanwalt, als Geschichtschreiber und als Redner einen bedeutenden Namen gemacht. Er hatte lange Zeit den Vaterlands- und Freiheitsfreunden, welche im Geheimen arbeiteten, als ein vorragendes Mitglied angehört. Als der Papst selbst an die Spitze der Bewegung für die Freiheit, für die Unabhängigkeit und Einheit Italiens trat, war Guerazzi in seinem Heimathland Toscana offen hervorgetreten als einer der Hauptleiter dieser Bewegung. Am 10. Januar 1848 war er plötzlich in Livorno verhaftet worden, auf den Verdacht hin, er könnte der Verfasser eines gegen die Regierung gerichteten Aufrufs sein. Während er im Gefängniß saß, war die Bewegung im Volke gewachsen, und schon am 26. Januar war der so schwer angeklagte Gefangene der erste Minister des Großherzogs geworden.

Gerade diesen seinen Freund und Rathgeber, den der Großherzog über ein Jahr lang treuest erfunden und unter dessen Leitung in Toscana sich nichts zwischen Fürst und Volk getrübt hatte, so bald wie möglich dem volksfreundlichen Leopold zu entziehen, hatte die europäische Jesuitenreaktion Alles aufgeboten. Als er nun von ihr entführt war, erhielt ihm Guerazzi seinen Thron. Die republikanische Partei des Augenblicks, von Rom aus Mazzini mit seinem Anhang in Florenz, hatte nach der Flucht des Großherzogs blitzschnell eine provisorische Regierung gebildet und Guerazzi, weil er nicht zu umgehen war, auch als Mitglied in dieselbe aufgenommen. Aber Guerazzi, als Kopf und Charakter den Andern überlegen, brauchte kurze Zeit, um sich zum Diktator zu machen, und verhütete die Ausrufung der Republik Toscana und die Vereinigung dieses Landes mit der römischen Republik, und ebenso die „Annexion" Toscana's an Piemont.

Nicht Sorge für sich im Fall eines Umschlags war es, was Guerazzi dabei leitete; es war die Einsicht in die Lage. Der Demokrat Guerazzi, welcher für Italien glühte, wie nur einer, sah in den Ueberstürzungen der republikanischen Partei Italiens, sah in den fremden Flüchtlingen, die am Turiner Hof und in Rom eine Rolle spielten, nicht eine Stärkung, sondern eine Schwächung der italienischen Nationalpartei, das Verderben aller bisherigen Bestrebungen der

Patrioten. Die Verbissenheit Mazzini's in die urplötzliche Verwirklichung der republikanischen Ideen hat die Kraft derjenigen Männer, welche für die Befreiung Italiens an und für sich arbeiteten und die nächste mögliche Form der Freiheit, also die Freiheit im monarchischen Verfassungsstaat, für jetzt als die beste betrachteten, mehr als einmal geschwächt, und der Freiheit und eben damit dem ganzen Italien nur geschadet. Guerazzi gehörte, obwohl Demokrat und im Herzen die Republik als Ideal der Zukunft tragend, zu denjenigen Führern in Italien, welche im Maßhalten den Weg sahen, das Errungene im Innern zu behaupten, es fortzubilden, und im friedlichen Ausgleich nach Außen, im Ausgleich mit Oesterreich, das gewünschte Ziel für das italienische Gesammtvaterland zu erreichen. Er war Eines Sinnes mit Gioberti, welcher in Turin das Ministerium Revel-Pinelli gestürzt hatte und leitender Minister Karl Alberts geworden war.

Gioberti's Gedanke, in Toscana mit den Waffen einzuschreiten und den Großherzog in seine Hauptstadt zurückzuführen, konnte gar nicht anders, als im Einverständniß mit Guerazzi, gefaßt sein, um der mazzinischen Republikaner und ihrer die Anarchie begünstigenden Umtriebe Meister zu werden.

Das war eben der Zeitpunkt, in welchem zu Turin die Radikalen, die ausgewanderten Lombarden und die Anhänger des gestürzten Ministeriums Revel-Pinelli zusammen miteinander sich Karl Alberts in seiner Mißstimmung bemächtigten. Gioberti mußte abtreten. So groß die Zahl derer war, welche wie Gioberti dachten, so hatte er an ihnen doch keinen Halt. Solche „Besonnene" und „Gemäßigte", wie sie sich heißen, haben sehr selten den Muth, für den Vorkämpfer ihrer Anschauungen, wenn es Gut und Blut dafür einzusetzen gilt, offen einzustehen. So tauchten diese Gemäßigten auch in Turin voll Schrecken unter, ließen den Bewegungsmännern und der Kriegspartei allen Raum allein, und der König hörte nichts mehr als die Stimmen der Letzteren und das Geschrei der aufgeregten Volkshaufen. In seiner „Ansprache an die Völker Europas", deutete der König geradezu an, daß er nur dem Druck der Massenbewegung nachgebe, indem er den Krieg wider Oesterreich erneure, damit nicht sein Königreich auch zur Republik werde. „Das nationale Verlangen nach Unabhängigkeit dauert überall fort", hieß es darin. „Das Heraustreten aus dem gegenwärtigen Zustande ist nicht weniger nöthig für Oberitalien, als für die ganze Halbinsel. Ohne dieses Heraustreten würden die wesentlichsten Grundlagen der politischen und der gesellschaft-

Großherzog außer Land geflüchtet war und in der Hauptstadt fehlte, hatte Guerazzi schwere Kämpfe durchzumachen mit den Mazzinisten, mit allen Arten solcher Leute, welche das damals im Einzelnen wie im Ganzen zur Republik ganz unreife Italien um jeden Preis über Nacht als italienische Bundesrepublik in die Luft hinstellen wollten.

Franz Guerazzi aus Livorno hatte sich als Rechtsanwalt, als Geschichtschreiber und als Redner einen bedeutenden Namen gemacht. Er hatte lange Zeit den Vaterlands- und Freiheitsfreunden, welche im Geheimen arbeiteten, als ein vorragendes Mitglied angehört. Als der Papst selbst an die Spitze der Bewegung für die Freiheit, für die Unabhängigkeit und Einheit Italiens trat, war Guerazzi in seinem Heimathland Toscana offen hervorgetreten als einer der Hauptleiter dieser Bewegung. Am 10. Januar 1848 war er plötzlich in Livorno verhaftet worden, auf den Verdacht hin, er könnte der Verfasser eines gegen die Regierung gerichteten Aufrufs sein. Während er im Gefängniß saß, war die Bewegung im Volke gewachsen, und schon am 26. Januar war der so schwer angeklagte Gefangene der erste Minister des Großherzogs geworden.

Gerade diesen seinen Freund und Rathgeber, den der Großherzog über ein Jahr lang treuest erfunden und unter dessen Leitung in Toscana sich nichts zwischen Fürst und Volk getrübt hatte, so bald wie möglich dem volksfreundlichen Leopold zu entziehen, hatte die europäische Jesuitenreaktion Alles aufgeboten. Als er nun von ihr entführt war, erhielt ihm Guerazzi seinen Thron. Die republikanische Partei des Augenblicks, von Rom aus Mazzini mit seinem Anhang in Florenz, hatte nach der Flucht des Großherzogs blitzschnell eine provisorische Regierung gebildet und Guerazzi, weil er nicht zu umgehen war, auch als Mitglied in dieselbe aufgenommen. Aber Guerazzi, als Kopf und Charakter den Andern überlegen, brauchte kurze Zeit, um sich zum Diktator zu machen, und verhütete die Ausrufung der Republik Toscana und die Vereinigung dieses Landes mit der römischen Republik, und ebenso die „Annexion" Toscana's an Piemont.

Nicht Sorge für sich im Fall eines Umschlags war es, was Guerazzi dabei leitete; es war die Einsicht in die Lage. Der Demokrat Guerazzi, welcher für Italien glühte, wie nur einer, sah in den Ueberstürzungen der republikanischen Partei Italiens, sah in den fremden Flüchtlingen, die am Turiner Hof und in Rom eine Rolle spielten, nicht eine Stärkung, sondern eine Schwächung der italienischen Nationalpartei, das Verderben aller bisherigen Bestrebungen der

Patrioten. Die Verbissenheit Mazzini's in die urplötzliche Verwirklichung der republikanischen Ideen hat die Kraft derjenigen Männer, welche für die Befreiung Italiens an und für sich arbeiteten und die nächste mögliche Form der Freiheit, also die Freiheit im monarchischen Verfassungsstaat, für jetzt als die beste betrachteten, mehr als einmal geschwächt, und der Freiheit und eben damit dem ganzen Italien nur geschadet. Guerazzi gehörte, obwohl Demokrat und im Herzen die Republik als Ideal der Zukunft tragend, zu denjenigen Führern in Italien, welche im Maßhalten den Weg sahen, das Errungene im Innern zu behaupten, es fortzubilden, und im friedlichen Ausgleich nach Außen, im Ausgleich mit Oesterreich, das gewünschte Ziel für das italienische Gesammtvaterland zu erreichen. Er war Eines Sinnes mit Gioberti, welcher in Turin das Ministerium Revel-Pinelli gestürzt hatte und leitender Minister Karl Alberts geworden war.

Gioberti's Gedanke, in Toscana mit den Waffen einzuschreiten und den Großherzog in seine Hauptstadt zurückzuführen, konnte gar nicht anders, als im Einverständniß mit Guerazzi, gefaßt sein, um der mazzinischen Republikaner und ihrer die Anarchie begünstigenden Umtriebe Meister zu werden.

Das war eben der Zeitpunkt, in welchem zu Turin die Radikalen, die ausgewanderten Lombarden und die Anhänger des gestürzten Ministeriums Revel-Pinelli zusammen miteinander sich Karl Alberts in seiner Mißstimmung bemächtigten. Gioberti mußte abtreten. So groß die Zahl derer war, welche wie Gioberti dachten, so hatte er an ihnen doch keinen Halt. Solche „Besonnene“ und „Gemäßigte“, wie sie sich heißen, haben sehr selten den Muth, für den Vorkämpfer ihrer Anschauungen, wenn es Gut und Blut dafür einzusetzen gilt, offen einzustehen. So tauchten diese Gemäßigten auch in Turin voll Schrecken unter, ließen den Bewegungsmännern und der Kriegspartei allen Raum allein, und der König hörte nichts mehr als die Stimmen der Letzteren und das Geschrei der aufgeregten Volkshaufen. In seiner „Ansprache an die Völker Europas“, deutete der König geradezu an, daß er nur dem Druck der Massenbewegung nachgebe, indem er den Krieg wider Oesterreich erneure, damit nicht sein Königreich auch zur Republik werde. „Das nationale Verlangen nach Unabhängigkeit dauert überall fort“, hieß es darin. „Das Heraustreten aus dem gegenwärtigen Zustande ist nicht weniger nöthig für Oberitalien, als für die ganze Halbinsel. Ohne dieses Heraustreten würden die wesentlichsten Grundlagen der politischen und der gesellschaft-

lichen Ordnung in die schwerste Gefahr gesetzt werden. So blieb der Regierung nur Ein Entschluß zu fassen übrig, der Krieg.“ Am 12. März 1849 kündigte Karl Albert an Oesterreich den Waffenstillstand.

Außer den Besatzungen in den Festungen hatte Radetzky jetzt mindestens 60,000 Mann und 120 Geschütze ins Feld zu führen. Diesem Heer gegenüber hatte Karl Albert an regelmäßigen Soldaten nicht die gleiche Zahl entgegen zu stellen, ebenso wenig die gleiche Zahl guter Geschütze. Die Römer, die Toscaner hatten Hülfsheere versprochen, aber keinen Mann abgeschickt; statt dessen Entschuldigungen, sie seien auf ihrem eigenen Boden von einer Gegenrevolution und einem neapolitanischen Einfall bedroht. Zudem hatte Karl Albert über sein piemontesisches Heer als Oberbefehlshaber solche Generale gesetzt, welche nicht nur Ausländer, sondern ihnen ganz unbekannt waren. Obgleich einer andern Nationalität angehörend, haben zu allen Zeiten geborene Feldherren die ihnen anvertrauten Truppen eines Landes zu Siegen geführt, wenn sie nur denselben als Kämpfer aus ihrer Mitte heraus sich zuvor bekannt gemacht hatten. Das war nicht der Fall bei Chrzanowski, nicht bei Zamoyski, nicht bei Romarino. Die erstern zwei waren Polen, der letztere, der natürliche Sohn einer Genuesin und des französischen Marschalls Lannes, in der polnischen Revolution von 1830 als General betheiligt, ein Abenteurer sehr zweideutigen Rufes. Chrzanowski war von Karl Albert zum Oberfeldherrn bestellt. Chrzanowski hatte seine Schule noch unter dem ersten Napoleon gemacht; er hatte 1831 in Polen gegen die Russen als tapferer Divisionsgeneral sich sehr ausgezeichnet, aber als Oberfeldherr hatte er niemals befehligt. Wie auf Roms und Toscanas Hülfe, hatte Karl Albert bei seiner Kriegserneuerung auf die Versicherungen der hochadeligen Lombarden gebaut, daß in der Lombardei Alles, wenn er nur einrücke, sich für ihn erheben werde und das österreichische Heer dort im schlimmsten Zustand sei.

Auf die durch nichts bewahrheiteten Versicherungen der adeligen Flüchtlinge aus der Lombardei von einem nahen oberitalienischen Volksaufstand baute Chrzanowski seinen Feldzugsplan. Diesem Aufstand vorzubeugen, rechnete man im Haupquartier Karl Alberts, müsse Radetzky seine Streitkräfte „vertheilen“, nach allen den Orten hin, auf welchen Gefahr drohe. So nahm Chrzanowski mit der Hauptmacht seine Aufstellung zwischen den Städten Novara, Vigevano und Vercelli; seine Flügel aber dehnten sich sehr weit aus, von den Gränzen Parmas bis zum Lago Maggiore. Radetzky aber wartete nicht, bis er angegriffen wurde, hatte auch nicht seine Streitkräfte zerstreut,

sondern alle auf sich zusammen gezogen, machte einen Seitenmarsch, um anzugreifen und zwar dem Feind in die Flanke zu fallen, über Pavia, ganz unbekümmert, daß er dadurch seine einzige Rückzugslinie auf Mailand preisgab, und ging am 20. März bei Pavia mit seinen vier Armeekorps über den Tessin; am selben Tage, an welchem Karl Albert bei Magenta über den Tessin ging auf Mailand zu. Der „König von Oberitalien" ließ sich in Mailand zu Mittag ansagen, auf den 21. Davon hatte er keine Ahnung, wie sehr in den Reihen seiner Piemontesen die jesuitische Reaktion heimlich wühlte. Während er, weil er keinen Feind vor sich fand, sich seiner und seines Generalstabs Berechnungen freute, hatte Radetzky bei Mortara eine ganze Brigade Piemontesen, trotz ihrer tapfern Gegenwehr, durch seine Uebermacht gefangen genommen. General Romarino war, dem bestimmten Verbot des Oberfeldherrn zuwider, aus seiner Stellung am Tessin weg und auf das rechte Ufer des Po übergegangen. Ein Flankenangriff, den er bei Gambolo machte, mißlang. Das zusammen war schuld, daß Karl Albert, statt nach Mailand vor, vielmehr zurück gehen und daß sogar Chrzanowski mit der Hauptmacht eine Stellung rückwärts bei Novara nehmen mußte, von mehreren seiner Heertheile getrennt, und darum an Zahl schwächer, als die Oesterreicher, welche ihn mit drei Armeekorps bei Novara am 23. März angriffen. Nach furchtbarem Kampf war die Schlacht für die Piemontesen verloren. Verrath, Verräther! war das Geschrei, das aus den Reihen der Zurückgeworfenen scholl. Karl Albert versammelte in der Nacht seine Söhne und Generale und dankte zu Gunsten seines ältesten Sohnes Viktor Emanuel ab. „Einen günstigeren Frieden als mir, werden Dir die Oesterreicher gewähren," sagte er, und reiste noch in selber Nacht ab nach Portugal. Am 28. Juli starb er da in der Stadt Oporto an Schlaganfällen, nach nur viermonatlicher Selbstverbannung.

Schon am Morgen des 24. März kam der neue König Viktor Emanuel in einem Bauernhof bei Novara mit Radetzky zusammen. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen, und am 6. August 1849, unter Frankreichs und Englands Vermittlung, der Friede: gegen 75 Millionen Lire (= Franken) Kriegsentschädigung behielt das Königreich Sardinien sein ganzes früheres Gebiet.

Ramorino, vor ein Kriegsgericht zu Turin gestellt, wurde zum Tode verurtheilt, als „Ungehorsamer, als Verräther und als Ausreißer." Von der Armee hatte er sich entfernt und war zu Arona verhaftet worden; sein Ungehorsam auf dem Kriegsschauplatz hatte die

schlimmsten Folgen nach sich gezogen. aber Verrath ist keiner erwiesen. Am 22. Mai 1849 wurde er zu Turin erschossen.

Nach Brescia war das Gerücht getragen worden, Karl Albert habe bei Novara gesiegt. In dem Glauben daran stand die Bevölkerung auf, fiel über die österreichische Besatzung her und trieb sie in die Citadelle zurück. General Haynau eilt mit 4000 Mann und einer großen Zahl von Geschützen nach Brescia. Zwei Tage lang, vom 31. März bis zum Abend des 1. April, dauert der schreckliche Kampf vor und in der Stadt. Von der Citadelle herab und zugleich von außen herein bombardirt, vertheidigen sich die Bürger und ihre Zuzüge aus dem Gebirge. Frauen und Jungfrauen sieht man aktiv mitten im Kampf. Haus um Haus muß von den Oesterreichern der Bevölkerung abgekämpft werden; jede der Barrikaden, welche eine hinter der andern lagen, muß mit Sturm genommen werden. Nach dem Siege benahm sich Haynau mit jener scheußlichen Art von Grausamkeit gegen die Besiegten, zumal gegen die Frauen, welche ihm den Beinamen die „Hyäne von Brescia" erwarb.

Am 2. April stand Genua auf. Der Zorn der Bevölkerung über die bei Novara vorgegangenen Dinge wurde von Parteiführern benützt zu einer republikanischen Schilderhebung. Zwei Tage lang hatte die Bewegung Glück; am dritten Tage war sie erdrückt durch die piemontesischen Brigaden des königlichen Generals Lamarmora. In Turin selbst zerfloß eine schon hoch gestiegene republikanische Bewegung schnell wieder, thatlos, so große Worte auch politische Träumer und Schwätzer gemacht hatten, sogar bis zu dem Unsinn, die Niederlage bei Novara sei eine Niederlage des Königthums und dadurch sei Raum gemacht für die Republik.

Auf diese Vorgänge hin vollführte die Rückgangspartei am 11. April in Toscana den Gegenschlag. Zwischen den Freiwilligen aus Livorno und der Bürgerwehr wurden künstlich durch jesuitische Sendboten Reibungen hervorgerufen, die Bürgerwehr zwang die Freiwilligen zum Abzug aus der Stadt, die Hoflieferanten aus der Bürgerschaft und ihr Anhang hieben die Freiheitsbäume um, hefteten die großherzoglichen Wappen wieder an und verhafteten Guerazzi, welcher ruhig in der Stadt geblieben war, als die andern Mitglieder der provisorischen Regierung entflohen. Guerazzi blieb verhaftet bis zum Sommer 1853. Da wurde er frei, aber lebenslänglich aus dem Großherzogthum verbannt. Im ganzen Großherzogthum hat, während ringsum im Lande sich Alles wieder ins Alte fügte, nur Livorno sich gehalten. Radetzky unterwarf die Stadt, zog in den Kirchenstaat und besetzte Ancona und Bologna.

Der Papst hatte von Gaeta aus alle katholischen Mächte um Hülfe für sich angerufen. Die katholischen Staaten Europas eilten ihm zu helfen. Schon im April 1849 lagerte König Ferdinand mit 12,000 Neapolitanern bei Velletri, 5000 Spanier landeten bei Terracina, und die Oesterreicher, welche in und um Ancona und Bologna standen, zählten nicht weniger als 50,000 Mann. Aber nicht durch die Waffen Oesterreichs, Neapels und Spaniens, sondern durch die Frankreichs wurde die alte Priesterherrschaft in Rom wieder hergestellt. Das republikanische Frankreich gab der Schwesterrepublik Rom den Todesstoß.

Dem neuen Präsidenten Louis Napoleon Bonaparte zu Paris machte das keinen Scrupel, obgleich die französische Verfassung den französischen Truppen in einem eigenen Artikel verbot, gegen die Freiheit eines andern Volks zu kämpfen. Louis Napoleon brauchte den Papst und die französische Geistlichkeit; beide sollten ihn bei seinen Planen zum Umsturz der Verfassung Frankreichs unterstützen und ihn von den Meineiden, womit er sich trug, bei den Völkern absolviren. Auch wußte er, daß es allen Eiteln unter den Franzosen schmeicheln werde, wenn die französischen Fahnen auf der Engelsburg flattern, und Frankreichs Präsident den Oesterreichern in Italien die Vorherrschaft auf der Halbinsel streitig mache. Er und sein verfassungsbrüchiges Ministerium schloßen sich heimlich dem Bunde der katholischen Fürsten gegen die römische Republik an. Er rüstete unter der Vorspiegelung, weil Frankreich die Einmischung der andern katholischen Mächte nicht abzuwenden vermöge, mische es sich auch ein, um dem Kirchenstaat eine freie Verfassung zu retten, die weder die Oesterreicher noch die Neapolitaner den Römern bewilligen würden. Eine französische Flotte mit 8000 Mann Landungstruppen unter Marschall Oudinot erschien am 26. April. Ohne Ahnung der argen List und des Verraths, der mit Oudinot und seinem Begleiter, dem im Rufe des freisinnigsten Demokraten stehenden Lesseps, ihnen nahete, öffneten die republikanischen Bürger Civita Vecchia's den Ankömmlingen als Freunden und Bundesgenossen Stadt und Hafen. Oudinot und Lesseps veröffentlichten, die Soldaten der französischen Republik betreten den römischen Boden als Freunde, einzig in der Absicht, Frankreichs Einfluß in Italien aufrecht zu erhalten; die Regierung der französischen Republik werde den Willen der Mehrheit der Römer achten und wolle ihnen weder eine Regierungsform aufzwingen noch aufzwingen lassen.

Ihre Aufnahme in Civita Vecchia bestärkte Oudinot und Lesseps

in der Hoffnung, man werde sie auch in Rom selbst mit offenen Armen aufnehmen, und Frankreich sich in dieser Hauptstadt ohne einen Schwertstreich festsetzen. Aber in Rom war jetzt, von Mazzini herbeigerufen, der geborene Soldat und Freiheitsmann von Nizza, der krieg- und kampfbewährte Joseph Garibaldi; mit seinem Feldherrnauge hatte er, der Louis Bonaparte und seiner Politik nicht traute, aus der Art, wie Oudinot im Hafen und in der Stadt Civita Vecchia sich festsetzte, herausgefunden, daß man hier Arglist und Verrath vor sich habe.

In die republikanische Regierung Roms waren Mazzini, Saffi und Armellini gewählt worden. Diese drei Männer (Triumvirn) hatten bisher den Staat zur Zufriedenheit des römischen Volkes geleitet, namentlich drückende Steuern beseitigt und an die Stelle der alten kostspieligen und doch nichtsnutzigen Verwaltung eine einfache, zweckmäßige und wohlfeile gesetzt. Die Römer hatten seit fünf Monaten solche Erfahrungen gemacht, daß die republikanische Regierung an der Mehrheit der Denkenden eine starke Stütze hatte. Nur die Minderheit derer, welche vom Luxus des alten Hofes sich zu bereichern gewohnt waren, und bigotte, leichtsinnige Frauen sehnten sich nach der Wiederkehr der Kardinäle und des alten Wesens. Die Mehrheit wußte überdies, daß wenn der den Jesuiten ganz anheimgefallene Papst auf den Bajonetten der fanatischen Spanier und der zügellosen Söldnerschaaren des blutigen Ferdinands von Neapel zurückkommen, sogar von des neunten Pius eigenen Reformen auch die letzte übrige niedergetreten und der Haß der vertriebenen Großpriester an ihren Gegnern sich sättigen würde, auch wenn man nur die Franzosen herein ließe und nicht die spanischen und neapolitanischen Banden. Es war in Rom bekannt geworden, daß der Papst in Gaeta eine öffentliche „Bußfahrt“ gemacht hatte, um für „seine politischen Sünden Gottes Verzeihung zu erflehen.“ Als Oudinot am 30. April vor Rom erscheint mit „der Fahne des Friedens, der Ordnung, der Versöhnung, der wahren Freiheit,“ wie sein Tagesbefehl sagte: da empfing ihn, statt offener Arme, Geschütz- und Gewehrfeuer. Als er die Mauern stürmte, wurde eine Abtheilung Franzosen durch einen von Garibaldi persönlich geleiteten Bajonetangriff zersprengt, eine andere, die vor eine verdeckte Batterie gerieth, theils zusammengeschossen, theils gefangen. Mit einem Verlust von 700 Mann zog sich der Marschall eilig nach Civita Vecchia zurück. Die Römer bewirtheten die gefangenen Franzosen glänzend, zeigten ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt und schickten sie dann freundlich an Oudinot zurück.

Garibaldi hatte nicht mehr als 16,000 Mann zur Vertheidigung der großen Stadt, ein buntes Allerlei, Linientruppen, Freischaaren und Bürgerwehren; aber es waren Kerntruppen darunter, verzweifelte Abenteurer und Flüchtlinge aus vieler Heren Länder, Offiziere von großer Erfahrung. Garibaldi begriff rasch, daß Rom bei seiner Ausdehnung gegen die Gesammtheit der gegen es im Felde stehenden Steitkräfte nicht zu vertheidigen, daß aber auch an ein gemeinsames Zusammenwirken von Neapolitanern, Spaniern, Oesterreichern und Franzosen nicht zu denken sei. Tag und Nacht arbeitete er und ließ er arbeiten an Mitteln und Werken zur Vertheidigung Roms. Als dem Marschall Oudinot sein Handstreich auf die Stadt mißlungen war, welche Louis Bonaparte durch Lug und Trug so ganz friedlich vor den Oesterreichern zu besetzen hoffte: da griff Lesseps zu Unterhandlungen. Der ränkevolle Präsident Louis Bonaparte hatte jedem seiner beiden nach Italien abgesandten Beamten eine besondere, verschiedene Vollmacht und Weisung mitgegeben, eine andere dem General, eine andere dem Diplomaten. Nach wochenlangen Unterhandlungen, während welchen ein zwischen Garibaldi und Oudinot abgeschlossener Waffenstillstand dauerte, schloß Lesseps mit den Triumvirn der römischen Republik einen Vertrag ab, am 31. Mai. Lesseps übernahm in diesem Vertrag für die Regierung der Republik Frankreich die Gewährleistung der Republik Rom gegen jeden Angriff von Seiten einer fremden Macht, und in diesem Vertrage war die französische Armee ausdrücklich als eine befreundete und zur Mitvertheidigung des römischen Gebiets bestimmte bezeichnet.

Der von beiden Theilen unterzeichnete Vertrag wurde Oudinot mitgetheilt. Lesseps erstaunte, als Oudinot ihm erklärte, er habe solche Weisungen, welche diesem Vertrag gerade entgegengesetzt seien, nämlich die Ehre der französischen Waffen, welche vor Rom gelitten, wieder herzustellen und sich in den Besitz Roms so bald als möglich zu setzen; seine Verstärkungen treffen jeden Augenblick ein und einen andern Zweck habe sein Waffenstillstand nicht gehabt nach des Prinz-Präsidenten Anweisung.

Garibaldi, welcher niemals von Louis Bonapartes republikanischer Ehrlichkeit etwas hielt, hatte die Tage des Waffenstillstands wohl benützt. Oudinot hatte vergessen, die Spanier und die Neapolitaner in seinen Waffenstillstand mit aufzunehmen. Nachdem Garibaldi die Franzosen blutig von Roms Mauern abgewiesen hatte, warf er sich blitzschnell auf die Spanier und jagte die jedem Angriff Ausweichenden auf ihre

Schiffe. Dann warf er sich auf die Neapolitaner und schlug den eben so feigen als unfähigen König Ferdinand so gründlich, daß er schmachbedeckt über die Gränze seines Landes zurückfloh und nicht wieder daraus hervorkam. Solchen Erfolgen Garibaldi's gegenüber griff man auf französischer Seite zu Mitteln, welche von allen Völkern und von allen Zeiten gebrandmarkt sind. Noch weiß man nicht, ob die Nichtswürdigkeit derselben auf Rechnung Oudinot's oder des Präsidenten Louis Bonaparte zu schreiben ist.

Die von Oudinot erwarteten Waffenmittel waren da: zu seinem Heertheil noch weitere 30,000 Mann, ein gewaltiger Artilleriepark, wohl ausgestattet mit Allem, was zu einem Belagerungskrieg gehört. Der Waffenstillstand lief erst mit dem 4. Juni ab. Die Römer konnten nicht anders glauben, als daß sie, auf den durch Lesseps abgeschlossenen Vertrag hin, an den Franzosen Freunde haben werden. Von dieser Sicherheit der Römer wollte Oudinot profitiren. Ehrlos und völkerrechtswidrig überfiel er schon am 3. Juni die Stadt und stürmte sie in der Morgenfrühe; zwei römische Kompagnien hob er durch diesen Stillstandsbruch auf. Aber nach siebzehnstündigem blutigstem Kampfe hatte Garibaldi die Franzosen zurückgeschlagen. Am 4. Juni beschoß Oudinot aus seinen schwersten Geschützen die Mauer und das Thor von San Pancrazio. Als Bresche geschossen war, stürmte er am 5. Juni wieder. Dreimal nahmen die Franzosen das Thor und dreimal wurden sie von Garibaldi wieder hinausgeschlagen, zuletzt mit den Flintenkolben. Die römische Jugend, von Garibaldi entflammt, focht todtverachtend, wie seine alten Soldaten.

Oudinot mußte sich zu einer regelmäßigen Belagerung bequemen. Roms Mauern und Basteien waren aus alter Zeit her. Rom war also nicht befestigt nach den Regeln der neuen Befestigungskunst. Aber auch die alten Werke waren großentheils in Verfall. Garibaldi wußte mit wunderbarer Geschicklichkeit und Schnelligkeit das Vorhandene zu benützen, es auszubessern, neue Befestigungen zu schaffen. Zu diesen Arbeiten zeigte sich die Masse der Römer brauchbar; zum Kampf, zu Ausfällen, zum Wachen Tag und Nacht war sie unfähig, etwa 3000 Jünglinge und Männer ausgenommen, die sich von Anfang aus Rom unter ihn gestellt hatten. Aber Vertrauen auf ihn und Ehrfurcht vor seiner großartigen Persönlichkeit wußte er den Römern einzuflößen, selbst der trägen und sonst leicht murrenden untern Volksschichte, daß sie es ertrug, wenn tagelang die Bomben der Franzosen

in ihre Stadt hereinregneten, die Kirchen und Paläste verwüsteten und viele herrliche Werke der Kunst beschädigten und vernichteten.

Um mit den wenigen Kräften, die er zur Verfügung hatte, und die 19,000 Mann nie überstiegen haben und mit jedem Tage schmolzen, vertheidigte Garibaldi vom 3. Juni bis zum 3. Juli gegen alle Stürme der Franzosen und ihre Beschießungen, gegen alle Kunst ihrer Genieoffiziere nach allen Seiten hin die ungeheure Stadt. In der Villa des Kardinals Crissaldi, Vascello, lagen nur 600 Mann von Garibaldi's Leuten. Auf diesen wichtigen Platz richteten die Franzosen ihre größten Anstrengungen, drei Wochen lang ohne allen Erfolg. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni stürmten Massen Franzosen unausgesetzt die feste Villa. Todesmatt von den langen Mühen und Kämpfen glaubte Oudinot die Vertheidiger darin; er glaubte durch einen Nachtangriff sie schlafend zu überrumpeln. Die freien Männer darinnen aber waren wach, und der Grimm der Republikaner über Verrath der Republik Frankreichs und ihrer Söldner schlug auch in dieser Nacht mit blutigster Lehre diese in ihr Lager zurück. Tagelang spielten, da ihnen das Stürmen vergangen war, die Geschütze der Franzosen gegen diesen festen Punkt. Als er in Trümmer geschossen war, räumten ihn die Vertheidiger, und die Franzosen setzten sich auf den menschenleeren Steinhaufen.

Solche Helden fanden die neugebackenen französischen Republikaner, welche aus dem konstitutionell-maskirten Despotismus eines Louis Philipp in den des heuchlerischen Republikaners Louis Bonaparte bereits übergegangen waren, auf allen Angriffsseiten sich gegenüber. Man kann die wenigen Fortschritte ihrer Ueberzahl an Mannschaft, Geschützen und jeder Art von Kriegsmitteln nicht anders erklären, als durch das überlegene Genie Garibaldi's einerseits und durch das böse Gewissen vieler französischen Offiziere und Gemeinen andererseits, welche es schwer trugen, daß die französische Republik gegen die Schwesterrepublik kämpfte, durch die Entrüstung gewiß vieler Offiziere über das nicht nur völkerrechtswidrige, sondern an und für sich schon ehrlose Benehmen ihres Obergenerals Oudinot.

Sie sahen sich gar oft auf einzelnen Punkten geschlagen durch Ausfälle der Republikaner, die Garibaldi meist persönlich leitete, wenn es galt, einen verlorenen Punkt zurück zu gewinnen. Durch solche energische Ausfälle wurde immer wieder zurückerobert, durch sie wurden Batterien genommen oder zum Schweigen gebracht, die Arbeiten in den Laufgräben vernichtet oder ihr Fortschreiten gehemmt. Freilich wurden

der Kampffähigen um Garibaldi her immer weniger. Diese Ausfälle kosteten Leute; der Dienst Tag und Nacht auf den Mauern und an den Thoren, ein Dienst furchtbarster Anstrengung bei der verhältnißmäßig so kleinen Zahl der Vertheidiger untergrub Gesundheit und Kraft der selbst Begeistertsten und Stärksten. Seit den letzten acht Tagen des Juni war Mangel am nöthigen Schießbedarf eingetreten und reaktionäre Einflüsse wühlten in der Bevölkerung. Schon hatte Garibaldi Anzeichen von angezettelten Verräthereien. Am 29. Juni ging die Bastei von San Pancrazio, zum Trümmerhaufen geworden, verloren. Das war der schwerste Schlag von allen: mit diesem Punkt hatten die Franzosen eine die Stadt beherrschende Höhe gewonnen, von welcher aus sie einen großen Theil derselben zusammenschießen konnten. Die gesetzgebende Versammlung beruft Garibaldi; sie will von ihm hören, ob eine weitere Vertheidigung möglich sei. „Wenn man, erwiedert der Held, Trastevere (ein Theil der rechten Tiberseite Roms) aufgibt und alle Tiberbrücken in die Luft sprengt, so kann Rom sich noch halten.“ — „Auf wie lange?“ ward gefragt. „Auf einige Tage,“ antwortet der General und setzt die ganze Lage auseinander. Sein Rath ist, auf Vertrag die Stadt zu übergeben; er werde sie so lange halten, daß alle Gefährdeten ihre Anstalten zu gesicherter Rettung treffen können.

Mazzini und all sein Anhang waren in Sicherheit, ehe die Stadt übergeben wurde. In den Abendstunden des 3. Juli zogen die ersten Franzosen in Rom ein, am andern Tage Marschall Oudinot. Die Fensterläden waren geschlossen, die Straßen öde, nur auf dem Corso waren Volksgruppen und daraus hörte man die Rufe der Leidenschaft, Lebehochrufe auf die römische Republik, auf Italien, und Verwünschungen auf „die Pfaffen“ und General Oudinot.“

Nicht, wie die Jesuiten, und, ihnen nach, Leichtgläubige logen, ist Garibaldi geflohen aus Rom mit Mazzini. In fester Ordnung zog der Vertheidiger Roms mit seiner ganzen Heerschaar als der Letzte aus der Stadt aus, und wandte sich nach dem Neapolitanischen. Noch hoffte er auf einen Aufstand der dortigen Bevölkerung gegen ihren Tyrannen. Aber er fand die Wege durch die Franzosen verlegt. Er mußte sich rückwärts und nördlich wenden, der Romagna zu. Mit noch 3000 Mann schlug er durch französische und österreichische Truppentheile sich durch. Da betrat er das Ländchen „der ewigen Freiheit,“ die Republik San Marino. Auf dem Gebiet dieser kleinsten Republik Europa's löste er seine Heldenschaar auf, im Angesicht der 50,000

Oesterreicher. Er entkam, wie den Franzosen, so auch diesen, verherrlicht durch seine Vertheidigung Roms, die zum Großartigsten gehört, was die Geschichte der Städtevertheidigung kennt. Niemand war so stumpfsinnig, ihm seine Bewunderung zu versagen, und durch alle italienischen Blätter lief das Wort: „Die Ehre ist gerettet, Garibaldi und seine Kampfgenossen haben sie uns gerettet!“ — Es gelang ihm, nach Genua sich einzuschiffen, und als er für jetzt Alles für Italien verloren sah, segelte er ab nach Amerika.

Es war in Italien nur noch Ein Punkt, auf welchem die Fahne der Freiheit wehte. Das war Venedig.

Die Männer des Fortschritts und der Freiheit rechneten damals aller Orten in Europa darauf, daß die französische Nation sich selbst treu und frei bleibe; und besonders die in den geheimen Bund Eingeweihten Italiens, in welchen auch Louis Bonaparte geschworen hatte, rechneten auf diesen als auf einen treuen Bundesgenossen. Manin, der an der Spitze des nach der Niederlage Karl Alberts wieder zur Republik gewordenen Venedigs stand, wußte recht wohl, daß Venedig für sich allein gegen Oesterreich trotz der Vortheile seiner natürlichen Lage auf die Länge nicht haltbar war; aber auch er rechnete auf die Treue der französischen Nation, auf die Treue Louis Bonaparte's und sogar zuletzt noch auf die Entrüstung aller Männer von Ehre in Frankreich, wenn Louis Bonaparte nicht einlenkte. Eine völlige Einschließung Venedigs durch die Oesterreicher war lange nicht möglich, weil es diesen an einer hinlänglichen Zahl Schiffe fehlte, die Zufuhr von Vorräthen aller Art ganz zu sperren. Da durch Einschließung die Stadt nicht zu gewinnen war, entschlossen sich die Oesterreicher zur eigentlichen Belagerung. Aber ein vierwöchentlicher Regen und die Aufstauung des Wassers in den Kanälen hatte den aufgeschwemmten Boden um Venedig in einen großen Morast verwandelt, und das Sumpffieber griff im Lager Haynaus um sich. Nach großen Verlusten durch Strapazen, Angriffe und Krankheiten konnte das Belagerungsheer endlich die Laufgräben eröffnen und das gewaltige Geschütz schoß den Brückenkopf Venedigs, das Fort Malghera, nach und nach so zusammen, daß die Vertheidiger es am 27. Mai räumen mußten. Bald war auch ein zweites Fort genommen, die Stadt konnte jetzt enger eingeschlossen werden und die Bomben fielen in die eigentliche Stadt hinein. Doch hielt sie sich den ganzen Sommer, obgleich der Mangel an Lebensmitteln und die Cholera in der Bevölkerung sich zeigte. Da kam am 22. August die Kunde von der Unterwerfung

Ungarns, und erst auf diese hin ergab sich Venedig auf Vertrag, nach welchem Manin und neununddreißig andere Führer in die Verbannung gingen, alle andern unangetastet blieben. Die Uebergabe geschah am 24. August 1849.

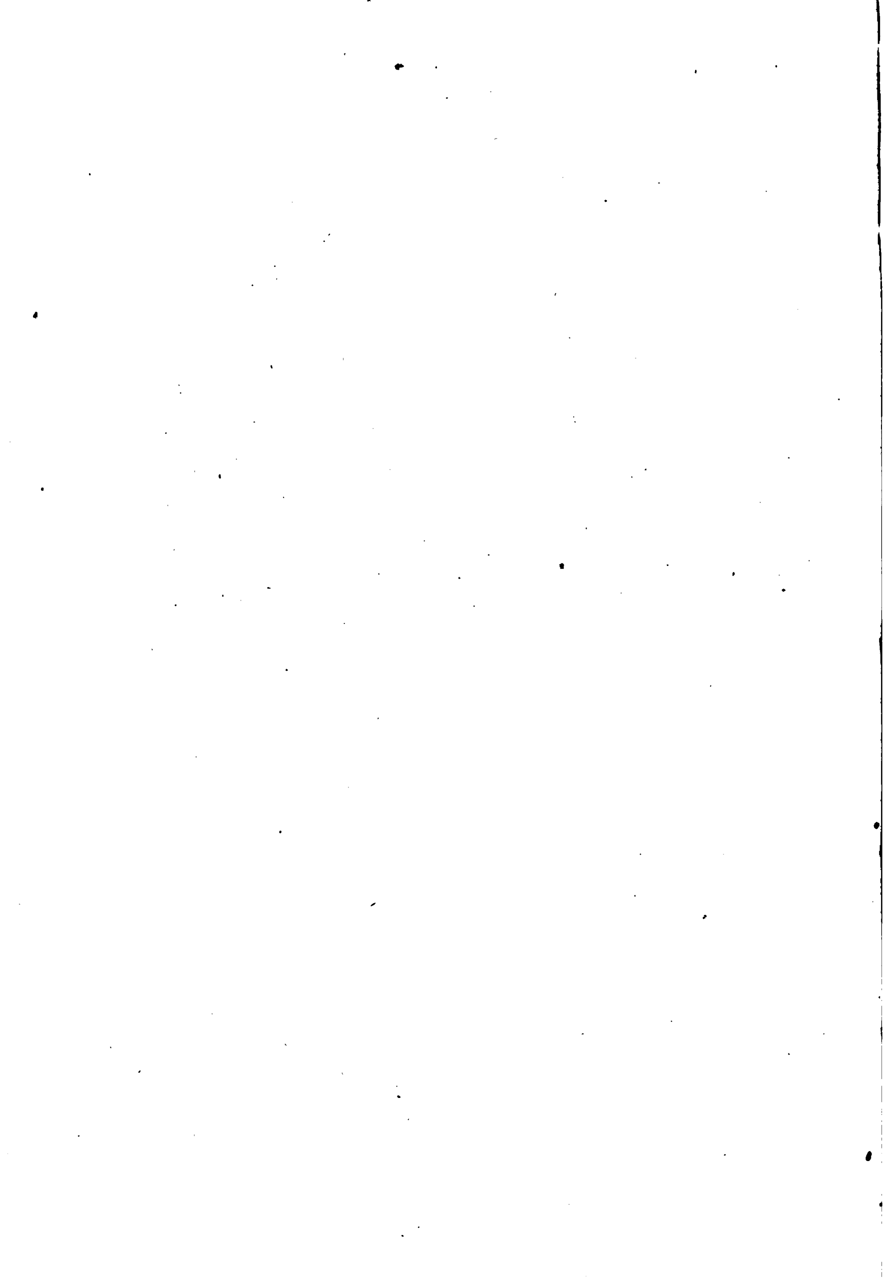
Damit war die letzte Stätte der Freiheit in Italien verloren. Denn in Sizilien war Alles noch viel früher zu Ende gegangen. So wie König Ferdinand wieder unumschränkter Despot in Neapel war, rüstete er gegen Sizilien, 20,000 Mann unter General Filangieri fuhren auf der Flotte hinüber nach Messina, dem Hauptsitz der Unabhängigkeitsbewegung, dessen Citadelle aber noch immer in den Händen der königlichen Besatzung war. Am 6. und 7. September wurde Messina von der Flotte und von der Citadelle aus bombardirt. Ein großer Theil der Stadt wurde in einen Schutthaufen verwandelt, das Magdalenenkloster, der stärkste Punkt, erstürmt. Da räumten die Einwohner mit ihrem beweglichen Eigenthum die Stadt und flohen ins Innere oder auf die englischen und französischen Kriegsschiffe. Denn die englische und die französische Flotte waren zur Hand, und die Admirale so wie die Gesandten beider Nationen vermittelten einen Waffenstillstand. Es lag England und Frankreich zu viel daran, Sizilien unabhängig zu erhalten. Auf die Vermittlungsvorschläge dieser zwei sich einmischenden Großmächte bot Ferdinand den Sizilianern die Erfüllung aller ihrer Wünsche an; nur ein besonderes Ministerium für den Krieg und eines für das Auswärtige verweigerte er. Diese weitgehenden Anerbietungen mußten die Sizilianer an und für sich schon argwöhnisch machen, und ganz besonders noch beim Gedanken und Anblick, wie er drüben über der Meerenge den Neapolitanern seine feierlichen Eide hielt. Ein eigenes sizilianisches Heer und Ministerium für den Krieg, die in ihrem eigenen Lande blieben, waren das Erste vor Allem, auf was die Sizilianer zur Gewähr ihrer Selbständigkeit und der Anerbietungen des Königs bestehen mußten. Bei der Weigerung des Königs verwarfen sie die Anerbietungen des Königs, da diese ihnen keinerlei Sicherheit gewährten. Nach längeren Unterhandlungen kündigten sie auf den 29. März 1849 den Waffenstillstand und begannen den Krieg aufs Neue, gleichzeitig mit Karl Alberts zweitem Feldzug in Oberitalien.

Die Sizilianer hatten ein Heer, so zahlreich als das neapolitanische, und zum Oberfeldherrn den ihnen von den Republikanern in Paris empfohlenen Mieroslawski, welcher, 1813 in Frankreich geboren und da aufgewachsen, halb Pole, halb Franzose war und im Rufe



Kronprinz von Preußen.

Nach einer Photographie.



eines vortrefflichen Generals stand, aber mehr Militärschriftsteller, als praktischer General war, ein vortrefflicher Redner und Agitator, aber kein Feldherr.

Am Aetna, in und bei der Stadt Catanea hatte Mieroslawski die Streitkräfte der Sizilianer gesammelt und durch ein „System von Befestigungen" umschirmt. Am 6. April schlugen auch die Sizilianer den Angriff der eingebornen neapolitanischen Truppen so zurück, daß Alles kopflos ins Lager floh. Aber dem Feuer der Flotte und dem Vorsturm der Schweizer Truppen, d. h. dem vaterlands- und grundsatzlosen Mischmasch der Abenteurer aus der Schweiz und aus aller Herren Ländern, gelang im Dunkel des Abends noch ein Ueberfall auf die siegfreudigen und sorglosen Sizilianer, und nach dreistündigem Kampfe war Catanea genommen.

Sizilien war nach dem Fall Catanea's um so schneller unterworfen, weil in den Städten die Bürgerschaft und die aus ihr gezogene Nationalgarde friedlich gesinnt war, Leute der eigenen Interessen, ohne Begeisterung für eine Idee. So war es selbst in der Hauptstadt Palermo, wo die Lohe des Unabhängigkeitsgefühls längst erloschen war an den Betrachtungen über die Opfer des Beutels und über das Gefahrvolle für das Geschäft und selbst für das Leben. Während die Volksregierung in Palermo und die Parteiführer und die unteren Volksschichten für die Fortsetzung des Kampfes erhitzt waren und draußen auf dem Lande bewaffnete Haufen, Trümmer des Mieroslawskischen Heeres sich mit Neapolitanern schlugen, lieferte die Partei der friedlich gesinnten Bürger in einem günstigen Augenblick die Schlüssel zu den Thoren Palermo's den Neapolitanern aus und ließ das Heer einrücken. Es war gerade der 15. Mai. An diesem Tage hatte im Jahr 1848 Ferdinand Neapel bombardirt und die Verfassung umgestürzt. An diesem Tage wurde er 1849, nicht durch das Geschützfeuer des Landheers und der Flotte, sondern allein durch die Muthlosigkeit der wohlhäbigen Bürgerschaft wieder unumschränkter Herr Siziliens. Die ganze Insel wurde unter die brutalste Militärherrschaft gestellt, und diesseits und jenseits der Meerenge feierte der königliche Despotismus und sein Anhang, d. h. die Jesuiten, der weibliche und männliche Hofadel und die bloß von Hofgunst Lebenden unter den Heerobersten, die Blutgerichte und die alten Orgien wieder, womit immer die Reaktion den Sieg der Politik des Satanismus ausgezeichnet hat. Sie lachten bei ihrer Siegesfeier der Schwachköpfe, welche den Glauben gehabt hatten, der König und die Königlichen in

Neapel werden ihren Neapolitanern, wegen „einiger feierlich vor allem Volk zu Gott geschworenen Eide", halten in den ihnen günstigen Tagen, was sie in der Noth aus Zweckmäßigkeitsgründen selbst angeboten und zugeschworen hatten. Sie hatten ja Absolution nicht bloß von ihren Beichtvätern, sondern vom heiligen Vater sogar, welcher sich selbst absolvirt hatte von dem Eide, den er geschworen hatte. Die Welt war jetzt in die Tage eingetreten, in welchen man an christlichen Höfen Europas für den Sieg des Meineids in den Kirchen betete.

Abermals lag Italien großentheils, wie es zuvor gelegen war, still und wie todt, unter unmenschlichem Druck; das Königreich Piemont ausgenommen, und in gewissem Bezug auch das Großherzogthum Toskana.

6. Der zweite Krieg Italiens gegen Oesterreich. Cavour.

Das Gottesgericht konnte nicht ausbleiben. Der dritte Napoleon wurde Werkzeug dieses Gottesgerichtes: zu ganz Anderem hatte man ihn von Wien und Petersburg aus erhoben.

Das nach 1849 vereinsamt dastehende Piemont — schlug im Krimkrieg mit, auf Englands Veranlassung, mit einer namhaften Heerkraft. Und Napoleon III. hatte, außer dem Orsinischen Testament, noch andere Gründe, namentlich auch nach dieser Behandlung von Seiten der festländischen Fürstenhäuser, wie er sie bei seiner Vermählung zu empfinden bekommen hatte, die „italienische Nationalsache" mit seiner ganzen Waffenmacht zu unterstützen. Auf dem Congreß des Pariser Friedens war Piemont als europäische Macht zugelassen worden. Prinz Jerome Napoleon vermählte sich mit der ältesten Tochter des Königs Viktor Emanuel II., und Napoleon III. übernahm, Piemont gegen jeden Angriffsversuch von Seiten Oesterreichs zu vertheidigen.

Viktor Emanuel galt auf der italienischen Halbinsel als der Held der vaterländischen Zukunft seit seiner Thronbesteigung. Dieser König von Sardinien war der einzige Fürst Italiens, welcher die beschworene Verfassung seinem Volke aufrecht hielt. Denn selbst Papst Pius IX. hatte sich weder durch Einheimische noch durch die Westmächte England und Frankreich dahin bringen lassen, die Verfassung wieder herzustellen. Die alte Wirthschaft der Kardinäle herrschte wieder im Kirchenstaat; aber die eigentlichen Herren im Lande waren die Fremden, in den Provinzen des Kirchenstaats die Oesterreicher, in Rom und

Civita Vecchia die Franzosen. Die Bajonette und Kanonen der verhaßten Fremden waren es allein, was den Thron des heiligen Vaters in seinem eigenen Lande hielt, auf viele lange Jahre hinaus. Und selbst unter so vielen Tausenden von schützenden Soldaten Frankreichs hielt der Papst noch neun Monate lang seine Person in Rom nicht gesichert genug; erst am 4. April 1850 wagte er nach Rom zurück zu kehren. So war Rom von Frankreich besetzt, der Papst in Napoleons III. Hut, aber auch in seiner Gewalt. Alle Welt konnte daraus täglich sehen, wie unmächtig im eigenen Lande der heilige Stuhl geworden war, seit Pius IX. dem Geiste in der Zeit und seinem feierlichen Versprechen abtrünnig, sich selbst untreu geworden war, und nicht mehr von der Liebe des eigenen Volkes, von der öffentlichen Meinung Italiens getragen wurde.

Auf diesem dunkeln Grunde leuchtete die Verfassungstreue des Piemontesen Viktor Emanuel und seine freisinnige Regierung um so heller, und er war rasch der populärste Mann Italiens, und weithin gefeiert in der Welt geworden. Damals war er, er für seine Person, nach den unparteiischsten Zeugnissen, durchaus freisinnig, ein freier Mann im kirchlichen wie im politischen Sinne des Worts, zeitgemäß und für die Größe seines Gesammtvaterlandes Italien zu jedem Opfer fähig. Er war eine ideal angelegte romantische Natur und hatte die bei Fürsten höchst seltene Eigenschaft, dem Wissen und den Rathschlägen überlegener Geister und Charaktere das eigene Anschauen und Wollen unterzuordnen, das Vorrecht des Geistes höher als das Vorrecht der Geburt, die Bürgerkrone, welche den um das Vaterland Wohlverdienten einfach schmückte, höher zu halten, als den Glanz der Königskrone, welche dem auf's Haupt gesetzt war, welchem Erfahrungen in der Staatsverwaltung und Verdienste darin erst noch als Aufgabe vorlagen.

Viktor Emanuel empfing durch besondere Fügung einen leitenden Rath, welcher für Piemonts und für Italiens Größe die größten Anlagen und damit den Beruf dazu hatte. Das war Graf Camillo Cavour, der Sohn eines Turiner Getreidehändlers, welcher sehr reich geworden war und von Karl Albert den Grafentitel erlangt hatte. Im Jahre 1809 zu Turin geboren, hatte er im Jahr 1847 mit dem Grafen Balbo und andern freisinnigen Männern ein Journal für den Fortschritt gegründet, war 1849 in die Kammer gewählt, in der er der gemäßigten Opposition angehörte, im Jahre 1850 Minister der Marine, des Ackerbaus und des Handels, 1851 zugleich Finanzminister

geworden, im Mai 1852 aus diesem Ministerium ausgetreten, aber schon am 4. November 1852 mit der Bildung eines neuen, wahrhaft freisinnigen und nationalen Ministeriums betraut worden. Als Ministerpräsident nahm er das Portfeuille der Finanzen und des Auswärtigen für sich. Von da an schreibt sich ein vollständiger Umschwung in der Stellung Piemonts nach Außen, wie im Innern dieses Königreichs.

Zum großen Staatsmann geboren, aber seit seinen Jugendtagen der Einheit und Freiheit Italiens lebend, und darum unter dem auch auf Sardinien drückenden System Metternichs verfolgt, hatte er lange keine Gelegenheit gefunden, seine außerordentlichen staatsmännischen Anlagen in der Regierung zu verwerthen. Wie er aber Premier des von ihm gebildeten Ministeriums war, entfaltete sich sein Genie außerordentlich schnell in Thaten, in großartigen Umgestaltungen im Innern und in erfolgreichen Anknüpfungen und Unterhandlungen nach Außen.

Sein König Viktor Emanuel hatte für sich selbst schon allen italienischen Patrioten, welche aus ihrer Heimath flüchtig waren oder sich dort nicht wohl fühlten, eine gastliche Freistatt in seinen Staaten gewährt, und so einen Kern von Intelligenz, Freisinn und Vaterlandsliebe aus allen Gegenden der Halbinsel bei sich versammelt. Von Turin aus zogen sich jetzt die Fäden der freiheitlichen und nationalen Bewegung insgeheim über Italien hin; in Turin war eben so auch der Sitz der Bestrebungen, Volksaufklärung in Italien zu verbreiten und die kirchlichen Fesseln zu brechen, worin die Jesuiten die Nation gebunden hielten. Innerlich hatte Viktor Emanuel sich längst von kirchlichen Anschauungen befreit, unter deren Bann fast alle katholischen Fürsten und Höfe der Zeit noch lagen; jetzt, seinen Cavour zur Seite, brach er offen und ganz mit dem Kirchenthum und mit den Staatsgrundsätzen vergangener finsterer Jahrhunderte; er brach sogar mit der auch ihm anerzogenen Vorstellung von der Heiligkeit des Papstthums, von der Unantastbarkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes, von den Vorrechten der Priesterschaft, von der Unverletzlichkeit der Klöster und ihrer Güter. Unbeirrt durch die Drohungen des römischen Hofes griff er durch, unbekümmert um die Proteste seiner Bischöfe. Cavour zudem war ganz genährt vom Geiste der neuen Zeit, an ihm glitt jede priesterschaftliche Anmaßung ab. Er war sich klar, daß gegen den Absolutismus Oesterreichs und der italienischen Höfe nicht wieder der Absolutismus im eigenen Hause ins Feld geführt werden durfte, wenn

es einen guten Erfolg haben sollte, und daß der alte Thron- und Altar-Despotismus nur überwunden werden konnte durch den Geist der neuen Zeit, durch die Kraft des freien, aufgeklärten Staates. Solche Einrichtungen wurden nun im sardinischen Königreich gemacht. In allen Zweigen des Staatslebens wurde umgestaltet und überall Licht und frische Luft hereingelassen. Der neue Staat, mit einer freien Kirche im freien Staat, sollte die Grundlage abgeben, die Oesterreicher aus Italien zu vertreiben und einen großen italienischen Nationalstaat zu schaffen unter dem Haus Savoyen, mit freiester Verfassung. Das war Cavours Grundgedanke. Das Königreich Sardinien zählte nur fünf Millionen Seelen; aber Cavour und seine Freunde konnten feste Rechnung sich machen, daß Oesterreich und die Fürsten Italiens sich bei ihren Bevölkerungen schnell vollends ganz und für immer ruiniren und die letzteren dem freisinnigen König von Sardinien zufallen werden. Der Priester Antonelli regierte im Namen des Papstes Pius IX., der ihm gehorchte, als Kardinal-Staatssekretär den Kirchenstaat und die katholische Kirche, und hauste so hier, wie Ferdinand II. dort in Neapel und Sizilien. Seiner reaktionären Verfolgungswuth war es gelungen, es dahin zu bringen, daß schon im Jahre 1854 neunzehntausend Römer als politische Flüchtlinge im Auslande lebten und dreizehntausend als politische Gefangene in den römischen Kerkern schmachteten. Noch ärger hauste der Herzog von Modena, Franz V., seit er mit seinen Jesuiten wieder gekommen war. Der Herzog Karl III. von Parma ließ an jeder Person, die verdächtigt oder angegeben wurde, national gesinnt zu sein, ohne Rücksicht auf weibliches oder männliches Geschlecht, öffentlich die Prügelstrafe vollziehen. Seinen englischen Stallmeister Ward machte er zum Landesminister. Dieser Herzog des Prügelsystems gehörte dem verrufensten Zweige der Bourbonen an, er war ein spanischer Bourbone. Der modenesische Despot war ein Zweig des Hauses Oesterreich. Der Wütherich von Parma verendete schon im Jahr 1854, am 27. März wurde er auf offener Straße ermordet. In Neapel fuhr Ferdinand II. fort, wie durch Grausamkeiten zu schrecken, so durch erhöhte Härte des Steuerdrucks die Bevölkerungen beider Königreiche, wie er sagte, so zu entkräften, daß sie die Mittel nicht hätten, noch einmal aufzustehen. Durch Beides schärfte er nur die Erbitterung. Eben so war die Stimmung in den wieder österreichisch gewordenen Landen Oberitaliens. Zudem war Oesterreich politisch ganz vereinsamt, ohne einen Bundesgenossen.

Alles das lag günstig für die Plane Cavours; vollends, wenn es

ihm gelang, zu den Sympathien Englands für Italien hin die thatsächliche Unterstützung eines mächtigen Bundesgenossen zu finden an dem neuen Kaiser der Franzosen. Und es gelang ihm. Cavour brachte ein enges Bündniß zwischen Piemont und Frankreich gegen Oesterreich in tiefem Geheimniß zu Stande.

Schon auf dem Friedenskongreß zu Paris hatte Cavour sich versichert, wie erwünscht es dem russischen Hofe wäre, wenn Oesterreich in Italien gedemüthigt würde. Die ersten Eröffnungen Cavours kamen längst gehegten eigenen Gedanken Napoleons III. entgegen: ein durch die Lombardei und Venedig vergrößertes Piemont erschien ihm als ein gutes Bollwerk gegen Oesterreich, und half er Piemont dazu, so, hoffte er, werde dieses die Nothwendigkeit fühlen, an Frankreich sich anzulehnen. Dieses oberitalische Königreich und die andern selbständig bleibenden Staaten wollte er dann zu einem italienischen Bunde vereinigen, ähnlich dem deutschen Bunde. Die Throne in Mittel- und Süditalien gedachte er im Geiste seinen Vettern aus dem Hause der Napoleoniden zu, und so sah er Frankreich schon als Erben des Einflusses, den Oesterreich bisher auf der Halbinsel hatte, und sich selbst als Oberherr unter dem Namen eines Beschützers des italienischen Bundes.

Nachdem manches so vorbereitet war, kam im Herbst 1858 Cavour im Bade Plombieres, in den Vogesen, heimlich mit Napoleon zusammen. Die bisherigen Verhandlungen fanden ihren Schluß in einem festen Bündniß zwischen Frankreich und Piemont und in den Verabredungen des Plans zum Kriege gegen Oesterreich.

Von dem geheim in Plombieres Verabredeten kam ein paar Wochen darauf am 1. Januar 1859 das erste Anzeichen zum Vorschein in dem Worte Napoleons, das er bei der üblichen Neujahrsbeglückwünschung in den Tuilerien vor versammeltem diplomatischem Korps zu dem Botschafter Oesterreichs, Freiherrn von Hübner, sprach. „Ich bedaure, sagte der Kaiser, daß unsere Beziehungen nicht so gut sind, als ich sie zu sehen wünschte; aber ich bitte Sie, dem Kaiser zu melden, daß meine persönlichen Gefühle für ihn immer dieselben sind.“ Dieser „Neujahrsgruß“, wie er seitdem heißt, überraschte die sonst doch eingeweihte Diplomatie, noch mehr die uneingeweihte Welt. Der Sinn dieses Neujahrsgrußes wurde zehn Tage darauf durch die Thronrede beleuchtet, womit Viktor Emanuel die Kammern eröffnete. „Bei aller Achtung vor den Verträgen, sagte darin der König, kann ich nicht unempfindlich sein für den Schmerzensschrei, der aus so vielen

Theilen Italiens in mein Ohr dringt.“ Die Turiner Zeitungen wie die Pariser, und vorzugsweise die amtlichen und halbamtlichen, brachten jetzt Artikel, in welchen das „Recht der Nationalitäten“ und die „Revision der europäischen Verträge“ lebhaft erörtert wurde. Jetzt gingen den Verblendeten in Wien die Augen auf; aber nur über die Zwecke Napoleons und des Hofes von Turin, nicht über die Thorheit des Systems der Rachsucht, das man von Wien aus als die beste Politik in der Lombardei geübt hatte. War bisher die Säbelherrschaft dort brutal, der Steueraufschlag maßlos, die polizeiliche Quälerei raffinirt gewesen; so ging man jetzt nach dem Neujahrsgruß erst recht daran, die Zuchtruthe zu schwingen und den Lombarden das Gelüsten vergehen zu lassen. Der Kriegszustand wurde über das lombardisch-venetianische Königreich verhängt, und das von österreichischem Militär zuvor schon übersetzte Land überschwemmten neue und immer neue Truppensendungen. England rieth in Wien, durch freiheitliche und andere Zugeständnisse die Oberitaliener zu versöhnen. Rußland unterhandelte für einen Congreß der Großmächte, um auf diesem die italienische Frage zu lösen. Daß Napoleon nur für den Congreß sei, um durch dieses Täuschungsspiel Zeit zu seinen Rüstungen zu gewinnen, und daß im besten Falle auf dem Congreß zu Italiens und nicht zu Oesterreichs Gunsten die Entscheidung fiele, sagte man sich denn doch in Wien, und im Vollgefühl seines glänzenden Sieges vor einem Jahrzehent zog der Wiener Hof das Schwert.

Am 23. April ließ er zu Turin erklären, wenn das Heer Sardiniens nicht binnen drei Tagen entwaffnet sei, werde Oesterreich den Krieg eröffnen. Am 25. antwortete der Turiner Hof ablehnend; am 26. eröffnete der französische Botschafter zu Wien dem Kabinet, den ersten Schritt, welchen die Oesterreicher über den Ticino thun, werde sein Kaiser als eine Kriegserklärung an Frankreich ansehen. Am 29. April gingen die Oesterreicher über den Ticino, um die „Verschwörer von Plombieres“ zu züchtigen. Der Muth, womit der Wiener Hof in den Krieg ging, war groß, bis zum Uebermuth; die Weisheit aber klein. Radetzky war todt; nicht Heß, nicht Benedek, welche die Liebe und das Vertrauen der ganzen Armee hatten, sondern ein Hofmann, ein Liebling der Hofdamen, der schöne Graf Franz Giulay wurde zum Oberfeldherrn vom Kaiser ernannt. Giulay war von altem ungarischem Adel, Heß und Benedek waren bürgerlicher Geburt. Mit Giulay glaubte die Gesellschaft des Abgelebten zu Wien sich des Sieges sicher. Es war die unglückseligste Wahl, welche mög-

lich war. Hatte der Hof selbst schon darin sehr gefehlt, daß er nicht augenblicklich nach Entdeckung der Absichten Napoleons und Viktor Emanuels von der Lombardei aus auf den Letztern sich warf und dessen für sich allein schwache Streitkräfte niederschlug, noch im Januar: so machte Giulay dieses Schlimme noch schlimmer. Alle Welt in Deutschland erwartete, Giulay werde eiligst auf Turin marschiren, die sardinischen Truppen angreifen, werfen oder vernichten, die Alpenpässe, die nach Savoyen führen, sperren und Genua besetzen, ehe ein Franzose hereinkäme, oder wenigstens eine solche Stellung nehmen, daß er kleinere Heertheile, falls solche schon herüber wären, einzeln aufreibe, oder sie in die Alpen oder auf ihre Schiffe zurückwerfe.

Statt dessen ging Giulay langsam voran. Als er sich selbst in diese langsame Bewegung versetzte, waren schon starke französische Streitkräfte in Genua gelandet, und die Franzosen, die unter den schwersten Mühen ihr nöthigstes Geschütz durch das unwegsame Gebirg brachten, fanden, als sie von den Alpen herabstiegen, die nach Piemont hineinführenden Gebirgsthore ganz offen; Giulay hatte auch nicht Einen der Pässe vorher besetzt. Er war vielmehr nach kurzem Marsch zwischen dem Ticino und der Sesia stehen geblieben. Diese Landschaft war sehr fruchtbar, und hier wartete er, was die Piemontesen und Franzosen thun werden. Ohne einen Zug zu thun, ließ er die Franzosen, die nur in kleinen Abtheilungen hinter einander über den Mont Cenis und Mont Genevre sich durchfädeln konnten, ein Regiment um das andere herein kommen und sich im Lande entfalten. Als Viktor Emanuel sich an die Spitze des italienischen Volkes stellte, erklärte er, durch den Angriff auf Piemont habe Oesterreich eigenhändig die europäischen Verträge zerrissen. Als Napoleon III. Paris verließ, erklärte er vor Europa, „Italien müsse frei werden von den Alpen bis zur Adria.“ Er selbst kam, wie der größere Theil seines Heeres, zu Schiff nach Genua herüber, und mit ihm seine schlachtenbewährten Feldherren Canrobert, Mac Mahon, Niel und andere. Dem Namen nach übernahm Napoleon selbst den Oberbefehl über die vereinigte französisch-sardinische Armee, der Sache nach überließ er Alles dem Kriegsrath seiner Generale.

Ehe Giulay über Zahl und Stellung der Gegner sich klar war, sah er die Spitze seines linken Flügels in dem heißen Gefecht bei Montebello, wo die deutschen Jäger glorreich im Kirchhof sich schlugen, zurückgeworfen, am 20. Mai, und während er nur auf seinen linken Flügel Verstärkungen zog, wurde am 30. und 31. Mai sein

rechter Flügel bei Palestro überfallen und geschlagen. Gleichzeitig hatte der große Freischaarenführer Italiens, Garibaldi, mit seinen Alpenjägern sich im Norden Bahn gebrochen durch die dort aufgestellten starken österreichischen Abtheilungen hindurch, er hatte Como besetzt und bedrohte Mailand. Er hatte in Mailand und in der ganzen Lombardei Einverständnisse angeknüpft. Mit der ihm eigenthümlichen kühnen Entschlossenheit, wurde er, wie man es genannt hat, der „Lootse“ des französisch-italienischen Heeres, und hatte dieses, ehe die Oesterreicher etwas davon ahnten, ihnen in die Flanke und fast in den Rücken geführt. Garibaldi hatte im Kriegsrath dem Kaiser Napoleon und seinem Könige, die seinen Entwurf zu gewagt fanden, sich mit seinem Kopfe verbürgt, daß auf den Vorschub der Lombarden fest zu bauen sei, daß er Alles wohl bereitet habe und daß es gelingen müsse, wenn nur rasch mit aller Macht vorgegangen werde. Und es gelang; denn die Art, wie es die Oesterreicher bisher trieben, ließ sie auf jeder Spanne Bodens in der Lombardei nur Todfeinde finden, den Nationalhaß in jeder Gestalt. So umgangen, in der Flanke und fast im Rücken gefaßt, sah sich Giulay gezwungen, den von ihm besetzten Landstrich aufzugeben; bei Pavia am 1. Juni sich über den Ticino zurückzuziehen, und am 4. Juni auf lombardischem Boden bei Magenta die Schlacht anzunehmen, welche ihm die auf dem Fuß nachdringenden Gegner mit ihrer Gesammtmacht boten. Alle Tapferkeit der niedern Offiziere und der Gemeinen, alle Tüchtigkeit einzelner untergeordneter Generale in Wissen und Führung, vermochten den Mangel an einem fähigen Oberbefehlshaber nicht auszugleichen. Eine Oberleitung in der Schlacht war eigentlich nicht da, so Großes einzelne Armeekorpsführer auf eigene Faust leisteten. Die Größe der Niederlage Giulays bei Magenta konnte man in Europa erst recht bemessen, als man las, daß Giulay Mailand und alle Städte der Lombardei preis gegeben, die Festungswerke Pavia's und Piacenzas in die Luft gesprengt, sämmtliche österreichische Besatzungen, die im Kirchenstaate lagen, abgerufen und sich mit allen seinen Streitkräften über den Mincio zurückgezogen habe, unter den Schutz des Festungsvierecks; daß dagegen Napoleon und Viktor Emanuel am 8. Juni in Mailand eingezogen seien, als Befreier begrüßt. Gleich darauf kam die Gewißheit, daß Toscana, Modena, Parma, selbst das päpstliche Bologna Viktor Emanuel als ihren König ausgerufen haben. Die fürstlichen Familien der drei ersten Staaten waren theils geflohen, theils über die Gränze geleitet worden; hinter den abziehenden öster-

lich war. Hatte der Hof selbst schon darin sehr gefehlt, daß er nicht augenblicklich nach Entdeckung der Absichten Napoleons und Viktor Emanuels von der Lombardei aus auf den Letztern sich warf und dessen für sich allein schwache Streitkräfte niederschlug, noch im Januar: so machte Giulay dieses Schlimme noch schlimmer. Alle Welt in Deutschland erwartete, Giulay werde eiligst auf Turin marschiren, die sardinischen Truppen angreifen, werfen oder vernichten, die Alpenpässe, die nach Savoyen führen, sperren und Genua besetzen, ehe ein Franzose hereinkäme, oder wenigstens eine solche Stellung nehmen, daß er kleinere Heertheile, falls solche schon herüber wären, einzeln aufreibe, oder sie in die Alpen oder auf ihre Schiffe zurückwerfe.

Statt dessen ging Giulay langsam voran. Als er sich selbst in diese langsame Bewegung versetzte, waren schon starke französische Streitkräfte in Genua gelandet, und die Franzosen, die unter den schwersten Mühen ihr nöthigstes Geschütz durch das unwegsame Gebirg brachten, fanden, als sie von den Alpen herabstiegen, die nach Piemont hineinführenden Gebirgsthore ganz offen; Giulay hatte auch nicht Einen der Pässe vorher besetzt. Er war vielmehr nach kurzem Marsch zwischen dem Ticino und der Sesia stehen geblieben. Diese Landschaft war sehr fruchtbar, und hier wartete er, was die Piemontesen und Franzosen thun werden. Ohne einen Zug zu thun, ließ er die Franzosen, die nur in kleinen Abtheilungen hinter einander über den Mont Cenis und Mont Genevre sich durchfädeln konnten, ein Regiment um das andere herein kommen und sich im Lande entfalten. Als Viktor Emanuel sich an die Spitze des italienischen Volkes stellte, erklärte er, durch den Angriff auf Piemont habe Oesterreich eigenhändig die europäischen Verträge zerrissen. Als Napoleon III. Paris verließ, erklärte er vor Europa, „Italien müsse frei werden von den Alpen bis zur Adria.“ Er selbst kam, wie der größere Theil seines Heeres, zu Schiff nach Genua herüber, und mit ihm seine schlachtenbewährten Feldherren Canrobert, Mac Mahon, Niel und andere. Dem Namen nach übernahm Napoleon selbst den Oberbefehl über die vereinigte französisch-sardinische Armee, der Sache nach überließ er Alles dem Kriegsrath seiner Generale.

Ehe Giulay über Zahl und Stellung der Gegner sich klar war, sah er die Spitze seines linken Flügels in dem heißen Gefecht bei Montebello, wo die deutschen Jäger glorreich im Kirchhof sich schlugen, zurückgeworfen, am 20. Mai, und während er nur auf seinen linken Flügel Verstärkungen zog, wurde am 30. und 31. Mai sein

rechter Flügel bei Palestro überfallen und geschlagen. Gleichzeitig hatte der große Freischaarenführer Italiens, Garibaldi, mit seinen Alpenjägern sich im Norden Bahn gebrochen durch die dort aufgestellten starken österreichischen Abtheilungen hindurch, er hatte Como besetzt und bedrohte Mailand. Er hatte in Mailand und in der ganzen Lombardei Einverständnisse angeknüpft. Mit der ihm eigenthümlichen kühnen Entschlossenheit, wurde er, wie man es genannt hat, der „Lootse" des französisch-italienischen Heeres, und hatte dieses, ehe die Oesterreicher etwas davon ahnten, ihnen in die Flanke und fast in den Rücken geführt. Garibaldi hatte im Kriegsrath dem Kaiser Napoleon und seinem Könige, die seinen Entwurf zu gewagt fanden, sich mit seinem Kopfe verbürgt, daß auf den Vorschub der Lombarden fest zu bauen sei, daß er Alles wohl bereitet habe und daß es gelingen müsse, wenn nur rasch mit aller Macht vorgegangen werde. Und es gelang; denn die Art, wie es die Oesterreicher bisher trieben, ließ sie auf jeder Spanne Bodens in der Lombardei nur Todfeinde finden, den Nationalhaß in jeder Gestalt. So umgangen, in der Flanke und fast im Rücken gefaßt, sah sich Giulay gezwungen, den von ihm besetzten Landstrich aufzugeben; bei Pavia am 1. Juni sich über den Ticino zurückzuziehen, und am 4. Juni auf lombardischem Boden bei Magenta die Schlacht anzunehmen, welche ihm die auf dem Fuß nachdringenden Gegner mit ihrer Gesammtmacht boten. Alle Tapferkeit der niedern Offiziere und der Gemeinen, alle Tüchtigkeit einzelner untergeordneter Generale in Wissen und Führung, vermochten den Mangel an einem fähigen Oberbefehlshaber nicht auszugleichen. Eine Oberleitung in der Schlacht war eigentlich nicht da, so Großes einzelne Armeekorpsführer auf eigene Faust leisteten. Die Größe der Niederlage Giulays bei Magenta konnte man in Europa erst recht bemessen, als man las, daß Giulay Mailand und alle Städte der Lombardei preis gegeben, die Festungswerke Pavia's und Piacenzas in die Luft gesprengt, sämmtliche österreichische Besatzungen, die im Kirchenstaate lagen, abgerufen und sich mit allen seinen Streitkräften über den Mincio zurückgezogen habe, unter den Schutz des Festungsvierecks; daß dagegen Napoleon und Viktor Emanuel am 8. Juni in Mailand eingezogen seien, als Befreier begrüßt. Gleich darauf kam die Gewißheit, daß Toscana, Modena, Parma, selbst das päpstliche Bologna Viktor Emanuel als ihren König ausgerufen haben. Die fürstlichen Familien der drei ersten Staaten waren theils geflohen, theils über die Gränze geleitet worden; hinter den abziehenden öster-

reichischen Besatzungen drein war in ganz Mittelitalien der Volksaufstand ausgebrochen, provisorische Regierungen hatten sich gebildet, und nicht die Republik, sondern den Anschluß an das oberitalienische Königreich Viktor Emanuels verkündet. Schon waren noch andere Städte des Kirchenstaats dem Beispiele Bolognas gefolgt, und daß nicht alle abfielen, hinderte vorerst nur die große Zahl der päpstlichen Schweizer-Garden.

Der ungeheure Eindruck, welchen diese Vorgänge in Wien und im ganzen Kaiserstaat machten, regte zugleich zur Anstrengung aller Kräfte auf. Der Kaiser Franz Josef eilte selbst zur Armee nach Italien und übernahm dem Namen nach in Person den Oberbefehl; der eigentliche Oberbefehlshaber war jetzt der alte Feldzeugmeister Heß. Die Ansicht der greisen Kriegserfahrung, sich in der Vertheidigung zu halten, innerhalb des Festungsvierecks, den Krieg in die Länge zu ziehen und den Feind sich abschwächen zu lassen, erlag der heißen Ungeduld der Bevölkerung des Kaiserstaates und des Heeres, welche Beide gleich ungestüm forderten, die Niederlage von Magenta sofort zu rächen. Der junge Kaiser selbst brannte auch darnach. So wurde beschlossen, angreifend vorzugehen, und zwar von drei Seiten koncentrisch vorzurücken. Zwischen den Flüssen Mincio und Chiese dehnte sich das österreichische Heer in einem Halbkreis aus, vier Stunden in die Länge. Durch diese Ausdehnung war der Mittelpunkt zu dünn und zu schwach an Reserven. Den Kern des Mittelpunkts bildete eine Anhöhe bei dem Dorfe Solferino. Das vereinigte französisch-italienische Heer hatte viel voraus vor dem österreichischen: erst kürzlich noch im Krimkrieg geübte Generale und Soldaten; die neuen gezogenen Geschütze, welche ohne Verhältniß weiter trafen, als die alten österreichischen; Ueberfluß an Fleisch, Brod und Wein, während ganze österreichische Heertheile in Folge ungeheurer Unterschlagungen und Bedrückungen von Lieferanten und Heerverwaltungsbeamten am Nöthigsten Mangel litten; endlich die genauste Kenntniß der Stellung, Zahl und Maßnahmen der österreichischen Truppentheile, eben so durch patriotische Lombarden, Frauen wie Männer, als durch gut bezahlte Spione, während die Oesterreicher theils aus Sorglosigkeit, theils aus Ungeschick, theils weil sie zu sparsam für diesen wichtigen Zweig der Kriegführung waren, stets und überall im Unklaren blieben. Weil Napoleon III., wie einst Napoleon I., die Anordnungen des österreichischen Hauptquartiers kannte, wartete er

nicht, bis er angegriffen wurde, sondern die Oesterreicher, die ihn zu überraschen in Bewegung waren, sahen sich plötzlich am 24. Juni angegriffen, und zwar gerade da geschah der Hauptangriff der Franzosen, wo die Oesterreicher am schwächsten waren, in ihrem Mittelpunkt. Die Höhe von Solferino wurde erstürmt, von den Oesterreichern zurückerobert, von den Franzosen wieder erstürmt, von den Oesterreichern abermals zurückgewonnen. Es war ein schreckliches Ringen um diesen Punkt. Um 4 Uhr Abends nahmen ihn die Franzosen zum letztenmal und blieben im Besitz. Der Mittelpunkt der Schlachtordnung der Oesterreicher war durchbrochen, und es kam ihnen noch zugut, daß, ehe die Franzosen die errungenen Vortheile recht verfolgen konnten, gleichzeitig ein Gewitter ausbrach, so furchtbar, daß es dem Kampf auf fast allen Punkten ein Ende machte, und die Oesterreicher noch in ziemlich guter Ordnung sich über den Mincio zurückziehen konnten. Ihr Mittelpunkt und ihr linker Flügel hatten schwerst gelitten, und General Niel, der gegen den letztern befehligte, hat öffentlich behauptet, der Oesterreicher Verluste und seine Erfolge wären noch ganz andere gewesen, wenn ihm General Canrobert rechtzeitig die verlangte Unterstützung abgegeben hätte. Auf beiden Seiten zusammen kostete diese Schlacht mindestens 50,000 Todte und Verwundete, der sich nahehin zu gleichen Theilen für die Oesterreicher und für das französisch-italienische Heer bemaß. Den Franzosen und Italienern waren während der Schlacht am heißen Junitag Brod und Wein reichlich verabreicht worden: viele Tausende von Oesterreichern waren hungernd, viele ohne die nöthige Fußbekleidung, in die Schlacht getrieben worden, hatten während derselben wenig oder nichts zur Stärkung erhalten und sich doch wie Helden geschlagen.

Die Sieger gingen erst am 28. Juni über den Mincio, weil sie so geschwächt waren, wie die Besiegten. Hier stieß das Armeekorps des Prinzen Jerome Napoleon verstärkend zu ihnen. Der war in Livorno mit Franzosen gelandet und hatte Toscaner unter seine Fahne gesammelt. Dann war er über den Po gegangen. Zu gleicher Zeit legte eine französische Flotte im Angesicht Venedigs vor Anker. Alle Welt erwartete die rasche Verwirklichung des napoleonischen Wortes: „Italien muß frei werden bis zur Adria": da wurde sie überrascht durch die Verkündigung des Friedens von Villafranka.

Jerome Napoleon hatte mehrere Nachrichten gebracht, die nicht gut lauteten, die Abneigung Mittelitaliens gegen die Errichtung eines Thrones daselbst für einen Napoleoniden d. h. für ihn selbst; die

Erschöpfung jener Landschaften an Lebensmitteln, mazzinische Umtriebe für die Republik, aber daneben weit vorherrschende Neigung zur Vereinigung ganz Italiens unter dem sardinischen König; und das furchtbare Umsichgreifen mörderischer Seuchen in den von ihm durchzogenen Strichen und in seinem Heertheil. Kaiser Napoleon hatte den Todesengel der Seuchen in den letzten Tagen in seinem eigenen Lager verspürt: verschiedenartige, aber in der Schnelligkeit des Wegraffens gleiche Krankheiten hatten sein eigenes Heer mehr geschwächt, als die letzten Schlachten zusammen. Er zog es vor, den ihm, ohne daß er seine Person irgend wie oder wo ausgesetzt hatte, in den Schooß gefallenen Siegeslorbeer frischweg nach Paris in Sicherheit zu bringen, statt seinen Ruhm und sein Heer an den Seuchen langsam hinsiechen und hinsterben zu lassen, vor den Felsen und Mauern des Festungsvierecks: er hatte Sebastopol und die Opfer davor nicht vergessen. Auch lag es außer seinem Denken und Wollen, ganz Italien sardinisch werden zu lassen oder gar zu machen. Das machte für ihn einen raschen Abschluß des Friedens wünschenswerth.

Der österreichische Kaiser war durch die letzte Niederlage gebeugt, betäubt, zag. Vom preußischen Hofe, dessen bewaffneten Beistand er gesucht hatte, war ihm zwar keine geradezu ablehnende Antwort gekommen, aber das bedenkliche Wort, Preußen behalte sich die „Politik der freien Hand“ vor. Die vielerlei Uebelstände des österreichischen Heerwesens hatten sich in den letzten Tagen auch dem Kaiser nicht länger verbergen lassen.

In dieser Stimmung wurde Franz Joseph von einer Zuschrift Napoleons III. überrascht. Er ließ sich von ihm zu einer persönlichen Zusammenkunft in Villafranka bewegen. Am 8. Juli, schon in Folge der ersten Zuschrift, ward ein Waffenstillstand geschlossen, und am 11. Juli traten in Villafranka am Tataro die beiden Kaiser persönlich zusammen, nur sie beide allein, ohne Minister und Diplomaten. Nur die Champagnerpfröpfe hörten die Lauscher von Außen knallen. Napoleon benützte geschickt die Stellung, welche Preußen gegen Oesterreich genommen hatte. Er stellte Preußen als den gefährlichsten Gegner Oesterreichs dar; Preußens Rüstungen (das allerdings sein ganzes Heer mobil gemacht und am Frankfurter Bundestag den Oberbefehl über die Streitkräfte aller deutschen Bundesstaaten für sich verlangt hatte) gelten Oesterreich; Preußen werde, wenn Franz Joseph den Krieg in Italien fortsetze, Oesterreichs Verlegenheiten benützen, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten sich unterwerfen, sich selbst an

Deutschlands Spitze stellen und Oesterreich aus Deutschland ausschließen. Das machte Eindruck auf Franz Joseph, den jungen „ritterlichen“ Kaiser, wie ihn Napoleon schmeichelnd immer nannte. In ein paar Stunden war der Frieden zwischen Beiden in seinen Hauptpunkten festgestellt und besiegelt. Am 10. November 1859 wurden dann zu Zürich einige Nebenpunkte bereinigt und der Friede zu Villafranka bestätigt.

Durch diesen Frieden trat der Kaiser von Oesterreich seine Rechte auf die Lombardei, ausschließlich Peschieras und Mantuas, an den Kaiser der Franzosen, und dieser sie wieder an den König von Sardinien ab. Venetien sollte einen Theil des italienischen Bundes bilden, aber dem Kaiser von Oesterreich bleiben. Das waren die Hauptpunkte desselben. Dieser Krieg und dieser Frieden kostete Oesterreich die schönsten herrlichsten Lande, und zugleich war dadurch Zwiespalt in Deutschland ausgesät: Oesterreich vergaß nicht, daß Preußen es im Stiche gelassen, und die Schwäche des deutschen Bundes lag bloß. Italien bekam so Zeit, sich zusammenzufassen und sich zu gestalten. In dem Frieden aber lagen schon die Keime zu einem neuen Krieg. Oesterreichs Hof wollte auch jetzt noch nicht vorwärts, auch nach solchen empfangenen Lehren nicht zeitgemäß werden: alle Freunde Oesterreichs in Deutschland trauerten über solcher Blindheit.

Die Italiener waren sehr unzufrieden mit diesem Ausgang. Napoleon hatte seine Verheißung, „Italien frei zu machen bis zur Adria“, nur halb gelöst. Cavour war gleich nach dem Abschluß zu Villafranka aus dem sardinischen Ministerium ausgetreten, nicht, wie er seinen Freunden schrieb, „aus Zorn oder aus Entmuthigung, sondern in der Ueberzeugung, daß seine eingehende Betheiligung an der Politik in diesem Augenblick seinem Lande schädlich wäre. Sein Rücktritt sei ein Auskunftsmittel. Voll Zuversicht in den künftigen Sieg der Sache, für die er bisher gestritten habe, und stets bereit, ihr seine übrigen Kräfte zu opfern, ziehe er sich für jetzt in den Schatten zurück. Jetzt sei die Stunde der Diplomaten, bei ihnen stehe er in schlechtem Geruch. Als Mann der That unterstelle er sich für jetzt freiwillig zum Besten seines Landes dem Gebot, der Gewalt der Ruhe.“

Cavour war so sehr, als die Welt, überrascht, daß Napoleon, welcher das Ganze zu leisten vor Europa versprochen hatte, auf halbem Wege stehen blieb. Cavour hatte nicht bloß Italien bis zur Adria in Aussicht genommen, sondern ganz Italien, und jetzt kam Sardinien

so kurz weg; mit der im Frieden gegebenen Vergrößerung war es auch jetzt noch gegenüber von Oesterreich ein schwacher Staat. Aber die Vaterlandsfreunde vertrauten der Zukunft.

Mit diesem Frieden von Villafranca begannen ganz neue Verhältnisse in Europa, in der Welt. Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen wurde von Frankreich anerkannt, von der Regierung Englands nachanerkannt und verkündet. Italien hatte fortan offene Bahn, zur Unabhängigkeit, zur Einheit, zur Freiheit sich zusammenzuschließen. Zu gleicher Zeit fing das alte System des Absolutismus trotz den neu aufgerichteten Pfeilern der Reaktion, in allen Staaten Europas an, morsch zu krachen oder zusammenzubrechen. Auf den Schlachtfeldern Italiens saß eine neue Zeit zu Gericht. Ueber die Welt kam eine Bewegung, sich umzuwandeln, diesseits und jenseits des atlantischen Oceans und bis tief hinein nach Asien.

Auch König Ferdinand II. von Neapel hatte dieses Gottesgericht an sich selbst zu erleben. Mit satanischer Freude hatte er oft sich geweidet an den Qualen der von ihm verurtheilten Patrioten, die er in den Gefängnissen und auf den Galeeren mit den gemeinsten, verworfensten Verbrechern zusammen gekettet hatte. Immer mehr fremde Söldner, großentheils Schweizer und Oesterreicher, miethete er. Auf sie gestützt, trat er auf sein Volk. Im Jahr 1857 wurde sein Königreich unter seinen Füßen von einem furchtbaren Erdbeben erschüttert, 20,000 Häuser stürzten ein, 10,000 Menschenleben gingen verloren. Ihn rührte das nicht an, er wandelte sich nicht um. In Sizilien brachen Militäraufstände aus, ein Soldat trat aus den Reihen und machte einen Mordversuch auf ihn. Jetzt verbarg er sich scheu in sein stark verwahrtes Schloß Caserta oder hinter die Festungsmauern von Gaeta. Gleichzeitig schilderte der englische Minister Gladstone in Briefen an seine Landsleute in England die Tyrannei dieses Ferdinand in ihrer ganzen Scheußlichkeit. Das Bewußtsein, von England, von der ganzen gebildeten Welt verachtet und verabscheut zu sein, verließ nun den Tyrannen nicht mehr. Das aber war noch nicht genug. Er war verdammt, alles Alte, für was er gekämpft und meineidig geworden war, vor seinen Augen und unter seinen Füßen in Italien zusammen krachen zu hören, zum Theil noch zusammen brechen zu sehen; zu sehen den Ausbruch der Revolution durch ganz Italien und den großen Krieg; das zu sehen, lebend angenagt von der Fäulniß und von Würmern im eigenen Leib, den Seinen allen und sich selbst ein Scheusal. Erbarmungslos-langsam skeletisirend nagte an ihm,

welchem das Morden Lebenswollust geworden war, der Tod herum. Nicht an dieser Krankheit schrecklichster Art durfte er sterben, erst durch das Hinzutreten einer Lungenentzündung am 22. Mai 1859.

Die Gottesgerichte fingen an, in Masse hereinzubrechen.

II. Italiens Zusammenschluß zur Einheit als italienisches Königreich.

1. Einverleibung Savoyens und Nizzas durch Napoleon III. in Frankreich.

Die wahren Vaterlands- und Freiheitsfreunde in Italien hatten den bösen Willen Napoleons III., seinen Lug und Trug jetzt kennen gelernt. Sie hatten an sich selbst erfahren, wie dieser Herrscher Frankreichs feierliche, vor aller Welt gegebene Versprechen halte, was sie zuvor hätten wissen können und sollen. Denn er war ja ein Lügner und Betrüger von Anfang an, welcher Frankreich belogen und betrogen hatte, und für keine heil'ge Idee der Menschheit Gefühl und Willen zeigte, nichts als sein eigenes Ich anbetete, und für nichts sich Sorge machte, als für die Verherrlichung seiner selbst und für die Bereicherung und das Wohlleben derer, welche mit seinem Ich zusammenhingen. Es rächte sich an dem großen italienischen Staatsmann Cavour, der eben so freiheitsfreundlich als nationaleinheitlich war, daß seine und der italienischen Patrioten Politik mit des „Teufels Macht“ zur Einheit und zur Freiheit kommen wollten, mit der Benützung und der Unterstützung des leibhaften Egoismus und jeder Art von Satanismus, wie solcher in Napoleon III. verkörpert war.

Sie stellten sich auf sich selbst, nachdem sie erkannt hatten, daß der Kaiser Frankreichs ihren Zusammenschluß zur staatlichen Einheit nicht wollte, ja daß er diesen sogar im Nordosten Italiens geschädigt hatte, und in Mittel- und Unteritalien Mitglieder der bonaparte'schen Familie an die Stelle der verhaßten bisherigen Regentenhäuser einzuschieben trachtete. Die Führer der italienischen Bewegung hatten

keine Lust, nach so viel Leiden auf dem Boden ihres Vaterlandes als Lohn ihrer Opfer einen bloßen Namenstausch der Knechtschaft herzustellen. Denn dieses und nichts Anderes wäre die Wiedereinführung von Gliedern der bonaparte'schen Familie auf die Throne in Italien gewesen. Ein richtiger Gedanke Cavours und seiner Freunde war es, daß für die Auferstehung Italiens nach so langem politischem Tode weder ein Staatenbund noch ein Bundesstaat passe, sondern nur der Einheitsstaat. Es wäre mit beiden erstern Staatsformen entweder gar nicht zur Nationaleinheit gekommen, oder im glücklichsten Fall, hätte sich diese bei der Eigenart und der geographischen Lage der Italiener und bei den Einflüssen vom päpstlichen Rom aus und vom Ausland her, nur zu bald wieder zerbröckelt.

König Viktor Emanuel hatte mit dem General Garibaldi ein so vertrautes Verhältniß eingegangen, wie es sonst bei Königen nicht leicht vorkommt, und Garibaldi war der beste Patriot Italiens; wenn auch nicht entfernt ein Staatsmann wie Cavour, so doch der Mann der That in kriegerischer Ausführung, wozu Cavour, die Kaufmannsnatur, und alle Beiräthe seiner Politik, weder Anlage hatten noch Lust zeigten.

Garibaldi's ungeheuere Popularität that hier viel; zumal er, trotz seiner Verdienste im letzten Kriege, keine Charge im regulären Heere annahm, um dem König unabhängig nahe zu stehen und zu rathen. Garibaldi wurde der Mittelpunkt der Männer der That, und Englands Nation und Regierung, welche die Nationalstimmung für ihre Zwecke benützte und darum steigerte, setzten sich mit Garibaldi in eine solche Art von Verbindung, daß derselbe nicht blos für sich, in seinen eigenen Augen, sondern in den Augen Italiens hoch getragen war.

Je mehr Garibaldi aus sittlichen und politischen Gründen den Kaiser Napoleon haßte, desto mehr lag es im Interesse Englands, durch Garibaldi den Einfluß Louis Napoleons auf Italien zu brechen und darum dem eben erst durch den letzten Krieg übergroß gewordenen Druck auf Italien durch ihn zu begegnen.

So wurde Garibaldi vom englischen Ministerium aus wohl eben so stark, wie von seiner eigenen Einsicht und von seinen italienischen Freunden, vorwärts getrieben.

Im Zürcher Frieden hatten das Haus Österreich und Louis Napoleon in Aussicht genommen, Italien dürfe einen Staatenbund bilden unter dem Ehrenvorsitz des Papstes; ebenso war die Wiedereinsetzung des Großherzogs von Toskana und des Herzogs von

Modena darin gedacht, wofern sie von ihren eigenen Unterthanen durch einen förmlichen Akt zurückgerufen würden, und ihre Rückkehr ohne Einmischung einer fremden Macht geschähe. Die Vaterlandsfreunde Italiens aber waren entschlossen, von diesen Punkten des Zürcher Friedens nichts zur Ausführung zu bringen. Da die Verwaltung der päpstlichen Lande als die allerschlechteste auf Erden weltkundig war, so konnte kein Vaterlandsfreund daran denken, den heiligen Vater mit seinem Priesterhofstaat und seinen priesterlichen Regierungsbeamten an die Spitze eines italienischen Staatenbundes zu stellen. Sie wollten überhaupt keinen Staatenbund, nicht einmal einen Bundesstaat, sondern die Staatseinheit, und zwar eine kleine Minderheit in der Form einer italienischen Republik, die große Mehrheit in der Form eines Königreichs Italien. Zu letzterer gehörte auch Garibaldi, der, obgleich, wie Mazzini, überwiegend ein Mann der Ideen, in diesem Punkt realer als jener war. Garibaldi wollte unter seinem Freunde König Viktor Emanuel ein freies Italien einigen und diesem erobern. Daß man am Wiener Hofe an die Möglichkeit einer Zurückberufung des bis zum Aberwitz tyrannischen Herzogs von Modena durch seine früheren Unterthanen im Ernste glauben konnte, ist nicht denkbar; man müßte dabei eine geradezu kindliche Unwissenheit über die italienischen Ereignisse und Zustände voraussetzen. Nicht wegen Unfähigkeit und Grausamkeit seiner Regierung, wie bei den verjagten Modeneser Fürsten es der Fall war, sondern weil die Italiener der Kleinstaaterei satt und für ein einheitliches starkes Italien waren, erschien auch die Wiedereinsetzung des Großherzogs von Toskana als eine Unmöglichkeit.

Garibaldi und seine Freunde gingen zunächst daran, den Papst seiner weltlichen Herrschaft zu entkleiden, und eine Nationalversammlung in Bologna, welche den ganzen nördlichen Theil des Kirchenstaates, die sogenannte Emilia, in sich vertrat, beschloß und erklärte am 6. September 1859, daß sie nicht mehr unter die Herrschaft des Papstes zurückkehre, sondern sich an Piemont anschließe, und der König von Italien Viktor Emanuel griff zu und nahm diesen ganzen Nordtheil des Kirchenstaats, der sich ihm anbot, an. Louis Napoleon stellte an Papst Pius das Ansinnen, freiwillig auf diese schönen und reichen Lande zu verzichten; der Papst lehnte das mit Entrüstung ab. Ob er wohl jetzt dabei seiner großen Sünde gedachte und das Gottesgericht erkannte, daß er durch den geplagt und geschlagen ward, dessen Meineid er durch Glockengeläute und Tedeum öffentlich geweiht, dessen gräuliche Blutthaten er vor wenigen Jahren gesegnet hatte,

und der jetzt in einer eigenen von ihm beeinflußten und von ihm verbreiteten Flugschrift trocken sagte, „der Papst könne um so mehr Papst sein, je weniger er Land zu regieren habe?“

Die italienischen Vaterlandsfreunde brachten in Mittelitalien es dahin, daß die Vertreter von Toskana, Modena und Parma beschlossen, eine **Volksabstimmung** solle sich aussprechen, ob man die Rückkehr der Fürsten oder den Anschluß an Piemont wolle. Und der März 1860 brachte diese drei bisherigen Fürstenthümer dem Könige Viktor Emanuel zu. Wie in Modena und Parma, stimmte sogar in Toskana nahezu alles Volk für die Einheit Italiens unter Viktor Emanuel, zunächst für den Anschluß an Piemont.

Diese Volksabstimmung war eine ehrliche und aufrichtige. Eine ganz anderer Art war die, welche Louis Napoleon zu seinen und Frankreichs Gunsten in Scene setzte, um älteste Stücke des Königreichs Sardinien von diesem ab- und an Frankreich zu bringen. Louis Napoleon hatte der Welt und besonders Italien vorgespiegelt, nicht einer Gebietsvergrößerung wegen, sondern im heiligen Kampfe für eine Idee ziehe er das Schwert, als er im Jahre 1859 seine Heere in Italien einmarschiren ließ gegen Oesterreich. Im Bade zu Plombieres im Herbst 1858, wo Cavour mit Louis Napoleon das geheime Waffenbündniß abgeschlossen hatte, waren von Cavour im tiefsten Geheimniß Zugeständnisse an Napoleon gemacht worden, welche als Kaufpreis der napoleonischen Waffenfreundschaft die Abtretung von Savoyen und Nizza für den Fall des Sieges feststellten. Cavour, dessen ganze Seele von dem Einen Gedanken, Italien von der Fremdherrschaft frei, eins und groß zu machen, beherrscht war, glaubte alle Kräfte seines Vaterlands zusammen nicht stark genug, für sich allein dieses Ziel zu erreichen, und so brachte er es über sein italienisches und schon als solches in Mitteln nicht sehr bedenkliches Gewissen, einige Stücke des westlichen Oberitaliens, darunter sogar die Wiege seines Königshauses, das Stammland Savoyen, wovon es seinen Namen hatte, Frankreich zu versprechen, um ein großes Königreich Italien zu machen. Ob Cavour dabei den Hintergedanken hatte, nach dem Siege und der Einigung Italiens das Verabredete nicht in Erfüllung gehen zu lassen? Das Letztere ist sehr wahrscheinlich, bei der Natur Cavours. Kein Mann der Prinzipien, sondern der Mann reeller Plane und der Thatsachen, hoffte der ganz machiavellistisch gebildete Cavour wohl nach dem verabredeten großen Kriege auf eine für Italien so günstige Stellung der europäischen Verhältnisse, daß er

ausweichen könnte, wenn Louis Napoleon auf die Verwirklichung des Verabredeten dränge. Vielleicht rechnete er auch auf die schon stark untergrabene Stellung des napoleonischen Kaiserthrons, dessen Tage schon damals Manchem gezählt schienen. Cavour hatte, was Prinzipien, reelle Plane, Huldigung der Macht der Thatsachen betrifft, Aehnlichkeit mit Bismark, aber nicht sein Glück und seine Einsicht, nicht dessen genaue Kenntniß der vollen Kraft seiner Nation, und darum auch nicht das volle Vertrauen in dieselbe, welche Bismark eine so starke Unterlage für seine Plane und seine Unternehmungen gegeben haben.

Die Voraussetzungen Cavours mögen aber gewesen sein, welche sie wollen — die Sachen lagen im Jahre 1860 so, daß Louis Napoleon auf der Erfüllung seiner geheimen Abmachungen bestand. Die Komödie einer Volksabstimmung statt eines geraden Griffs nach Savoyen und Nizza war das Einzige, was der Kaiser der Franzosen an Cavour zugestand, um der bösen Sache einen guten Schein zu geben. Alle Welt weiß heute, daß das Volk von Savoyen und Nizza damals im Herzen italienisch war, trotz der französischen Sprache, die in beiden geredet wurde. Nicht die Zunge, sondern Gesinnung und Sitte und lange Gewohnheit des Zusammenlebens sind das Entscheidende in der Frage der Nationalität. Ist die Frechheit Napoleons, womit er der Welt und den abgerissenen Ländern selbst glauben machen wollte, die Bevölkerung von fast ganz Savoyen und Nizza sei durch den Zug des Nationalitätsgefühls zu Frankreich hingezogen und habe in freiwilliger Abstimmung dem Zuge des Herzens Ausdruck gegeben, gewiß etwas, das in Erstaunen setzen muß: so ist doch noch erstaunlicher, wahrhaft traurig, ein Zeichen für den Stumpfsinn der Mehrheit der Menschen in jenen Tagen, daß die Welt in Masse das wirklich glaubte, Savoyen und Nizza haben französisch werden wollen, und die Stimmzettel, welche Louis Napoleon vorwies, seien ein Zeugniß dafür.

Die Jahrhunderte lang aufgewachsene Sündenschuld der neapolitanischen Bourbonen hatte die Langmuth Gottes endlich ermüdet und auch dieser bourbonische Zweig wurde abgehauen und ausgestoßen, weil der Sohn Ferdinands II., König Franz II., und dessen ganzes Haus Böses that, ungewarnt durch das gräßliche Ende König Ferdinands II. Man hat König Franz II. damit entschuldigen wollen, er sei unzurechnungsfähig gewesen, aber unzurechnungsfähig war er nicht. Er war auch nicht bloß unerfahren im Regieren, nicht bloß

ein eingeschüchtertes willenloses Kind seiner entsetzlichen Mutter, nicht bloß ihr und ihrer Jesuiten mißbrauchter Spielball. Die größte Schuld an dem schmachvoll-lächerlichen Sturz dieses Königshauses haben zwar die Königin-Mutter und ihre Jesuiten; aber König Franz II. ist mitschuldig daran. Die Theilnahme der ganzen mitfühlenden Welt hatte eine junge edle deutsche Frau, welche in die Frevel dieses, längst dem Gottesgericht verfallenen Hauses durch die Politik hinein gesetzt worden war, unsäglich unglücklich sich fühlte und unschuldig war und blieb an Allem, was von diesem Haus aus Böses geschah. Das war die Gemahlin des Königs Franz II., eine bayrische Prinzessin. Sie wollte den jungen König, ihren Gemahl, in zeitgemäße Bahnen leiten und wurde durch ihre deutschen Rathgeber und von München aus darin unterstützt. Aber ihr und der Deutschen Einfluß am Hofe war nach wenigen Wochen durch die jesuitische Partei gebrochen. Kaum war eingelenkt ins Geleise des Zeitgemäßen, so siegte die alte Partei am Hofe wieder, an deren Spitze die Königin-Mutter stand, welche den deutschen Namen nicht bloß, sondern den Namen ihres Vaters im Grab entehrte; denn sie war eine Tochter des freisinnigen Erzherzogs Karl von Oesterreich, des Siegers von Aspern. Die Höfe von London und Paris warnten vor dem Rückfall in die alte Gewaltherrschaft, sie wurden nicht gehört. In eben den Tagen, in welchen Alles in Italien im Zuge war, zur Einheit eines nationalen Reiches sich zusammen zu schließen, unter der Fahne des freiheitlichen Fortschrittes, bestanden zu Rom die den schwachgewordenen Papst beherrschenden und die mit der Königin-Mutter zu Neapel regierenden Jesuiten darauf, daß das alte bigotte Regiment des Absolutismus im neapolitanischen Reiche fortgeführt ward, ganz und gerade so, wie es der verstorbene König gehandhabt hatte.

Diese Thorheit konnte zu nichts Anderem führen, als zur Entfremdung der letzten Anhänger, welche in den gebildeten Kreisen dem Königshause noch geblieben waren, und zu Aufständen, die auch schon im April 1860 in Palermo und Messina ausbrachen. Es gelang dem Despotismus, sie schnell zu unterdrücken mit Hülfe der fremden Söldner, verdorbenen Abenteurern und Deserteuren aus aller Herren Ländern, von welchen viele aus ihrer Heimath sich wegen Verbrechen geflüchtet hatten, die sie dort ins Zuchthaus geführt hätten. Es waren leider auch Deutsche, zumal Süddeutsche, unter dieser Soldateska des neapolitanischen Throns und Altars, unter diesem uniformirten Gesindel des jesuitischen Absolutismus.

Alle Freunde des Lichts und der Freiheit, alle Freunde des wahren Christenthums ohne Unterschied der Confession, alle Freunde der Entfaltung eines menschenwürdigen Lebens auf dem lange entweihten Boden Unteritaliens, waren in der ganzen Welt einig, daß diesem Treiben in Neapel und Sicilien ein Ende gemacht werden müsse. Zumal in England war die Aufregung und die Thätigkeit dafür groß: die Sonderinteressen der englischen Nation und Politik trafen in diesem Fall ganz zusammen mit den Interessen der Menschheit und der Völker. Der damals populärste Mann Italiens, Garibaldi, entschlossen, die Einheit Italiens durchzuführen, hatte im Stillen auf dem heimischen Boden vorgearbeitet, und hatte sich dann mit seinen Verehrern in England in Verbindung gesetzt, auch Neapel und Sicilien von den Bourbonen und von den Jesuiten zu befreien. Und es wurde ihm von Privaten und von der Regierung Englands Unterstützung theils sofort gewährt, theils in Aussicht gestellt. Diese englische Unterstützung beschränkte sich nicht bloß auf Gelder, wie der Augenschein ausgewiesen hat.

Am 6. Mai schiffte sich Garibaldi, ein bloßer Privatmann, im Hafen von Genua ein, um Sicilien für den „König von Italien" zu erobern.

Er hatte nur 1400 Mann bei sich, lauter Freiwillige. Er hatte diese in der Stille zusammen gezogen, aber nicht ohne Wissen seines Königs, nicht ohne Wissen des Ministeriums. Beide wollten nur öffentlich nichts davon wissen. Es war ein öffentliches Verbot gegen die Werbungen Garibaldis ausgegangen, und ein Verhaftsbefehl gegen ihn selbst. Doch war alles nur Schein, um sich nach Außen zu decken; denn Garibaldi ging unter den Augen der Behörden von Genua unter Segel, begleitet von dem Zujauchzen der ganzen Bevölkerung. Wenn sein Wagniß gelang, so nahm seine Regierung das Gelingen mit beiden Händen an; wenn es mißlang, so war die Regierung in der Lage, zu sagen, sie habe Maßregeln getroffen, es zu verhindern, und nur die übermächtige Strömung und Unterstützung der öffentlichen Meinung in Genua habe seine Abfahrt ermöglicht. Lobredner Cavours, dessen Verdienste und Ruhm keinerlei unwahrer Vermehrung bedürfen, haben in unsern Tagen diesem großen Staatsmann auch das zuschieben wollen, was ganz allein Garibaldi gehört, als hätte Cavour den Ruhm der Idee wie des Unternehmens auf Sicilien; ganz so, wie nach der Leipziger Schlacht der österreichische Beobachter und Herr von Gentz, die Herren von Kamptz und Schmalz

behaupteten, die deutschen Völker haben nichts gethan und die Regierungen Alles. Die Wahrheit ist: Cavour stand Garibaldi und seinem Unternehmen ganz fern, das englische Ministerium sehr nahe, und am 12. Mai 1860 landete Garibaldi auf Sicilien in Marsala, an der Westküste der Insel.

Zwei englische Kriegsschiffe waren dort; zufällig, oder erwarteten sie ihn? Gewiß ist: unter deren Schutz vollbrachte er seine Ausschiffung. Hier schlossen sich ihm die Zuzüge aus der Insel an, blitzschnell. Garibaldi verkündete die Besitznahme Siciliens im Namen „Viktor Emanuels, des Königs von Italien.“ Schon am 27. Mai stand er vor den Thoren Palermo's, ob er gleich vorerst nur auf 4000 Mann gewachsen war.

In der Citadelle von Palermo lag General Lanza mit 25,000 Soldaten. In ein paar Stunden hatte Garibaldi die Hälfte der Stadt weggenommen. Lanza bombardirte die Stadt und schoß sie zum Theil in Trümmer. Aber alles Volk war gegen Franz II. und für Italien. Ganz Sicilien sandte Garibaldi Streitkräfte; Lanza mit seinen 25,000 Mann mußte kapituliren und nach Neapel sich einschiffen, am 6. Juni. Ein paar Wochen später mußte auch Messina sich ergeben, und ganz Sicilien war damit frei von den Söldnern des Despotismus.

Nach solchen Erfolgen setzte Garibaldi mit 5000 Mann, darunter eine Legion englischer Freiwilligen, über die Meerenge. Die Nacht war ihm günstig, er kam hinüber unbemerkt von der Flotte des Königs von Neapel, welche in diesem Gewässer kreuzte. Er fand bei seiner Landung keinen Widerstand, wohl aber Verstärkungen durch mit ihm einverstandene Freunde, und während der Hof und die Geistlichkeit in den Zeitungen verkündeten, Garibaldi irre flüchtig in den Gebirgen umher und werde der Hand des Henkers nicht entgehen, rückte er rasch von einem Platz zum andern, Niemand trat ihm mit den Waffen entgegen, wohl aber eine große Zahl schloß sich mit Waffen ihm an; die Besatzungen aller Städte und Festungen ergaben sich ohne Versuch eines Kampfes, da überall die städtische Bevölkerung für Garibaldi, den Vorkämpfer der Einheit und Freiheit Italiens, und gegen König Franz II. war, dessen Haltungslosigkeit geradezu ein erbärmliches Schauspiel der Welt wie dem eigenen Volke darbot.

Diese von Natur gering ausgestattete, dazu durch seines Vaters harte Behandlung und durch die Jesuiten, welche seine Erzieher waren, geistig und sittlich noch verderbte Unfähigkeit auf dem Throne

hatte in seiner Noth, bei Garibaldi's ersten Erfolgen auf Sizilien, die Blendwerke und Betrügereien seines Vaters nachzuspielen versucht, und zwar nach allen Seiten hin, ganz so, wie dieser gekrönte Verbrecher: er hatte dem Hofe von Turin ein Bündniß angetragen, um Italien unter sich zu theilen d. h. um wenigstens das Königreich Neapel sich zu sichern. Er hatte gleichzeitig auf den Rath seiner Leiter, daß es jetzt angezeigt sei, zu laviren und das Volk zu täuschen, die in Ministeruniformen gesteckten Handlanger des Despotismus und der Volksverdummung, die Jesuiten im weltlichen Amt, entlassen, bekannte freisinnige Männer zu seinen Ministern berufen und die Wiederherstellung der Verfassung von 1848 verkündet. Aber diese Komödie wirkte nicht mehr, sie war zu oft schon aufgeführt worden. Wohin Garibaldi kam, setzten die Gemeinden die alten Behörden ab und neue ein. Der Hof schickte ein 10,000 Mann starkes Truppenkorps gegen Garibaldi, und bald ein zweites diesem ersten nach. Weder Generale noch Mannschaften kehrten zurück, auch ein drittes Korps nicht; alle waren zu dem „Befreier," wie die Neapolitaner Garibaldi nannten, übergegangen, und im Triumph wurde dieser, wie in Reggio, Cosenza und Salerno, so allenthalben auf seinem Zuge von der Bevölkerung eingeholt. Am 7. September langte er mit einem Extrazug in Neapel an, und fuhr in einer offenen Kalesche, er allein mit einem Freund, in der rothen Blouse und im Filzhut durch die Straßen der begeisterten Hauptstadt; weit hinter ihm, stundenlang später erst, zog sein Heer ein.

Am Tage zuvor hatte König Franz II. mit seinem Hof über Hals und Kopf schreckensvoll die Hauptstadt verlassen. Der Nachfolger des todten Tyrannen Ferdinand II. hatte mit jetzt urkundlich erwiesenen 67,000 Mann nicht gewagt, persönlich gegen Garibaldi zu ziehen; und als die ihm entgegengeschickten eingeborenen Truppen nicht wiederkamen, ließ er die ihm noch gebliebenen 38,000 Söldner hinter den Fluß Volturno in der Gegend von Capua sich zurückziehen, er selbst schiffte sich ein und barg sich in dem äußerst festen Gaeta in der Provinz Terra di Lavoro, auf einer Landzunge des mittelländischen Meeres, am gleichnamigen Golf, neun Meilen von Neapel. Vor seinem eigenen Volke und vor dessen Befreier floh so Franz II.

Wie zuvor schon über Sizilien, übernahm nun auch über das Königreich Neapel Garibaldi die Diktatur. Er wollte die königlichen Söldner bei Capua schlagen, dann in den Kirchenstaat einrücken, in Rom zum zweitenmal auf dem Kapitol seine Fahne aufpflanzen und

vom päpstlichen Palast Quirinal aus das „geeinte Königreich Italien" verkünden. Im Kirchenstaat hatten schon Mazzini und seine Partei in republikanischer Richtung um sich gegriffen. Obgleich Garibaldi damals es für ganz unthunlich hielt, eine republikanische Verfassung in Italien durchzuführen, und obgleich er nur im Namen „Viktor Emanuels des Königs von Italien" die Diktatur über Sizilien und Neapel übernommen hatte: so setzten die Feinde der Einheit Italiens und die, welche die Lebensentfaltung desselben unter keinerlei Art freiheitlicher Form wollten, dennoch in Umlauf, Garibaldi spiele mit Mazzini unter der Decke, und mit ihm zusammen für die Republik. Louis Napoleon haßte Garibaldi in eben dem Grad, in welchem Garibaldi ihn haßte und zwar mit Abscheu vor seinen Verbrechen und vor dem Satanismus seiner Politik ihn haßte. Mit Grimm hatte Napoleon gesehen, wie sehr befreundet König Viktor Emanuel diesem unabhängigen Freiheitsmann geworden war. Mit Grimm hielt er es für sich selbst gefährlich, wenn diesem Manne die Einigung Italiens überlassen bliebe, und er setzte darum Alles daran, ihm die Macht aus den Händen zu winden und eben damit die Herrschaft über das Herz und die Entschlüsse Viktor Emanuels. So verdächtigte er Garibaldi bei seinem König und Freund, derselbe gehe ganz entschieden auf ein republikanisches Italien aus. Er erklärte dem Könige, von französischer Seite werde ihm ganz freie Hand gelassen, die Provinzen des Königreichs Neapel mit seinem Reiche zu vereinen, aber unter zwei Bedingungen, daß er die Stadt Rom selbst und das Patrimonium Petri unangetastet lasse, und zweitens, daß der König sogleich mit seiner Armee in Neapel einrücke, um daselbst an die Stelle der revolutionären Diktatur Garibaldi's ein geordnetes monarchisches Regiment einzurichten. Der Papst war in großer Furcht vor Garibaldi; denn im Kirchenstaat war jedes Dorf ein überreifer Pfirsich, welcher bei der ersten Berührung dem Befreier in die Hand fallen mußte. Der Bannstrahl gegen die „Räuber an der Kirche Petri" wurde geschleudert, zum Schaden des Papstes, weil offenbar wurde, wie entsetzlich wenige Christen es noch gab, die vom Bannstrahl auch nur irgend eine Notiz nahmen. Finanziellen Erfolg aber hatte der Hülfeschrei des Papstes, den er in alle Welt ergehen ließ, ein Hülfeschrei nach Geld.

Durch alle katholischen Lande bewegten die ultramontanen Priester die Gläubigen, den „Peterspfennig" zu steuern, und es floß viel ersammeltes Geld nach Rom. Eben so wurden von solchen Geistlichen

junge Leute bewogen, nach Rom zu gehen zur Vertheidigung des Papstes und seines Gebietes, und in die neu zu schaffende päpstliche Armee einzutreten. Selbst Lamoriciere, einer der besten Generale Frankreichs außer Dienst, ließ sich verleiten, den Oberbefehl über diese zusammengelaufene Armee zu übernehmen: auch sein kriegsberühmter Name vermochte nicht, viele Tausende unter die Fahne des Papstes zu ziehen, und er war noch schwach an Zahl, als auf Napoleons Betreiben Viktor Emanuels Kriegsminister, General Fanti, in Umbrien und General Cialdini in den Marken einrückten, mit großer Uebermacht. Am 18. September wurde Lamoriciere bei Castelfidardo angegriffen und seine kleine Streitmacht zersprengt, nach kurzem Gefecht. Mit wenigen Trümmern warf er sich in das feste Ancona. Aber von der Land- und von der Seeseite zugleich eingeschlossen und angegriffen mußte er sich am 29. September ergeben. Er und die ganze Besatzung wurden kriegsgefangen. Hunderte von englischen Marinesoldaten richteten und bedienten die Geschütze der sardinischen Strandbatterien. Sie kamen von den englischen Kriegsschiffen, welche sich vor den Hafen von Ancona gelegt hatten; natürlich „ganz zufällig", gerade so, wie die englischen Kriegsschiffe bei Marsala. Diese Seesoldaten waren auch, wie man der Welt glauben machen wollte, einfach ans Land spazieren gegangen, und hatten, als sie das Schießen von hüben und drüben hörten und sahen, sich von ihrer Kampflust hinreißen lassen und aus purer Privatliebhaberei am Sturm der Sardinier auf die Mauern Ancona's Theil genommen.

Nach der Einnahme von Ancona wurde eine Volksabstimmung in den Marken und in Umbrien in Scene gesetzt, und sie erklärten sich für den Anschluß an Viktor Emanuel, für die Einheit Italiens unter ihm.

Am 9. Oktober übernahm Viktor Emanuel zu Ancona den Oberbefehl über sein Heer, und zog ins Neapolitanische, um sich mit Garibaldi zu vereinigen. Noch hielten sich die Söldnertruppen des Königs Franz hinter der Volturnolinie. Garibaldi legte seine Diktatur in die Hände seines Königs nieder, nachdem dieser seinen feierlichen Einzug in Neapel gehalten und das neapolitanische Volk sich für den Anschluß an Piemont ausgesprochen hatte. Niemand stand bei dem Könige höher, als Garibaldi, und dieser Mann, welcher ihm zwei Königreiche erobert hatte, lehnte jede Schenkung und jede Ehrenauszeichnung ab und ging als einfacher Privatmann auf die kleine Insel Caprera, sein Eigenthum, wo er ein kleines Gut bewirthschaftete. Viktor Emanuel

drängte mit seiner weit überlegenen Heermacht leicht die zusammengeschmolzene Söldnerarmee, die noch fest bei König Franz aushielt, aus ihrer Stellung. Diese Schweizer und deutsche Abenteurer waren die Einzigen, welche ihm bis zuletzt treu blieben. Sie und die Bayerfürstin Maria, die Gemahlin des ihrer in jeder Hinsicht unwürdigen Königs Franz, umgaben den lächerlich schmachvollen Sturz dieses unfähigen Tyrannen noch mit einem kurzen Lichtschimmer. Zurückgeworfen nach tapferer Gegenwehr hinter die Mauern und Wälle von Gaeta, hinter welche lange zuvor bei der ersten Gefahr schon König Franz seine Person in Sicherheit gebracht hatte, vertheidigten die Süddeutschen diese Festung so gut, wie sie nur vertheidigt werden konnte. Die Tapferkeit der bayrischen Soldtruppen ließ Gaeta durch die ganze Welt in schönerem Lichte leuchten, als jemals die Natur mit ihrem Abendsonnenschein diesen Felsen und seine Mauerkrone für die nahe Wohnenden vergoldete und im Spiegel des ihn bespülenden Meeres wiederstrahlen ließ. Die deutsche Fürstentochter Maria hat sich muthvoll während der Belagerung erwiesen, aber nicht König Franz. Was von des Letzteren Heldenmuth in gewissen Zeitungen kam, hat sich als tendenziöse Erfindung herausgestellt, und jesuitische Damen- und Herrenkreise, welche ihm, als dem „Helden von Gaeta," in Belgien, Frankreich und Deutschland kriegerische Ehrengaben aus ersammelten Geldern überschickten, haben nur aufs Neue den Beweis geliefert, wie weit in den Parteikämpfen der Zeit gutgemeinte Begeisterung für eine Idee sich selbst täuschen oder getäuscht werden kann, wenn es an Leuten und Kundgaben nicht fehlt, um Gläubige in feiner und grober Weise zu täuschen und irre zu führen.

Nachdem die Sachen so weit gediehen waren, half aller Einfluß der bigotten Kaiserin Eugenie zu Paris, halfen alle Schreiben des Papstes nichts mehr. Die Lage in Italien hatte sich so zugespitzt, daß, wenn Kaiser Napoleon seinen eigenen Einfluß, den er bisher in Italien gehabt hatte, nicht an England abtreten wollte, er dem Drängen Viktor Emanuels Folge geben und die französische Flotte von Gaeta abrufen mußte. Diese hatte bisher, drei Monate lang, den Hafen dieser Festung besetzt und dieselbe mit Lebensmitteln und Schießbedarf versehen. Jetzt legte sich die frühere neapolitanische Flotte, die sich aber längst unter die Befehle des Königs von Italien gestellt hatte, vor den Hafen, und schnitt jede Art von Zufuhr ab; nur ein französisches und ein englisches Kriegsschiff blieben davor zurück, um im gegebenen Fall König Franz und seine Familie aufzunehmen.

Jetzt trat bald Mangel an Nahrungsmitteln ein; Seuchen im Gefolge der Entbehrungen und der Menschenanhäufung stellten sich ein; und am 13. Februar 1861 kapitulirte die Königin Maria. Sie und König Franz schifften sich auf das französische Kriegsschiff ein nach Terracina, und von da gingen sie nach Rom. Hier hatte die Königin Maria schrecklich zu leiden unter ihrer Schwiegermutter, der verwittweten Gemahlin Ferdinands II., und unter den Unarten und Thorheiten Königs Franz; so sehr, daß sie sich nach Deutschland und in ein bayrisches Kloster flüchtete. Vollends im Unglück stellte sich das durch und durch verfaulte Wesen und die vollendete sittliche und geistige Unfähigkeit des Königs Franz und seines Geschlechtes heraus. Wie einst im Mittelalter das Gräuelhaus der Merwinger, endete das Gräuelhaus dieses bourbonischen Zweiges in traurigen Zuständen des Kopfes und des Herzens. König Franz und seine Sippe in Rom waren so sehr außer allem Bewußtsein der Zeit und der Lage, daß sie in dem Wahne waren, dem anerkannten Könige von Italien seine beiden Königreiche Neapel und Sizilien durch Räuberbanden wieder abnehmen zu können. Sie organisirten von Rom aus kleine Banden, und zwar vorzugsweise aus den Räubern Mittel- und Unteritaliens und aus dem schlechtesten Gesindel Roms. Die Räuberhauptleute nahmen das Gold des bethörten Königs Franz, und fielen von Zeit zu Zeit in das Neapolitanische ein; aber diese theuren Männer der Schlupfwinkel brachten trotz ihrer todverachtenden Tapferkeit dem ausgestoßenen Könige keinen Schuhbreit Landes zurück, weil sie, wo sie einfielen, so hausten, daß der König Franz, der sie hereinschickte, nur noch verhaßter, geradezu unmöglich dadurch sich machte. Diese unsittlichen Unternehmungen des Königs Franz wurden wegen des politischen Blödsinns derselben in Europa ebenso verabscheut, als verlacht.

Schon fünf Tage nach der Einnahme von Gaeta am 18. Febr. 1861 hatte die erste italienische Nationalversammlung, das „Parlament" Italiens, in Turin zu tagen angefangen, und hatte sofort Viktor Emanuel als das verkündigt, was er thatsächlich schon war, als „König von Italien". Zum Einheitstaat Italien fehlte nur noch das Venetianische und Rom mit seinem nächsten Gebiet. Vorerst waren die sehr verschiedenen Bestandtheile nur äußerlich zusammen geschlossen, noch nicht innerlich zusammen gewachsen. Es hätte vor Allem zum Letzteren gehört, daß die neugewonnenen Königreiche Sizilien und Neapel, welche der bourbonische Despotismus so lange ausgesaugt hatte, von ihrem jetzigen Könige finanziell geschont worden

wären. Unter Garibaldis Diktatur wurden sie das, und dieser verlangte ausdrücklich von seinem Könige diese Schonung. Die Finanzleute zu Turin aber waren ganz anderer Ansicht. Es gab gar viele Leute in dem siegreichen Sardinien-Piemont und namentlich auch unter den Savoyarden, welche bei der Abtretung Savoyens an Frankreich italienisch geblieben waren, von echt begehrlicher Gesinnung und Art. Diese Leute wollten vor Allem sich erholen an den neu herzugebrachten ferneren Landen, nicht sowohl den Staat Piemont sich erholen lassen; für die näher gelegenen neuen Lande war des Königs wohlwollendes Herz und Cavours scharfes Auge zu nahe, um sich in unverschämter Weise als Beamter aus denselben sich zu besacken. So kam es, daß nach Garibaldi's Abgang, welcher ein großer politischer Fehler dieses Mannes war, viele piemontesische Beamte nach Neapel und Sizilien kamen, welche mehr darauf aus waren, für sich und den Staat schnell Geld zu machen, als die Herzen der Bevölkerung für den staatlichen Umschwung und die Einheit zu gewinnen. Wie Frankreich, so war auch Italien durchfressen von der Genußsucht und darum von der Habsucht der Beamten, und die nach **Garibaldi's** freiwilliger Rückkehr nach Caprera und vollends nach Cavours bald darauf erfolgtem Tode in den südlichen Theilen Italiens herrschend gewordene norditalische Beamtenaristokratie war gerade dazu angethan, aufzuhalten, daß innerlich zusammenwuchs, was sich äußerlich zusammengeschlossen hatte. Ein unersetzlicher Ausfall war der Tod Cavours am 6. Juni 1861. Cavour starb, bevor in die neuen Lande überhaupt Ordnung in der Verwaltung, geschweige eine den neuen Verhältnissen entsprechende Ordnung, eingeführt werden konnte. Nicht bloß im Militärischen und in der bürgerlichen Verwaltung hatte er mit großen Hindernissen zu kämpfen, sondern auch im Kirchlichen. Cavours ausgesprochene Losung „Die freie Kirche im freien Staate“ stieß in den eigenen männlichen wie weiblichen Gliedern des piemontesischen Königshauses sehr an, vollends aber beim Papst und bei der höhern Geistlichkeit. Pius IX. ließ sichs angelegen sein, den Räuberanwerbungen Königs Franz Vorschub zu thun und die alte Nacht in Neapel und Sizilien festzuhalten, nicht aber am Bau eines freien Staates oder nur einer freien Kirche im freien Staate mitzuwirken. Cavour hatte Großes geleistet, aber er wurde weggerissen von einer kaum in die Hand genommenen Arbeit, von Schwererem, das noch zu thun war, und sein unmittelbarer Nachfolger Ricasoli hatte weder gleich hohe Gaben mit Cavour, noch dessen Charakterstärke und Consequenz. So traten nur

zu schnell Verwicklungen nach Innen und nach Außen zu Tage, und es war noch gut, daß Ricasoli's Ungnade in den Augen Napoleons III. den Anlaß zu seinem baldigen Rücktritt gab, ehe die Verwirrung im Innern und das Mißvergnügen über sein Regiment noch höher stiegen. Ricasoli hatte in der herrischen Weise des alten Regimes, wo Hofleute, Militärs und Bureaukraten allein etwas neben der Geistlichkeit galten, fort zu hanthieren angefangen. und die Sachen waren unter ihm rückwärts, nicht vorwärts gekommen. Mit der von jeher gewissenlosen oder thörichten Höflingen, Diplomaten und Generalen eigenen Frechheit, wenn was Großes durch Andere vollbracht worden ist, das Verdienst davon den Letztern abzuläugnen und sich selbst zuzuschreiben, wie das nach den großen Leistungen des deutschen Volkes in den Jahren 1813 bis 1815 in Oesterreich und Preußen von den Metternich, Gentz und Pilat, von Schmalz und Kampz traurigsten Andenkens geschehen ist, wollten jetzt auch Ricasoli, die Hofgenerale, Hofdiplomaten und Hofagenten die Eroberung von Sizilien und Neapel zunächst Cavour und ihren eigenen Berechnungen und politischen Kunststücken zuschreiben, als hätten sie allein Alles gethan, während sie gerade, was die That betrifft, nichts und Cavour wenigstens nichts Ehrlich-Offenes, so daß Garibaldi an Cavour nicht irgend einen Halt gehabt hätte, gethan hatten. Ja zwei Lobhudler Cavours hatten nach Garibaldi's Eroberungen als Civilbeamte in Sizilien so taktlos Ungeschicktes gemacht und die Bevölkerungen dadurch so gereizt, daß der Diktator sie aus Sizilien wegjagen mußte, unter der Bedrohung, wenn sie nicht binnen vierundzwanzig Stunden abreisen, so werde er den einen ins Meer stürzen, den andern an den höchsten Baum am Strande aufknüpfen lassen. Und diese Zwei waren nachher vollauf thätig, der Welt zu verkünden, Cavour habe Sizilien und Neapel erobert, nicht Garibaldi; er sei nur das blinde, untergeordnete Werkzeug gewesen und diese Lüge verbreiteten diese Zwei sogar durch deutsche Zeitungen, und ihrer waren Viele, welche diese Lüge glaubten; trotz ihrer Widersinnigkeit. Wie er selbst, so wurden auch die Reste seiner Freischaaren recht absichtlich zurückgesetzt und mit Undank behandelt. Das empörte die Gefühle des Volks; und diejenige Partei, welche das Werk der Einheit Italiens ohne Unterbrechung vollenden wollte, sah mit Unwillen und Verachtung auf das Nichtsthun Ricasoli's. Als die Seele dieser Aktionspartei galt Garibaldi. Am 27. März 1861 hatte das italienische Parlament Rom zur künftigen Hauptstadt des Königreichs Italien erklärt. Ricasoli und der Turiner Hof thaten,

als wäre ein solcher Beschluß nicht vorhanden. Alles das zusammen führte den Fall Ricasoli's herbei, und Ratazzi trat an seine Stelle. Der beschäftigte auf einige Zeit den Kampf der Parteien. Er erklärte den bezüglich Roms gefaßten Parlamentsbeschluß als zu Recht bestehend, und das Ministerium verbunden, für seine Ausführung zu wirken. Er nahm alle Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine, welche den Freischaarenzug Garibaldi's nach Sizilien und Neapel mitgemacht hatten, in ihren Graden in die Armee auf, soweit diese das wünschten. Es drückte auf jedes nationalgesinnte italienische Herz, auf das der patriotischen Frauen nicht weniger als auf das der Männer, daß der Franzosenkaiser in die inneren Angelegenheiten Italiens so despotisch hineinregieren wollte, als wäre auch das neue italienische Königreich nur ein Vasallenstaat unter französisch-kaiserlicher Oberhoheit. Alle rechten Italiener ohne Unterschied der politischen Meinungsschattirungen haßten Napoleon III. aus nationalem Selbstgefühl, alle freiheitlichen Seelen aus Abscheu vor seiner Politik der Lüge, vor seiner Meineidigkeit und Tyrannei; wie er sie in Frankreich geübt hatte. Denn um diese Zeit waren alle edeln, freisinnigen Menschen in der ganzen Welt ein unsichtbarer großer Bund geworden, ein Verein der gleichen Gedanken und Gefühle, mit viel weniger äußerlichem Zusammenhang, als man meist annimmt; eine Einstimmigkeit ohne Verabredung, in Bezug auf das, was in der christlichen Welt werden solle, und in Bezug auf das, was zu sein aufhören müsse.

Weil das Staatsmännische in Garibaldi ungleich geringer war, als die kriegsmännische Begabung, und weil er zudem von Haus aus eine thatendrangvolle Natur war, wurde es denjenigen, welche nicht den günstigen Zeitpunkt abwarten, sondern gleich jetzt Rom und Venedig mit herein haben wollten, nicht schwer, Garibaldi mit sich fort zu reißen, ja sogar leicht, weil Ratazzi's Kundgaben und Vorgehen viele heiße Köpfe in Italien noch mehr erhitzt und diese Partei sich des ehrlichen Generals der Völkerfreiheit so bemächtigt hatte, daß er mehr auf diese hörte, als auf seine treuen bisherigen Kampfgefährten, wie General Bixio und andere seiner Offiziere, welche kühler die Lage des Augenblicks abwogen und ihm von voreiligem Unternehmen feierlich abriethen. Rom wenigstens wollte er ohne längeres Zaudern wegnehmen. Er ging unter Segel nach Sizilien und von da mit bloß 3000 Freiwilligen hinüber nach Calabrien. „Rom oder Tod"! war die Losung dieser Freischaar. Ohne Wissen seines Königs war Garibaldi nicht abgegangen, und wie früher bei der Landung in Marsala,

so wäre jetzt das Gelingen mit beiden Händen angenommen, das Mißlingen als etwas ohne Wissen der Regierung Geschehenes von ihr abgelehnt und gerügt worden. Ratazzi war sogar mit Garibaldi einverstanden.

Da streckte Napoleon III. seinen Arm von Paris drohend herüber gegen Hof und Regierung von Turin. Napoleons treulose Politik gönnte jetzt Italien die Einheit nicht, die er ihm in der Jugend zugeschworen und vor Kurzem als Kaiser verheißen hatte unter Zusage seiner Beihülfe. Auf einmal wollte er jetzt Rom dem Papste erhalten, auf Neapels Thron zwar nicht den Franz, aber einen Napoleoniden zurückführen. Im Tone des Sultans zum Vicekönig von Egypten sprach oberherrisch Napoleon III. zu Viktor Emanuel und Ratazzi: er verbot den Angriff auf Rom, er zwang die italienische Regierung, daß sie in einer Proklamation Garibaldi's Unternehmen für strafbar erklärte und den General Cialdini mit einem Heere gegen ihn schickte. Ja, Napoleon III. soll den Rathschlag gegeben haben, bei einem Zusammenstoß mit Garibaldi nur auf diesen allein zu schießen und zwar so, daß er nicht getödtet, sondern nur kampfunfähig gemacht werde. In französischen Zeugnissen war wenigstens das als das Beste, was geschehen könnte, zu lesen.

Bei Aspromonte traf die Vorhut des Gegners Garibaldi's am Hofe, des Generals Cialdini, unter dem Oberst Pallavicino mit diesem und seinen Freischaaren zusammen, am 28. August 1862. Garibaldi, wie einst Napoleon I. nach seiner Landung in Frejus, an der Spitze seiner Freischaaren ging vor ihrer Linie auf und ab und gebot ihnen, nicht zu schießen. Da fällt ein Schuß, ein zweiter, dritter und vierter, und Garibaldi stürzt am rechten Fußgelenk von einer Kugel getroffen. Nur ein paar Freiwillige fielen noch in dem jetzt sich entspinnenden Gefecht. Der Verwundete Italiens gebot den Seinen, den Kampf nicht fortzusetzen; er ergab sich mit ihnen, damit kein Bürgerblut weiter fließe.

Nicht bloß aus Furcht vor Napoleon III., sondern auch aus Haß gegen Garibaldi, welcher die Hofleute in Generalsuniform verachtete, wegen ihrer dünkelhaften militärischen Unfähigkeit verachtete, und aus höfischem Neid und Aerger, daß dieser Garibaldi mit seinen freiwilligen Tapfern Sizilien und Neapel erobert hatte, und mit seinem Könige so vertraut stand, wurden Garibaldi's Freiwillige zuerst streng behandelt. Von des Königs Ehrgefühl aber und von der öffentlichen Meinung hatte das italienische Ministerium einen gleich starken Druck zu empfinden, und sie wurden bald aus der Gefangenschaft entlassen.

Garibaldi war damals noch der bewunderte Held der alten und der neuen Welt, England schwärmte für ihn und alle freisinnigen Menschen in Frankreich, welche dessen ausgesprochensten Haß Napoleons III. liebten, waren in Aufregung über die an Garibaldi begangene tückische That, und diese wuchs, als er längere Zeit in Todesgefahr schwebte. Die Kunst der berühmtesten Aerzte Englands und Frankreichs hatte sich an sein Bett gesetzt, und spät erst gelang es einem französischen Arzt, die Kugel aus dem Knochen zu ziehen. Damals begleitete Garibaldi noch der wohlthuende Zusammenklang aller freisinnigen Organe der öffentlichen Meinung diesseits und jenseits des Weltmeers, als er im Dezember von Pisa in seine Einsamkeit zu Caprera zurückkehrte, noch so an seiner Verwundung krank, daß er ans Land getragen werden mußte.

Die italienische Regierung verstand es, das Unternehmen Garibaldi's dem Kaiser Napoleon gegenüber auszunützen. Garibaldi war nicht ausgezogen, bloß dem Papste das zur Hauptstadt für Italien erklärte Rom abzunehmen, sondern zugleich Napoleons französisches Besatzungsheer aus Rom und Italien zu verjagen. Gegen den treulosen Despoten auf dem Throne Frankreichs, welcher, wie im eigenen Lande, so auch in Italien despotisiren wollte, gegen das Subjekt, welches, wie die Freiheit, so auch die Einheit Italiens in ihrem Wachsthum zu hindern arbeitete, hatte sich Garibaldi aufgerichtet. Diesen Pfahl im Fleisch Italiens, die französische Kriegsmacht in Rom, wollte Garibaldi ausziehen, weil mit ihr von Rom aus Napoleon III. Italien bevormunden und jede seiner Regungen bedrohen konnte. Das war der große und politisch richtige Gedanke Garibaldi's — und vielleicht auch des von ihm unterrichteten, aber dießmal nicht so, wie bei Marsala, thätigen englischen Ministeriums, als er mit Hülfe der aufzurollenden unteritalischen Landsleute herauf gegen Rom ziehen wollte.

Die italienische Regierung berief sich nun darauf, solche Bewegungen werden immer wiederkehren, so lange französische Truppen in Rom seien; der Kaiser habe ja selbst als Grundsatz der neuzeitigen Politik Europas aufgestellt und anderen europäischen Mächten aufgenöthigt, daß eine bewaffnete Einmischung in die Angelegenheiten einer Nation nicht sein solle.

Ministerium, Parlament und der König Italiens hatten miteinander nicht so viel Muth, als Garibaldi hatte: sie trauten sich und Italien vorerst nicht die Kraft zu, fest gegen Napoleon zu stehen.

Sie glaubten Wunder was erlangt zu haben, als sie im Vertrage vom 15. September 1864, welcher zu Paris zwischen Frankreich und Italien geschlossen wurde, endlich die Zusicherung erlangten, die französische Streitmacht in Rom solle längstens binnen zwei Jahren abziehen. Und für diese geradezu nichtssagende Bestimmung des Vertrags sicherte Viktor Emanuel zu, das dem Papste gehörige Gebiet nicht anzugreifen, es gegen jeden Angriff von Außen zu schützen, einen Theil der römischen Staatsschuld zu übernehmen, auf Rom als Hauptstadt Italiens zu verzichten, und mit Florenz als Hauptstadt sich zu begnügen.

Im Jahre 1865 verlegten sich der König und das Parlament Italiens von Turin nach Florenz. Wie es kam, daß Napoleon III. sich genöthigt sah, den Hauptpunkt des Vertrags von seiner Seite einzuhalten und am Ende des Jahres 1866 endlich Rom zu räumen, wird aus den wunderbaren Ereignissen des letzteren Jahres erhellen.

III. Die Kämpfe und Veränderungen außerhalb Europas, in Süd- und Nordamerika und in Asien.

1. Die Staaten Südamerikas und ihre Entwicklung.

Es ist ein unerquickliches Schauspiel, welches die Parteikämpfe in den einzelnen Staaten Südamerikas, wie die Reibungen der Staaten miteinander ein halb Jahrhundert lang bieten. Die aus dem spanischen Südamerika hervorgegangenen Republiken Chile, Columbia, Peru, Paraguay und die späteren, Bolivia und Uruguay, vermochten zum Genuß ihrer errungenen politischen Selbständigkeit wegen ihres inneren Haders nicht zu gelangen, welcher, nur durch kurze Sonnenblicke der Ruhe unterbrochen, Jahrzehente lang immer wieder aufs Neue aufflammte. Einige dieser neugebildeten freien Staaten spalteten sich in Folge der inneren Parteikämpfe wieder in mehrere selbständige Republiken. So zerfiel der Staat Columbia nach blutigen Kämpfen in die drei Sonderrepubliken Venezuela, Ecuador und Neugranada, und von diesem

letzteren löste sich im Jahre 1855 Panama als besonderer Staat ab. Die Laplatastaaten sonderten sich im Jahre 1853 in die beiden Republiken Buenos-Ayres und Argentina.

In diesen Freistaaten kam lange Zeit Alles eher zum Leben und zur Herrschaft, als die Freiheit und die Frucht der wahren Freiheit, der Frieden, welcher mit Wohlfahrt segnet. Verwüstung, Brand und Mord trugen plündernde Haufen durch das Land. Siebzehn Jahre an Einem fort wurde am Laplata zwischen Buenos-Ayres und Montevideo Krieg geführt. Für den Präsidenten Rosas waren alle Kräfte der argentinischen Provinzen, die er sich unterthänig gemacht hatte; für Montevideo intervenirten Frankreich und England ohne Erfolg. Im Jahr 1852 mischte sich Brasilien in diese Verhältnisse ein; angeblich, um den Störungen des Handels eine Ende zu machen. Das brasilische Heer wurde durch eine deutsche Legion verstärkt, welche aus den Trümmern der wackeren Streiter bestand, welche hüben — für Schleswig-Holstein gekämpft hatten. Eine einzige Schlacht bei Santos Lugares entschied Alles. Die Gauchos (Ga-utschos), rohe Natursöhne, meist der Klasse der Mestizen angehörig, d. h. Abkömmlinge von Weißen und Indianerinnen, welche in den Laplatastaaten die Pampas bewohnen und Viehzucht treiben, waren als besonders geübte Reiter berühmt, als allzeitige Parteigänger und Raubzügler gefürchtet, und galten als die beste Kavallerie Südamerikas. Diese Ga-utschos wurden von den deutschen Dragonern im ersten Ansturm niedergeritten, am 31. Januar 1852. Der Präsident Rosa gab sein Lager nach einem kurzen Kampf preis und rettete sich auf ein englisches Schiff. Die Sieger wurden überall, als „Befreier" von der Tyrannei des Rosas, mit offenen Armen aufgenommen. Die Hafenstadt Buenos-Ayres, in welcher das europäische Element und dessen Bildung vorherrschten und deren Bewohner darum gebildeter waren, wollte sich zur Herrscherin über die Bevölkerung im Innern des Landes machen. Da traten die Provinzen zu einem Nationalcongreß in Santa Fe zusammen. Die Hauptstadt beschickte diesen Congreß nicht, und aufs neue drohte der Bürgerkrieg sich zu entzünden, als man sich noch rechtzeitig verglich: die Provinzen bildeten einen Staatenbund für sich und die Stadt Buenos-Ayres einen besonderen kleinen Freistaat, auf der Grundlage einer eigenen Verfassung. Stadt und Land Buenos-Ayres gewinnen seitdem an Kultur im Genuß der Freiheit und durch starke Einwanderungen von Europa und Nordamerika her. Auch Chile machte einige Fortschritte. Die andern südamerikanischen

Staaten, selbst Brasilien, blieben in der Entwicklung zurück, in Folge des tropischen Klima's, welchem die eingewanderten Weißen erliegen, des gelben Fiebers und des Geistesdrucks, welchen die Priesterschaft dort noch ausübt. Obgleich Brasilien langer Ruhe im Innern genoß, so stockt doch seine Entwicklung.

Selbst weiter hinauf, dem Norden Amerika's zu, selbst in Mexiko war lange mehr Rückschritt, als Fortschritt. Das europäische Element schwand darin immer mehr und das für die Cultur weniger fähige indianische kam in die Votherrschaft.

2. Der Bürgerkrieg in Mexiko.

In Mexiko trifft unser Zeitraum die alten Wirrsale an; ein Bürgerkrieg löst den andern ab; kein Präsident hält sich lange auf seinem Stuhl, indem immer wieder ein General sich an die Spitze der Aufständischen stellt, den Präsidenten stürzt und sich an dessen Stelle selbst setzt oder durch die Volksvertretung setzen läßt. Liberale und Klerikale, Progressisten und Reaktionärkonservative stritten sich hin und her, so daß der Staat an den Rand des Verderbens gerieth. Bei den verschiedenen Interessen, die jeweilig ins Spiel kamen, verschoben sich die Parteien und ebendadurch ihre Machtstellung auf das Seltsamste, so daß keine Partei lange ihren Mann, den sie zum Präsidenten gemacht, zu halten vermochte. Man bedenke, binnen 40 Jahren hatte Mexiko mit Kommanfort den 36sten Präsidenten! Auch dieser hielt sich nicht lange. Ihm folgte Zuloaga, diesem der General Miramon. Doch der innere Verfall nahm in erschreckender Weise zu: im Jahr 1858 war es, daß nicht weniger als acht Parteihäupter in den verschiedenen Landestheilen gegen die Regierung sich erhoben hatten. Auch Miramon, der Führer der Partei der Geistlichkeit und trotz seiner 27 Jahre ein Feldherr von Talent und Erfahrung, aber ein geldgieriger, bigotter und dabei gewissenloser Mensch, war unfähig, Land und Volk zur Wiedergeburt zu verhelfen.

Während dessen hatte sich eine besondere Partei gebildet, die sich mit einer gewissen Absichtlichkeit die „nationale“ nannte. Es waren das vorzugsweise die eingeborenen Indianer, die unter glücklicher Benützung der Lage des Staats und der herrschenden Parteien aus ihrer Verachtung und Bedrückung herauszukommen und die Regierungsgewalt in ihre Hände zu bringen hofften. In Verakruz war ihr Sitz damals; ihr Führer war Benito Juarez, Doctor der Rechte und

Advokat zu Verakruz. Er gehört der braunen Rasse an; er ist ein Vollblutindianer. Seine Geburt, die in einem Flecken des Staates Oaxaka, wo seine Eltern seßhaft waren, erfolgte, fällt in den Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts. Da es ihm an aller Gelegenheit und auch hauptsächlich an den nöthigen Geldmitteln fehlte, seinen Wissensdrang an einer Hochschule zu befriedigen, wußte er diesen dadurch zu stillen, daß er von überallher Bücher zusammenborgte und so seine Studien machte, die von dem Erfolge gekrönt waren, daß ihm der Doktorhut der Rechtswissenschaft verliehen wurde. Allseitige Achtung wußte er sich zu erwerben durch seinen streng rechtlichen Sinn, durch seine Kenntnisse und durch seinen unermüdlichen Fleiß. So sehr hatte er das Vertrauen seiner Mitbürger erworben, daß sie ihn im Jahre 1856 als Abgeordneten des konstituirenden souveränen Kongresses nach der Hauptstadt absandten. Er war durch und durch Patriot, er meinte es redlich, wie nur einer je, mit seinem Vaterlande; sein Parteistandpunkt war der radikale. Viele sahen in ihm den künftigen Präsidenten, und als die Schlacht bei San Miquelito am 22. Dez. 1860 gegen Miramon entschied, folgte Benito Juarez der Aufforderung, die an ihn von der liberalen Partei, welche sich zu Verakruz als „nationale Regierung“ neugebildet hatte, ergangen war, „ohne Verzug sich nach der Hauptstadt zu begeben und die konstitutionelle Ordnung wieder herzustellen.“ Er kam nach Mexiko und wurde dort als Präsident ausgerufen.

Mit jener Energie, mit jener eisernen Beharrlichkeit, die dem Indianer, wenn er etwas durchzusetzen oder zu erreichen sich vorgenommen hat, eigen ist, machte sich Benito Juarez, der neue Präsident, daran, Ordnung im Lande zu schaffen. Mittels der religiösen und bürgerlichen Freiheit die Wiedergeburt Mexiko's herbeizuführen, ergriff Juarez ebenso umfassende und energische, als staatsmännische Maßregeln. Gesetzlich verbürgt wurden die Freiheit der Presse, die Freiheit des Unterrichts, die Freiheit des Gewissens und Duldung aller Confessionen. Die Ausnahmegerichte wurden aufgehoben, die Civilehe gestattet, die Klöster aufgehoben und die Kirchengüter mit Beschlag belegt.

Die auf das Land drückende Schuldenlast nöthigte ihn zu einem Dekret vom 17. Juli 1861. Durch dieses wurden alle Verbindlichkeiten gegen das Ausland auf zwei Jahre für aufgehoben erklärt. Das gab Anlaß zur Intervention einiger europäischen Mächte, und Wasser auf die Mühle Napoleons III.

Aber neue Verwicklungen, und dießmal von außen her, zogen über dem unglücklichen Lande herauf.

Während der langjährigen Bürgerkriege wurde mehrfach Eigenthum wie Person von Staatsangehörigen Spaniens, Englands und auch Frankreichs nicht geschont und geachtet. Auch hatte Spanien noch eine Forderung von alter Zeit her an Mexiko zu machen. Mit dieser Forderung trat es nun wieder auf, und um überhaupt einmal mit Mexiko abzurechnen, schlug es in der am 31. Oktober zu London stattgehabten Konferenz den Regierungen von England und Frankreich vor, eine gemeinsame Expedition nach Mexiko zu unternehmen, um das etwas hinfällig gewordene Ansehen der betroffenen europäischen Höfe wieder zu stärken und — alte Schulden, Gelder, welche Spanien so nöthig wie der Hof zu Paris hatte, einzukassiren. Juarez, ein Mann voll Talent, von unzweifelhafter Ehrenhaftigkeit und durchdringendem Verstande, ein Mann, der es, einer der wenigen von Mexikos Präsidenten, wirklich redlich mit seinem Vaterlande meinte, sah die große Gefahr und suchte, als die vereinigte Expeditionsarmee gelandet war am 10. Jan. 1862, die Sache auszugleichen und seinem so sehr der Ruhe bedürftigen Heimathlande Frieden zu schaffen.

Aber all diese Versuche scheiterten an den Ansprüchen, welche die vereinigten Mächte stellten. Diese Ansprüche waren von französischer Seite so hoch gestellt, daß sie selbst den beiden andern Verbündeten unthunlich vorkamen und ernstlichen Zwiespalt unter ihnen hervorriefen. Frankreich vertrat neben anderen hauptsächlich die Interessen eines gewissen Bankiers J e c k e r, der mehrere Millionen Franken an Mexiko zu fordern haben wollte. Hiebei war auch der Herzog von M o r n y, Kaiser Napoleons III. gewissenloser und verbrecherischer Halbbruder, betheiligt. Demselben waren nach den neuesten Enthüllungen 33 Procente von Jecker zugesagt, falls die Schuld, die in's Vielfache von dem gewissenlosen Jecker gesteigert worden war, von Mexiko bezahlt würde. Ob es nun die geradezu ins Unmögliche gesteigerten Forderungen Jecker-Mornys waren, oder ob die Regierungen von England und Spanien die viel weiter gehenden Plane Napoleons III. durchschaut hatten, genug, die Differenz war gegeben und sollte sich nicht mehr ausgleichen. Zwar vereinigten sie sich noch zu einer gemeinsamen Note, welche die verschiedenen Unbilden aufzählte, aber es fehlte an dem inneren Zusammenhalt. Zumal als der französische Bevollmächtigte in Folge neuer Befehle aus Paris seine Unterschrift zu den „Präliminarien von Soladad," die am 19. Februar 1862 zwischen dem

spanischen Vertreter General Prim und dem mexikanischen Abgesandten Doblado vereinbart worden waren, zurückzog, entschlossen sich Spaniens und Englands Vertreter auf eigene Hand, mit Ausschluß Frankreichs, ihre Angelegenheiten zu ordnen. Nachdem dieß geschehen war, schifften sich die englischen und spanischen Truppen wieder ein, und überließen es Frankreich, seine Ansprüche und Absichten weiter geltend zu machen. Das entscheidende Wort, wodurch England und Spanien von allem Weiteren sich lossagte, war am 9. April gefallen. Napoleon III. hatte nun, was er entschieden von Anfang gewünscht, freie Hand. Er wollte Krieg mit Mexiko.

Vielfach wird das mexikanische Unternehmen Napoleons III. als etwas hingestellt, von dem man die rechte Absicht nicht zu erkennen vermöge. Wenn man aber die damalige Stimmung des französischen Volks und die Stellung des französischen Kaiserreichs zu dieser ins Auge faßt, so muß gerade dieser Zug als einer jener Kniffe und Griffe erkannt werden, mit denen Napoleon III. und seine Minister die Aufmerksamkeit der Franzosen von den inneren Angelegenheiten abzulenken und durch ein im Ausland, in weiter Ferne aufgeschlagenes Kriegstheater zu zerstreuen und zu beschäftigen suchten. Wie er sich seinen Franzosen als Staatsretter am 2. Dezember vorzuspielen verstand, so glaubte er hier in Mexiko durch eine rettende That Ruhm und neue Festigkeit für seinen eigenen schwankend gewordenen Kaiserthron zu gewinnen. Zugleich hoffte er sich denjenigen Kabinetten Europa's, welche die freie Entwicklung der Völker haßten, dadurch angenehm zu machen.

Es gab damals und gibt noch gar viele Leute in den hohen und höchsten Kreisen, welche in der wachsenden Größe der nordamerikanischen Freistaaten eine Gefahr für Europa sehen wollen, durch die Ausfuhr freiheitlicher Ideen Gefahr für die Macht der Fürsten, durch die nordamerikanische Seemacht Gefahr für die Handelsstaaten Europa's. Napoleon III. glaubte den günstigen Augenblick gekommen, jetzt, wo Bürgerkrieg wüthete zwischen dem Norden und Süden der vereinigten Staaten, gegen diese einen großen Schlag zu führen, und zwar, wie Jules Favre in der Abgeordnetenkammer sagte, „durch das Herz von Mexiko das Herz von Amerika zu durchbohren.“ Er glaubte, durch den Bürgerkrieg werde die Union in sich zusammenbrechen, oder hoffte er wenigstens, da die Union völlig von der Abwickelung eigener innerer Angelegenheiten in Anspruch genommen war, diese augenblickliche Verlegenheit derselben erfolgreich benützen zu können, um in

der Gründung einer Monarchie, des neuen „römischen Kaiserreichs“ in Mittelamerika, dem republikanischen Norden ein Gegengewicht, sich selbst eine Stütze zu schaffen.

Die abenteuerlichsten Gedanken und Hoffnungen zerrütteten damals Napoleons III. Gehirn. Er sah in Mexiko ein von ihm gegründetes und abhängiges Kaiserreich; er sah bereits die große freie Union zerstückelt durch eine Reihe Souveränetätchen, zusammengefaßt unter dem Scepter mehrerer auf den Trümmern des nordamerikanischen Freistaats errichteten Monarchien. Aber wenig Ehre und den Anfang des Endes für seine eigene Herrschaft brachte ihm dieses phantastische Unternehmen, in das er so leichtfertig eingetreten war.

Noch einmal suchte Juarez Verhandlungen mit den Franzosen anzuknüpfen, mußte aber bald erkennen, daß hier ein friedlicher Ausgleich nicht möglich sei. Darum verhängte er am 12. April den Belagerungszustand über alles Land, das der Feind inne habe. Die Franzosen ihrerseits rückten vor. Schwer litten sie unter der Hitze und dem ungewohnten Klima. Noch mehr Schaden aber fügte ein für sie fast ungreifbarer Feind, die Guerillas, die sie überall beunruhigten, ihnen zu. Im offenen Felde blieben die Franzosen stets Sieger. So vermochten die Mexikaner zwar wohl den Vormarsch ihrer Feinde zu stören, aber ihn aufzuhalten fehlte ihnen die Kraft. Am 4. Mai trafen die Spitzen der französischen Kolonnen vor Puebla de los Angelos ein. Am andern Morgen begann der Angriff der Franzosen, die etwa 6000 Mann stark waren, gegen die Stadt, welche von etwas über 11000 Mexikanern vertheidigt wurde. Der Angriff fiel unglücklich für die Franzosen aus, wozu, nachdem sie den Sieg beinahe schon in Händen hatten, ein plötzlich ausgebrochenes Gewitter, wie es nur das Tropenland kennt, mit seiner erschreckenden Gewalt das Meiste beitrug. Geschlagen und bedeutend geschwächt, zogen sich die Franzosen auf Orizaba zurück, wo sie Nachschub erwarteten. Während der nächsten Monate wurde der Krieg mit wenig Nachdruck geführt: Juarez suchte wiederum Friedensverhandlungen anzuknüpfen; die Franzosen waren zu schwach zur Offensive, da mehr noch, als die feindlichen Kugeln, das gelbe Fieber seine Opfer aus ihren Reihen holte. Die Noth war aufs Höchste gestiegen, als endlich im September der General Forey, der den bisherigen Befehlshaber Grafen Lorencez im Oberbefehl ablösen sollte, mit bedeutenden Verstärkungen aus der Heimath in Verakruz landete. Jetzt trat auch der Kaiser offen mit seiner Absicht hervor. Nach dem offenen Briefe

an den neuen Befehlshaber in Mexiko wollte er wirklich den Staatsretter spielen, wofür das „regenerirte Mexiko Frankreich immer wohlgesinnt bleiben werde, nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch weil seine Interessen mit den französischen übereinstimmen.“ Neben Anderem äußert sich sodann der Kaiser weiter in seinem Briefe dahin, „daß es das Interesse Frankreichs sei, die Mexikaner, falls sie sich zur Monarchie entschließen würden, hierin zu unterstützen. Daß die Republik der Vereinigten Staaten stark sei und gedeihe, daran liege Frankreich etwas, aber, daß sie den ganzen Golf von Mexiko in Besitz nehme, sei durchaus nicht Frankreichs Interesse. Aufleben solle wieder in frischer Kraft die romanische Rasse in der neuen Welt. Kühn stecke Frankreich daher in Mexiko sein Feldzeichen auf, zum Aufbau der Monarchie, wenn die mexikanische Nation damit übereinstimme.“ Das waren die „napoleonischen Ideen“ über Mexiko.

Diesem offenen Schreiben gegenüber erklärte der Kongreß der Republik Mexiko, der am 20. Oktober in der Hauptstadt des Landes sich wieder versammelt hatte, „nie und nimmermehr die geringste Einmischung in seine Angelegenheiten dulden zu wollen.“

Der Vormarsch der französischen Armee unter Forey begann von Neuem erst Ende Oktober. Das Ziel war wieder Puebla. Siegreich in mehreren Gefechten, hatten doch die Truppen schwer von den sie auf allen Seiten umschwärmenden Guerilleros zu leiden, neben den vielen Schwierigkeiten, die der fast gänzliche Mangel an Wegen bot. Fünf Monate brauchte die französische Armee, um Puebla zu erreichen. Am 18. März 1863 sahen die Franzosen die Thore von der Stadt vor sich. Zwei Monate wurde die Stadt, die mit wahrem Heldenmuth sich vertheidigte, belagert. Am 17. Mai 1863 zogen die Franzosen in die eroberte Stadt ein, nachdem Ortega, der mexikanische General, zuvor alles Kriegsmaterial hatte zerstören lassen. Mit der Einnahme Pueblas lag für die Franzosen der Weg nach der Hauptstadt Mexiko offen, und am 5. Juni 1863 zog General Bazaine mit der ersten französischen Division in derselben ein. Der neue Marschall Frankreichs, Forey, folgte am 10. Juni nach. Wenige Tage vor dem Einzug der Franzosen hatte Juarez dieselbe verlassen, im Norden Stellung genommen und in San Luis de Potosi seinen Regierungssitz aufgeschlagen. Mit den Franzosen zogen mehrere durch die Partei des Juarez vertriebene Führer der Feudalen, der Priesterschaft und ihrer Anhänger in Mexiko ein; unter ihnen waren die Generale

Miramon, Marquez, Mejia und Almonte. Diese hatten sich der feindlichen Invasion angeschlossen, in der Hoffnung, ihre Partei durch Hilfe der Fremden wieder oben aufzubringen.

Während ein Theil der französischen Armee sich zu weiterer Verfolgung des Präsidenten Juarez aufmachte, blieb der Marschall mit dem andern in und vor der Hauptstadt liegen. Es wurde, nach Napoleons III. Rezept, eine „Notabelnversammlung" ausgeschrieben, mit den von ihm in Frankreich erprobten Mitteln eine Komödie in Szene gesetzt. Durch den Vaterlandsverräther Almonte ließ er 215 gefüge oder feile sogenannnte Volksvertreter auftreiben; und so wurde diese Versammlung von Männern beschickt, die theils persönliche, theils politische Gegner des Präsidenten Juarez waren. Dieser wurde zwar wohl zum Schein freie Hand zur Regelung ihrer inneren Angelegenheiten gelassen, aber doch war den Vertretern in verschiedener Weise nahe gelegt worden, daß eine Monarchie wohl die geeignetste Staatsform für Mexiko sein möchte. Die Versammlung war so gefällig, den Wink zu verstehen: sie beschloß am 12. Juli die Errichtung einer Erbmonarchie auf konstitutioneller Basis. Der Thron sollte dem österreichischen Erzherzog Ferdinand Maximilian angetragen werden. Mit diesem hatte der Kaiser Napoleon III. schon vorher Unterhandlungen angeknüpft und der Erzherzog hatte sich unter der Bedingung, daß „das mexikanische Volk in seiner Gesammtheit ihn rufe," geneigt gezeigt, die Krone anzunehmen; er war zwar allerdings auf den entschiedensten Widerspruch des Hauses Oesterreich gestoßen. Bei der allgemeinen Abstimmung ergab es sich, daß 2000 Gemeinden, die überwiegende Mehrheit, für ihn als Erbkaiser sich ausgesprochen hatten. Bei der dem kaiserlichen französischen Regime in diesem Punkte eigenen Gewandtheit war obiges Ergebniß vorauszusehen. Die Ehrlichkeit Maximilians aber hatte keine Ahnung, daß auch das eine Komödie war.

In Begleitung seiner Gemahlin Maria Charlotte, der Tochter des Königs Leopold I. von Belgien, verläßt der Erzherzog Ferdinand Maximilian in schönster Lebenskraft und Frische Europa, und setzt sich eine dornenvolle Kaiserkrone im fernen Westen aufs Haupt.

Ferdinand Maximilian und seine Gemahlin hatten sich durch den Kaiser Napoleon, und nur durch diesen, verleiten lassen, den mexikanischen Thron zu besteigen. Dieser, längst um einen Kandidaten für Mexiko's Krone verlegen, da er von mehreren Seiten ablehnende Antworten erhalten hatte, wußte den „politisch nicht sehr weit sehenden,"

an den neuen Befehlshaber in Mexiko wollte er wirklich den Staatsretter spielen, wofür das „regenerirte Mexiko Frankreich immer wohlgesinnt bleiben werde, nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch weil seine Interessen mit den französischen übereinstimmen." Neben Anderem äußert sich sodann der Kaiser weiter in seinem Briefe dahin, „daß es das Interesse Frankreichs sei, die Mexikaner, falls sie sich zur Monarchie entschließen würden, hierin zu unterstützen. Daß die Republik der Vereinigten Staaten stark sei und gedeihe, daran liege Frankreich etwas, aber, daß sie den ganzen Golf von Mexiko in Besitz nehme, sei durchaus nicht Frankreichs Interesse. Aufleben solle wieder in frischer Kraft die romanische Rasse in der neuen Welt. Kühn stecke Frankreich daher in Mexiko sein Feldzeichen auf, zum Aufbau der Monarchie, wenn die mexikanische Nation damit übereinstimme." Das waren die „napoleonischen Ideen" über Mexiko.

Diesem offenen Schreiben gegenüber erklärte der Kongreß der Republik Mexiko, der am 20. Oktober in der Hauptstadt des Landes sich wieder versammelt hatte, „nie und nimmermehr die geringste Einmischung in seine Angelegenheiten dulden zu wollen."

Der Vormarsch der französischen Armee unter Forey begann von Neuem erst Ende Oktober. Das Ziel war wieder Puebla. Siegreich in mehreren Gefechten, hatten doch die Truppen schwer von den sie auf allen Seiten umschwärmenden Guerilleros zu leiden, neben den vielen Schwierigkeiten, die der fast gänzliche Mangel an Wegen bot. Fünf Monate brauchte die französische Armee, um Puebla zu erreichen. Am 18. März 1863 sahen die Franzosen die Thore von der Stadt vor sich. Zwei Monate wurde die Stadt, die mit wahrem Heldenmuth sich vertheidigte, belagert. Am 17. Mai 1863 zogen die Franzosen in die eroberte Stadt ein, nachdem Ortega, der mexikanische General, zuvor alles Kriegsmaterial hatte zerstören lassen. Mit der Einnahme Pueblas lag für die Franzosen der Weg nach der Hauptstadt Mexiko offen, und am 5. Juni 1863 zog General Bazaine mit der ersten französischen Division in derselben ein. Der neue Marschall Frankreichs, Forey, folgte am 10. Juni nach. Wenige Tage vor dem Einzug der Franzosen hatte Juarez dieselbe verlassen, im Norden Stellung genommen und in San Luis de Potosi seinen Regierungssitz aufgeschlagen. Mit den Franzosen zogen mehrere durch die Partei des Juarez vertriebene Führer der Feudalen, der Priesterschaft und ihrer Anhänger in Mexiko ein; unter ihnen waren die Generale

Miramon, Marquez, Mejia und Almonte. Diese hatten sich der feindlichen Invasion angeschlossen, in der Hoffnung, ihre Partei durch Hilfe der Fremden wieder oben aufzubringen.

Während ein Theil der französischen Armee sich zu weiterer Verfolgung des Präsidenten Juarez aufmachte, blieb der Marschall mit dem andern in und vor der Hauptstadt liegen. Es wurde, nach Napoleons III. Rezept, eine „Notabelnversammlung“ ausgeschrieben, mit den von ihm in Frankreich erprobten Mitteln eine Komödie in Szene gesetzt. Durch den Vaterlandsverräther Almonte ließ er 215 gefüge oder feile sogenannte Volksvertreter auftreiben; und so wurde diese Versammlung von Männern beschickt, die theils persönliche, theils politische Gegner des Präsidenten Juarez waren. Dieser wurde zwar wohl zum Schein freie Hand zur Regelung ihrer inneren Angelegenheiten gelassen, aber doch war den Vertretern in verschiedener Weise nahe gelegt worden, daß eine Monarchie wohl die geeignetste Staatsform für Mexiko sein möchte. Die Versammlung war so gefällig, den Wink zu verstehen: sie beschloß am 12. Juli die Errichtung einer Erbmonarchie auf konstitutioneller Basis. Der Thron sollte dem österreichischen Erzherzog Ferdinand Maximilian angetragen werden. Mit diesem hatte der Kaiser Napoleon III. schon vorher Unterhandlungen angeknüpft und der Erzherzog hatte sich unter der Bedingung, daß „das mexikanische Volk in seiner Gesammtheit ihn rufe,“ geneigt gezeigt, die Krone anzunehmen; er war zwar allerdings auf den entschiedensten Widerspruch des Hauses Oesterreich gestoßen. Bei der allgemeinen Abstimmung ergab es sich, daß 2000 Gemeinden, die überwiegende Mehrheit, für ihn als Erbkaiser sich ausgesprochen hatten. Bei der dem kaiserlichen französischen Regime in diesem Punkte eigenen Gewandtheit war obiges Ergebniß vorauszusehen. Die Ehrlichkeit Maximilians aber hatte keine Ahnung, daß auch das eine Komödie war.

In Begleitung seiner Gemahlin Maria Charlotte, der Tochter des Königs Leopold I. von Belgien, verläßt der Erzherzog Ferdinand Maximilian in schönster Lebenskraft und Frische Europa, und setzt sich eine dornenvolle Kaiserkrone im fernen Westen aufs Haupt.

Ferdinand Maximilian und seine Gemahlin hatten sich durch den Kaiser Napoleon, und nur durch diesen, verleiten lassen, den mexikanischen Thron zu besteigen. Dieser, längst um einen Kandidaten für Mexiko's Krone verlegen, da er von mehreren Seiten ablehnende Antworten erhalten hatte, wußte den „politisch nicht sehr weit sehenden,“

aber thatendurstigen, als Mensch sehr edeln und sonst vielseitig begabten Erzherzog zu gewinnen. Geldverlegenheiten, von denen Maximilian in bedenklicher Weise bedrängt war, wie auch die Eitelkeit seiner ihn beherrschenden Gemahlin mochten mitbestimmend eingewirkt haben.

Mochten nun noch so triftige Gründe den idealistischen Schwärmer von Miramare bestimmen, nach jener fremden Krone zu greifen, so zeigt doch eben dieß wieder von seiner politischen Kurzsichtigkeit. Denn Niemand, der irgend mit dem Gegebenen rechnete, konnte sich verhehlen, daß damals, als Maximilian Europa verließ, das mexikanische Kaiserreich schon eine Unmöglichkeit geworden war: die amerikanischen Nordstaaten hatten der Hauptsache nach über den Süden gesiegt. Daß die Union, die in gewaltigem Ringen ihre innere Kraft erprobt hatte, einen Kaiserthron in ihrer unmittelbaren Nähe, an ihrer Gränze, nicht dulden werde, war vorauszusehen. Zugleich hatte auch Maximilian in einem Vertrage, den er mit Napoleon eingegangen hatte, Verpflichtungen übernommen, die von ihm mit dem besten Willen bei der allseitigen Zerrüttung Mexiko's nicht zu erfüllen waren, und die, selbst wenn Mexiko nicht so zerrüttet gewesen wäre, wie es in der That war, dasselbe hätten zu Grunde richten müssen.

Es fehlte Erzherzog Max, diesem Romantiker edelsten Charakters, aller politische, aller staatsmännische Blick, und Viele sahen mit stiller Wehmuth ihn am 12. Juni 1864 in der Hauptstadt Mexiko als Kaiser einziehen. Gar bald mußte er auch erfahren, daß Vieles anders war, als ihm vorgespiegelt worden war. Sympathieen fand er wenig. Land und Volk war nicht für das Kaiserreich, und Juarez, der zwar von General Bazaine auf nordamerikanisches Gebiet hinübergedrängt worden war, gewann immer mehr wieder an Macht und Ansehen. Das nördliche Mexiko huldigte nie eigentlich dem Kaiserreich; dort fand auch der nach kurzer Zeit wieder auf mexikanischem Boden hervorgetretene Präsident den günstigen Boden, um unterstützt, vorerst nur im Geheimen, von der nordamerikanischen Regierung, den Kampf gegen das Kaiserreich von Neuem aufzunehmen.

Eine Vereinigung der Parteien, die Maximilian anfangs angestrebt hatte, wußte er nicht zu erzielen. Er warf sich sodann der liberalen Partei in die Arme. Doch bald fiel diese von ihm ab. Er hatte es nicht verstanden, ihren Wünschen und Hoffnungen entgegenzukommen, ihre Bahnen und Wege zu gehen. Er versuchte es mit der Geistlichkeit und den Feudalen: mit seiner Halbheit genügte er

diesen nicht. Nie wurden sie wirklich seine Freunde. So schwankte er hin und her, haltlos wie sein Thron, der fast nur durch eine Fremdenlegion und 25,000 Franzosen gestützt wurde. Diese gaben sich als die eigentlichen Herren im Lande und verbreiteten Furcht und Schrecken überallhin durch Erschießen und Hängen, durch Vermögenskonfiskationen und Gefängniß. Bazaine, der seitdem von den Franzosen selbst der „Schlächter von Mexiko" genannt wurde, mit seiner französischen Soldateska brachte es dahin, daß die Herzen der wenigen Mexikaner, die im Kaiser den Retter ihres armen Vaterlandes gefunden zu haben glaubten, sich von ihm abwandten. Bazaine hatte es ausgesonnen, dem Kaiser vorgelegt und endlich, fast mit Gewalt, abgerungen jenes *Dekret vom 3. Oktober 1865*, das Maximilian so verhängnißvoll werden sollte. Mehrere Tage lang hatte der Kaiser die Unterschrift zu diesem Blutbefehl, nach welchem „*alle mit den Waffen ergriffenen Republikaner inner 24 Stunden dem Tode durch Standrecht verfallen sein sollten,*" verweigert; Bazaine zwang sie dem krank darniederliegenden Max ab. Durch dieses Blutdekret waren die *regulären* Truppen des gesetzmäßigen Präsidenten der Republik einer Räuber- und Mörderbande gleichgestellt, und ohne richterliches Verfahren wurden mehr als 2000 Mann hingemordet, die nichts Anderes begangen hatten, als daß sie keine Verräther an der Republik wurden, sondern ihrem Eide und der Verfassung treu blieben.

Drohte dem Kaiser Max schon durch Juarez und die Parteien im eigenen Lande große Gefahr für seine Existenz, so war es doch die nordamerikanische Union, die ihm die letzte Stütze seines schwanken Thrones entzog. Sowie dieselbe wieder Herrin im eigenen Hause geworden war, trat sie für Juarez und die mexikanische Republik offen auf und ein für die „Monroedoktrin." Sie erklärte, keine europäische Macht habe das Recht, sich in die inneren Angelegenheiten von Staaten Amerika's einzumischen, bestritt darum Frankreich die Befugniß, seine staatsrettenden Plane in Mexiko zur Geltung bringen zu dürfen, und verlangte bündig vom Pariser Kabinett den Abzug der französischen Truppen aus Mexiko. Die Union drohte Frankreich mit Krieg. Diesen konnte Napoleon nicht wagen. Frankreich hatte sich in Mexiko verblutet. Es hat dort mehr Einbuße an Geld und Leuten erlitten, als offiziell zugestanden worden ist. Der Staatsretter mußte seine Plane für Mexiko fallen lassen und sich zum Nachgeben entschließen:

bis zu einem bestimmten Termine sollte die französische Armee den mexikanischen Boden verlassen haben.

Napoleon verleugnete seine Schöpfung und ließ rath- und hilflos Maximilian in Mexiko zurück. Seine Gemahlin, die Kaiserin Charlotte, versuchte das Letzte. Sie schiffte sich in Verakruz ein und nach wenigen Wochen stand sie vor dem eidvergessenen Kaiser in den Tuilerien, um ihn an sein gegebenes Wort zu mahnen. Kalt und herzlos hörte und sah er die Bitten und Thränen der verzweifelnden Frau. Beim Papste, an den sie sich in ihrer höchsten Noth wandte, fand sie gleichfalls keine Unterstützung. Gebrochen an Leib und Seele suchte die geprüfte Fürstin ihr Schloß Miramare auf, wo sie so glückliche Tage verlebt hatte. — Die Nacht der Schwermuth und des Wahnsinns hatte ihren Geist umfangen; im Oktober 1866 schon, in Rom, hatte die Sinnenerschütterung ihren ersten Ausbruch gehabt.

Maximilian war entschlossen, auf seinem Posten zu bleiben, wenn auch treulos, mit teuflischer Kälte, derjenige, welcher ihn zum Angriff auf den mexikanischen Freistaat verführt und zum Kaiser von Mexiko gemacht hatte, ihn im Stiche ließ. In diesem Entschlusse befestigte ihn die Priesterschaft, auf welche er sich allein noch einigermaßen noch stützen konnte. Auch ohne französische Hilfe glaubte diese, die Monarchie und mit dieser die Herrschaft ihrer Partei erhalten zu können. Sie versprach dem Kaiser, mit ihrem ganzen Einfluß für ihn einzutreten, auch Geld und eine Armee zu schaffen. Aber gerade das Letztere war ein Versprechen, das sie nicht halten konnte, oder aber auch, da sie doch im Verlaufe des Kriegs mehr und mehr erkennen mußte, daß die Monarchie unhaltbar geworden sei, vielleicht nicht halten wollte. Vertrauend auf die Zusagen der Priesterpartei berief der Kaiser einen Kongreß nach Mexiko, dem er die Entscheidung über sein und des Landes weiteres Geschick vorlegen wollte. Dieser kam nicht zu Stande; denn die republikanische Armee, die nach dem Abzuge der Franzosen leichtes Spiel hatte, war unter Juarez Oberleitung rasch aus dem Norden vorgedrungen und hatte sich einer Provinz nach der andern wieder bemächtigt. Nur wenige Landstriche und Städte blieben dem Kaiser, unter letzteren die Hauptstadt Mexiko und der Weg von dieser über Orizaba nach Verakruz an's Meer. Kam nun auch nicht eine Nationalversammlung zu Stande, so traten doch seine Anhänger im kaiserlichen Residenzschlosse zu Mexiko zusammen, um zu berathen und zu beschließen, was ferner zu thun. Die Abdankung wurde verworfen und der Widerstand gegen die Republikaner

beschlossen. In diesem ungleichen Kampfe mußte die Monarchie unterliegen. Noch stand Maximilian der Weg nach Europa offen, aber der ritterliche Kaiser wollte nicht feige der drohenden Gefahr ausweichen, er wollte sie theilen mit den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, und mit ihnen siegen oder fallen.

Rasch eilte die mexikanische Tragödie dem letzten Akte zu. Noch standen französische Truppen auf mexikanischem Boden, sie harrten in Verakruz der Einschiffung, als der Kaiser Maximilian die Hauptstadt verließ und sich nach Queretaro zog, begleitet von den letzten Getreuen, wenigen Tausenden. Aber auch unter diesen sollte sich ein Verräther finden. Oberst Lopez hat durch diese That seinen Namen dem Vergessenwerden entrissen.

Eskobedo, der republikanische General, nahm den Kaiser am 15. Mai 1867 in der Stadt Queretaro gefangen. Ein Kriegsgericht trat über ihn zusammen und verurtheilte das Opfer einer napoleonischen Intrike am 14. Juni zum Tode durch Erschießen. Neben vielen andern Anklagen war jener Blutbefehl des 3. Oktober 1865, den General Bazaine dem unglücklichen Kaiser abgezwungen hatte, es vornehmlich, was sein Schicksal entschied. Juarez hätte ihn gerne gerettet, aber die in Mexiko noch allgemein herrschende Ansicht von der „Blutrache" machte es ihm unmöglich: die Angehörigen der in Folge jenes kaiserlichen Dekrets hingemordeten Tausende schrieen nach dem Blute des Kaisers als Sühne. Juarez mußte dem Richterspruch seinen Lauf lassen, sein eigenes Leben stand sonst auf dem Spiele. In der Morgenfrühe fiel Maximilian, von mehreren Kugeln durchbohrt, kriegsrechtlich erschossen. Er blieb im Sterben fest als ein Held. Dasselbe Schicksal theilten die Generale Miramon und Mejia. Was das österreichische Kaiserhaus mit seinen Kriegsgerichten in den Jahren 1848 und 1849 so vielen Hunderten bereitet hatte, trat Vielen in Europa in Erinnerung: ein gleiches Geschick ereilte den Sprossen dieses Fürstenhauses vor Queretaro am 19. Juni 1867. —

Mit Maximilians Fall vollzog sich der Sieg der Republikaner vollends rasch. Nach wenigen Tagen fielen die Städte Mexiko und Verakruz in ihre Hände. Das mexikanische Kaiserreich hatte aufgehört und in seine Rechte trat wieder der mexikanische Freistaat, an dessen Spitze als Präsident wieder Juarez steht, der mit kräftiger Hand Ordnung schafft in den Wirrnissen und mit Energie und Strenge gegen die Unruhstifter vorgeht. Mit dem kläglichen Untergang des Kaiserreichs ist die mehrfach geäußerte Behauptung, daß in Mexiko

mehr der Stoff zu einer Monarchie als zu einer Republik liege, auf das Schlagendste widerlegt.

Am 18. Juni 1868 sah die Kaiserstadt Wien einen pomphaften Trauerzug vom Südbahnhof zu der Kapuzinerkirche sich bewegen. In der Kaisergruft dort wurde an diesem Tage Maximilian I. von Mexiko beigesetzt.

So endete das große Trauerspiel, das Napoleon der Dritte mit frivoler Unkenntniß der Sachlage, der Parteien wie des Grund und Bodens in Mexiko in Scene gesetzt hatte. Mit trügerischem Spiele hatte er den edlen Erzherzog verlockt, die Hauptrolle in seiner Intrike zu übernehmen. Maximilian war von dem Augenblick an verloren, da er sich mit dem satanischen Napoleoniden eingelassen hatte; das Eingehen Maximilians auf ein Zusammenhandeln mit diesem hieß so viel, als einen Bund mit der Hölle schließen. Wortbrüchig überließ er ihn mit kaltem Blute seinem Schicksal, und tragisch schloß das mexikanische Kriegsspiel mit der Hinrichtung Maximilians und mit dem Wahnsinn der belgischen Königstochter, seiner Gemahlin.

3. Die Kämpfe auf dem Gebiete der nordamerikanischen Union bis zum Siege der Freiheit über die südstaatliche Rebellion.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika wuchsen an Bevölkerung durch die mit jedem Jahre zunehmenden Einwanderungen aus Europa reißend schnell; zumal seit den Bewegungsjahren 1848 bis 1849 verstärkte sich das deutsche Element in dem großen überseeischen Freistaat, und Ackerbau, Gewerbe und Handel nahmen einen riesenhaften Aufschwung. Der Freistaat strotzte bald von Reichthum. Aber mit dem Uebermaß des so schnell gewonnenen Reichthums zogen auch alle die übeln Folgen ein, welche damit von jeher verbunden waren. Die republikanischen Sitten, die Einfachheit und Reinheit des Lebens, wurden vergiftet durch den täglich wachsenden Geldüberfluß und sein Gefolge, die Laster aller Art. Dies war besonders stark in den Südstaaten der großen nordamerikanischen Bundesrepublik. Hier in diesen Südstaaten war die Gesellschaft durch die eingewanderten Europäer schon von Anfang an mehr aristokratisch angelegt.

Der englische Adel, welcher, wie es den Spaniern und Portugiesen in Mittel- und Südamerika geglückt war, auch in Nord-

amerika's südlichen Gebieten Goldberge zu erwerben hoffte, war es gewesen, welcher den Grund dazu gelegt hatte. Der ersten englischen Einwanderung Nordamerika's unter Walter Raleigh war keine andere Absicht vorgelegen, als ein genügendes Auskommen in der neuen Welt zu gewinnen, weil die Uebervölkerung der alten Heimath das nicht mehr gestattete. Aber leider bald genug war hinter dieser ersten englischen Einwanderung drein eine andere gefolgt, deren Führer die Habsucht und die Herrsucht zu alleinigen Triebfedern hatten. Diese Führer waren bemittelter englischer Adel, unter sich und für sich freisinnig, wie es alle Verständigen unter den Tory's sind, aber dabei eingefleischte Aristokraten, welche darauf ausgingen, ein jeder ein kleiner König in dem Gebiete zu werden, welches die auf seine Kosten mit ihm dort eingewanderten armen Leute in Besitz nehmen würden. Das mittelalterliche Junkerthum, welches heute noch den Tory's in Alt-England nicht ganz aus den Köpfen hinaus ist, brachten diese englischen Adeligen mit hinüber.

Da bei der wachsenden Uebervölkerung Großbritanniens die Auswanderung aus der alten Heimath auf Kosten der drüben angesessenen Junker sehr zahlreich wurde und fort und fort ging, aber die europäischen Naturen und Gliedmaßen unter der sengenden Sonnenhitze des Climas der Südstaaten Nordamerika's nicht aushaltig sich zeigten, kamen bald genug, schon im Jahre 1620, die Herren dieses großen Theils des Bodens von Nordamerika, welche den Gedanken und Brauch mittelalterlicher und antichristischer Hörigkeit und Leibeigenschaft auf den Boden der neuen Welt sogar vom freien England aus übergepflanzt hatten, auf den Beschluß, solche Menschen der Erde, welche das heiße Clima mit gutem Ertrag der Arbeit aushalten könnten, auch bei sich einzuführen, d. h. statt der bisherigen dem Clima unterlegenen Europäer, Sclaven aus Afrika. Diese englischen Junkerfamilien ahmten von 1620 an die Negersclaverei der westindischen Inseln nach, und die Neger Afrika's ersetzten die aussterbenden „armen Leute" europäischer Art. So begann eine neue Art von Herrenthum in Virginien und Maryland und andern südlichen Staaten Nordamerikas: aus Ansiedlern wurden Pflanzerfürsten. Sie dehnten ihre Pflanzungen immer weiter über die Jagdreviere der Rothhäute aus, immer größer wurde die Zahl der Negersclaven, mit welchen die einzelnen Besitzer ihre Ländereien bebauten und aus Tabak und Baumwolle, aus Mais und Reis, aus Kaffee- und Zuckerpflanzungen zogen sie ungeheure Reichthümer. Schon am Schluß der ersten Hälfte unsers

mehr der Stoff zu einer Monarchie als zu einer Republik liege, auf das Schlagendste widerlegt.

Am 18. Juni 1868 sah die Kaiserstadt Wien einen pomphaften Trauerzug vom Südbahnhof zu der Kapuzinerkirche sich bewegen. In der Kaisergruft dort wurde an diesem Tage Maximilian I. von Mexiko beigesetzt.

So endete das große Trauerspiel, das Napoleon der Dritte mit frivoler Unkenntniß der Sachlage, der Parteien wie des Grund und Bodens in Mexiko in Scene gesetzt hatte. Mit trügerischem Spiele hatte er den edlen Erzherzog verlockt, die Hauptrolle in seiner Intrike zu übernehmen. Maximilian war von dem Augenblick an verloren, da er sich mit dem satanischen Napoleoniden eingelassen hatte; das Eingehen Maximilians auf ein Zusammenhandeln mit diesem hieß so viel, als einen Bund mit der Hölle schließen. Wortbrüchig überließ er ihn mit kaltem Blute seinem Schicksal, und tragisch schloß das mexikanische Kriegsspiel mit der Hinrichtung Maximilians und mit dem Wahnsinn der belgischen Königstochter, seiner Gemahlin.

3. Die Kämpfe auf dem Gebiete der nordamerikanischen Union bis zum Siege der Freiheit über die südstaatliche Rebellion.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika wuchsen an Bevölkerung durch die mit jedem Jahre zunehmenden Einwanderungen aus Europa reißend schnell; zumal seit den Bewegungsjahren 1848 bis 1849 verstärkte sich das deutsche Element in dem großen überseeischen Freistaat, und Ackerbau, Gewerbe und Handel nahmen einen riesenhaften Aufschwung. Der Freistaat strotzte bald von Reichthum. Aber mit dem Uebermaß des so schnell gewonnenen Reichthums zogen auch alle die übeln Folgen ein, welche damit von jeher verbunden waren. Die republikanischen Sitten, die Einfachheit und Reinheit des Lebens, wurden vergiftet durch den täglich wachsenden Geldüberfluß und sein Gefolge, die Laster aller Art. Dies war besonders stark in den Südstaaten der großen nordamerikanischen Bundesrepublik. Hier in diesen Südstaaten war die Gesellschaft durch die eingewanderten Europäer schon von Anfang an mehr aristokratisch angelegt.

Der englische Adel, welcher, wie es den Spaniern und Portugiesen in Mittel- und Südamerika geglückt war, auch in Nord-

amerika's südlichen Gebieten Goldberge zu erwerben hoffte, war es gewesen, welcher den Grund dazu gelegt hatte. Der ersten englischen Einwanderung Nordamerika's unter Walter Raleigh war keine andere Absicht vorgelegen, als ein genügendes Auskommen in der neuen Welt zu gewinnen, weil die Uebervölkerung der alten Heimath das nicht mehr gestattete. Aber leider bald genug war hinter dieser ersten englischen Einwanderung drein eine andere gefolgt, deren Führer die Habsucht und die Herrsucht zu alleinigen Triebfedern hatten. Diese Führer waren bemittelter englischer Adel, unter sich und für sich freisinnig, wie es alle Verständigen unter den Tory's sind, aber dabei eingefleischte Aristokraten, welche darauf ausgingen, ein jeder ein kleiner König in dem Gebiete zu werden, welches die auf seine Kosten mit ihm dort eingewanderten armen Leute in Besitz nehmen würden. Das mittelalterliche Junkerthum, welches heute noch den Tory's in Alt-England nicht ganz aus den Köpfen hinaus ist, brachten diese englischen Adeligen mit hinüber.

Da bei der wachsenden Uebervölkerung Großbritanniens die Auswanderung aus der alten Heimath auf Kosten der drüben angesessenen Junker sehr zahlreich wurde und fort und fort ging, aber die europäischen Naturen und Gliedmaßen unter der sengenden Sonnenhitze des Climas der Südstaaten Nordamerika's nicht aushaltig sich zeigten, kamen bald genug, schon im Jahre 1620, die Herren dieses großen Theils des Bodens von Nordamerika, welche den Gedanken und Brauch mittelalterlicher und antichristischer Hörigkeit und Leibeigenschaft auf den Boden der neuen Welt sogar vom freien England aus übergepflanzt hatten, auf den Beschluß, solche Menschen der Erde, welche das heiße Clima mit gutem Ertrag der Arbeit aushalten könnten, auch bei sich einzuführen, d. h. statt der bisherigen dem Clima unterlegenen Europäer, Sclaven aus Afrika. Diese englischen Junkerfamilien ahmten von 1620 an die Negersclaverei der westindischen Inseln nach, und die Neger Afrika's ersetzten die aussterbenden „armen Leute" europäischer Art. So begann eine neue Art von Herrenthum in Virginien und Maryland und andern südlichen Staaten Nordamerikas: aus Ansiedlern wurden Pflanzerfürsten. Sie dehnten ihre Pflanzungen immer weiter über die Jagdreviere der Rothhäute aus, immer größer wurde die Zahl der Negersclaven, mit welchen die einzelnen Besitzer ihre Ländereien bebauten und aus Tabak und Baumwolle, aus Mais und Reis, aus Kaffee- und Zuckerpflanzungen zogen sie ungeheure Reichthümer. Schon am Schluß der ersten Hälfte unsers

Jahrhunderts gab es in Nordamerika's Südstaaten vier Millionen farbige Sklaven, während der Plantageherren, der Sklavenhalter, es nur wenige waren.

Diese südlichen Pflanzer waren aber vermöge ihrer außerordentlichen Reichthümer und ihrer politischen Bildung, sowie durch die Geschlossenheit ihrer fest zusammenhaltenden Partei die erste Macht in den vereinigten nordamerikanischen Staaten. Die Befreiung dieser Colonien von dem englischen Mutterlande und die Schöpfung des Bundes der vereinigten Freistaaten Nordamerika's waren hauptsächlich von ihnen ausgegangen. Jahrzehente lang hatten diese südlichen Staaten aus ihrer Mitte dem großen amerikanischen Bund den Präsidenten gegeben und alle bedeutenden Aemter mit Männern ihrer Partei besetzt. Auch im nordamerikanischen Parlamente, im „Congreß," gaben sie den Ton an, sie diktirten die Gesetze. Sie hatten, sobald die Selbstständigkeit derselben errungen war, es bei sich eingeführt, ihre Söhne nach Paris herüber zu schicken, um sie dort erziehen zu lassen.

Mit der geistigen und politischen Bildung Frankreichs, mit den gesellschaftlichen Vorzügen der Pariser Gesellschaft, aber auch mit den raffinirten Genüssen und Lastern derselben, kehrten diese Söhne dann nach einer Zahl Jahre in ihre Plantagen-Fürstenthümer und in ihre Südstädte zurück. An geistiger wie an politischer Bildung und an Lebensgewandtheit waren sie auf diesem Wege den Söhnen der nördlichen Staaten überlegen geworden, und die Präsidenten, selbst südstaatliche Männer, holten natürlich aus der Zahl der so gebildeten südstaatlichen Söhne am liebsten ihre Leute für die von ihnen zu besetzenden Staatsämter. Die Erbsünde des antichristischen Hochmuths, welcher sich eines besseren Blutes, als das Blut gewöhnlicher Menschen ist, zu sein wähnt, brachten die Söhne und die Töchter der Sclavenhalter schon aus Mutterleib mit auf die Welt; sie hörten und sahen in ihrer Kindheit nichts Anderes, als daß sie unermeßlich reich und zu Herren geboren seien; sie ließen die Freiheit gelten, aber nur für sich, für ihre Kaste, und auch wenn sie sich Jahre lang in dem Lande Europa's aufgehalten hatten, in welchem für diesen Erdtheil die Menschenrechte wieder erfunden worden waren, so brachten sie davon so wenig in die Heimath zurück, als sie die Menschenrechte und die Menschenwürde in ihren Gebieten anerkannten, wie solche im eigenen Heimathland schon vor der französischen Revolution durch die Verfassung der Vereinigten Staaten als leitendes Prinzip anerkannt

waren. Nie und nirgends in der Welt hat sich die Aristokratie in so häßlicher Erscheinungsform gezeigt, als in diesen Sclavenhaltern.

Es war die Aristokratie der hartgesottenen Selbstsucht, der gefühllosesten Grausamkeit; viele lehrten durch Wort und Beispiele ihre Söhne und ihre Töchter, Wollust und Kitzel ihres Herrschaftsgefühls darin zu suchen und zu finden, daß sie sich in Quälereien und Mißhandlungen ihrer Sclaven übten; die oft ohne allen Grund geschwungene Peitsche war noch eines der mildesten Mittel, den Sclaven oder die Sclavin den Unterschied zwischen ihnen und ihren Herren und Herrinnen empfinden zu lassen. Nicht alle, aber die meisten dieser Herren und Herrinnen waren zu Tyrannen auf ihren ausgedehnten Ländereien geworden. Unwissenheit und bezahlte Federn haben diese Lords und Ladys des nordamerikanischen Südens als die Ritter und Edeldamen gepriesen; in Wahrheit waren sie die Lords und die Ladys der Gemeinheit und der Menschenquälerei; viele davon entmenscht und verthiert. Waffengeübt waren sie, diese Herren der großen Jagden, auch schlagfertig und gleich zur Hand mit Dolch und Revolver, selbst in den heiligen Säulengängen des Congreßhauses; ihr Christenthum war Blasfemie, ihr Frommthun ein teuflischer Hohn auf die Gebote der Christuslehre.

Es konnte nicht fehlen, es mußte die Zeit kommen, in welcher die Männer der Nordstaaten mit diesen Lords der Südstaaten zusammenstießen, zuerst auf dem Gebiet des geistigen Kampfes, dann auf dem Schlachtfeld.

Die meisten Nordstaaten hatten nie mit Sklaven ihre Ländereien bebaut. Sie waren nicht entstanden durch reiche spekulirende Junker Altenglands, sondern durch puritanische Flüchlinge, welche vor den Verfolgungen der englischen Könige und Despoten Jakobs I. und Karls I. ihren G l a u b e n, ihr strenges evangelisches Christenthum und die damit zusammenhängende Freisinnigkeit in Staats- wie Kirchensachen zuerst in das freie Holland und später von da nach Nordamerika gerettet hatten. Schön und wahr zeugt von ihnen jede Nachricht aus ältester und neuester Zeit, von Feinden wie vor Freunden der republikanischen Staatsform. Sie stimmen darin überein, daß diese Puritaner, Republikaner aus religiöser Ueberzeugung, mit dieser ihrer politischen Anschauung religiösen Ernst, Fleiß und Thatkraft herüber gebracht haben, und damit die Ausdauer, welche in fortgesetztem Kampf mit dem unwirthlichen Klima und wilden anwohnenden Stäm-

men der Eingebornen aus ödem Lande die erste Republik Massachusetts geschaffen haben.

Ganz entgegengesetzt dem System der ihre Ländereien durch Sclaven bebauenden, früher herübergekommenen Junker der Südstaaten und ihrem menschenverachtenden und menschenentwürdigenden Despotismus, wurden diese Nordeinwanderer, diese Demokraten aus christlicher Ueberzeugung, vornherein der Gegensatz gegen die junkerlichen Sclavenhalter des Südens; sie wurden der Grundstamm der Bevölkerung der nördlichen Gebiete der nordamerikanischen Union, welche sich noch heute durch demokratische Gesinnung und Sitte, durch allgemeine Arbeitsamkeit und Ausdauer und schroff republikanischen Charakter auszeichnet. Diese erste Bevölkerung der Nordstaaten erhielt bald genug reichen Zustrom durch solche Einwanderer aus Altengland, welche der nach Cromwells Tod erfolge Sturz der englischen Republik und die darauf folgende gräuliche Reaktion unter Karl II. und Jakob II., diesen beiden scheußlichen Gestalten auf dem Thron Englands, aus dem Heimathlande trieben, weil hüben für die ihrem Glauben und ihrer politischen Ueberzeugung getreu Bleibenden der Galgen permanent war.

Ueberaus zahlreich waren diese Schaaren puritanischer d. h. demokratisch-republikanischer Einwanderer, deren politische Ueberzeugung lediglich nur ein Sprosse ihres religiösen Glaubens war, welcher mehr auf das Alttestamentliche, auf dessen Theokratie, als auf das jeder Staatsform, welche die Würde des Menschen als das Höchste achtet, sich anschließende Neutestamentliche fußte. Diese Einwanderer hatten in kurzer Zeit die Colonien Rhode-Island, New-Hampshire, Vermont, Connecticut, Kentucky gegründet, und trotzdem, daß sie vom Königreich Großbritannien abhingen, war der republikanische Geist, von ihrem religiösen Glauben genährt, das Bleibende und Herrschende in diesen Nordstaaten. Da die Quäkerkolonie Pennsylvanien allen denen, welche wegen ihrer politischen oder religiösen Ueberzeugung in Europa verfolgt waren, auf dem Boden ihrer Niederlassungen eine Freistatt gewährte, so kamen aus allen Ländern Europas freisinnige Menschen in Schaaren herbei und es entstand dadurch ein Volk in dieser großen Quäkerkolonie, in welchem ein weitherziges Weltbürgerthum ausgeprägt war, und welches im Lichte voller Gewissensfreiheit, unter dem Segen eines praktischen Christenthums mit dem Ernst und der Charakterfestigkeit, welche die Ueberzeugungstreue gibt, in brüderlichem Bunde mit den Quäkern zum Wachsthum des Wohlstands und der bürgerlichen Freiheit fortarbeitete.

Die europäischen Wirren und Nöthen, von der französischen Revolution am Schluß des vorigen Jahrhunderts an, bis zu dem Jahre 1849 und den folgenden Jahren führten Millionen Köpfe aus Frankreich und den andern romanischen Staaten, weitaus aber die Mehrheit davon aus Deutschland auf den Boden der nordamerikanischen Freistaaten hinüber; darunter eine große Zahl edelster überzeugungstreuer Menschen, wohl aber neben diesen auch viele, sehr viele, welche nur die Noth aus dem Heimathland hinübertrieb, aber auch diese brachten arbeitsfähige Arme, Anstelligkeit, Geschicklichkeit und Treue größtentheils mit hinüber, wie jene durch ihre politische Bildung und ihre wissenschaftliche Kenntnisse und Befähigung die Nordstaaten bereicherten und hoben. Schon jetzt zählt die Gesammtrepublik der amerikanischen Freistaaten ihre deutschen Eingewanderten und deren Nachkommen nach vielen Millionen Köpfen. Alle die, welche nach Amerika hinübergingen, verließen die Heimath, nicht um drüben Sklaven zu werden, sondern um freier zu werden, als sie es zu Hause hatten, sei es nun freier im politischen Sinn, oder freier in der Erwerbsfähigkeit. Alle diese Eingewanderten aus Europa brachten jedenfalls Ein Gemeinsames mit, den Haß gegen jede Art von Sklaverei.

Der neuenglische Republikanismus der demokratischen Puritaner hatte sich in der großen Revolution, aus welcher die nordamerikanischen Freistaaten hervorgingen, vorherrschend gemacht. Engländer und Franzosen, Irländer und Deutsche, Holländer, Spanier und die in freundliche Verhältnisse zu den Freistaaten getretenen Indianerstämme folgten dieser Strömung. Aber bald genug nach der Revolution trat jene Sklavenhaltersaristokratie des Südens in den Vordergrund und riß die Herrschaft über die vereinigten Staaten an sich.

In einzelnen Ansiedlungen des Nordens war nie ein Sklave gehalten worden, theils aus religiösen Gründen, theils weil die Beschaffenheit des Bodens, und die Art seiner Bebauung die Arbeitskräfte der Neger entbehrlich machten; vorzüglich aber verdrängte die massenhafte Einwanderung tüchtiger und fleißiger Menschen aus Europa die Negersklaven auch aus denjenigen Nordstaaten, in welchen solche gehalten waren. Die Herrschaft der übermüthigen und keineswegs ritterlichen Junker des Südens wurden den Bürgern der Nordstaaten mit jedem Tag unerträglicher. Eine Handvoll südstaatlicher Aristokraten war tonangebend und regierend geworden in den auf demokratischer Grundlage aufgebauten Vereinigten Staaten und ihre Anmaßungen steigerten sich mit jedem Tage bis zum Hohn, ja bis

zum offenen Mord an ihren Gegnern. Dieses südstaatliche Herrenthum, das sich in der Bundesrepublik Nordamerikas breit machte, nahm sich unendlich mehr heraus in Wort und That, als das Junkerthum in monarchischen Staaten Europas sich herausnahm oder herausnehmen durfte.

Dieses freche südherrliche Element, das sich in allen Staatsämtern festgesetzt hatte, forderte von selbst den Widerstand aller echten Republikaner in den Nordstaaten heraus. Aber dieser Widerstand empfing erst die zu einem Erfolg nöthige Macht durch die Einwanderungen seit den mißlungenen Freiheitsbewegungen der deutschen Völker Europas, seit 1849. Eine gewaltige Summe an Geistes-Kraft hatte Deutschland an Nordmerika auf Einmal abgegeben, und zum Erstenmal trat das deutsche Element, welches sich schon seit lange drüben zu großen Massen angesammelt hatte, als eine politische Macht hervor: neben dem Norden und dem Süden der Freistaaten trat als dritte Macht auf — der nordamerikanische Westen, der deutsche Westen. Hier war im Laufe von ein paar Jahrzehnten vollends ein großes reges Leben in Ackerbau, Gewerbefleiß, wissenschaftlicher Thätigkeit und Geistesarbeit jeder Art in Blüthen und Früchten zu Tage getreten, und der deutsche Nordwesten fing an, dem neuenglischen Nordosten der Vereinigten Staaten sich ebenbürtig zu fühlen und sich ihm gleich zu stellen, vorerst in freundlicher Gesinnung, als Bundesgenosse, als ein durch Zahl, tüchtige Arbeitskraft, Freiheitssinn, Geistesgaben und vielseitige Kenntnisse ausgezeichneter Mitstreiter zum Sturz des südstaatlichen Junkerregiments.

Dieser deutsche Westen im Bunde mit dem neuenglischen Osten der Nordstaaten brachte nicht bloß einen eben so großen Haß gegen das südstaatliche Junkerregiment, sondern auch die geistigen Mittel mit, welche nöthig waren, diese Südherren in der öffentlichen Meinung zu bekämpfen. Gerade an diesen geistigen Mitteln war zuvor großer Mangel in den Nordstaaten gewesen. Seit dem Scheitern der Freiheitsbewegung Deutschlands im Jahre achtzehnhundert und achtundvierzig hatten sich die Nordamerikanischen Schulen und Hochschulen und insbesondere die nordstaatliche Presse bereichert mit Männern deutscher Wissenschaft. Der Eingewanderten dieser Art war eine große Zahl, und darunter sehr viele, welche durch ihre Erfahrung in der Politik und durch ihre gewandte publizistische Feder ausgezeichnet waren, und den Universitäten, den öffentlichen Versammlungen und Vereinen, den Tagblättern und Zeitschriften einen gewaltigen Auf-

schwung brachten. In ihnen war zum Erstenmal der deutsche Geist massenhaft in der Rüstung der Wissenschaftlichkeit und der Kunst, die Ergebnisse derselben volksthümlich für die Freiheit zu verwerthen, auf nordamerikanischem Boden aufgetreten. Die Deutschen Zeitungen wurden schnell eine Macht, und selbst in den Redaktionen der englisch geschriebenen Blätter, zumal in den größeren und größten Hauptstädte-Zeitungen waren deutsche Geisteskräfte die vorzüglichsten Mitarbeiter.

In diese Lande der kalt-verständigen, eigennützigen Berechnung, welche sogar in den Nordstaaten nahe daran war, den großen Ideen, auf welche die nordamerikanischen Freistaaten gegründet worden waren, in großer Mehrheit abtrünnig zu werden und die Sonderinteressen einzelner Häuser und einzelner Landschaften dem großen allgemeinen Wohl überzuordnen, waren die idealen Flüchtlinge Deutschlands eingewandert und brachten wieder den nöthigen idealen Geist als einen neuen Sauerteig in dieses nordamerikanische Leben hinein. Der Idealismus, welcher in Deutschland zu weit gegangen war, fand drüben in Amerika bald seine Rechtstellung, und diente dazu, den nordamerikanischen Realismus und Materialismus aufs Neue zu durchgeistigen und so Staat und Volk vorerst davor zu bewahren, daß diese beiden Richtungen sie nicht in Fäulniß und Verderbniß brachten.

Diese Deutschen des Westens bildeten mit den deutschen und englischen Abkömmlingen des Nordostens eine große Partei, welche sich ausschließlich die „republikanische" Partei nannte. Diese geschlossene und immer mehr anwachsende Verbindung der Republikaner des Nordens bekämpften zunächst, mit der Macht des Wortes in der Presse und in Versammlungen die Anmaßungen der Junker aus den Sklavenstaaten und ihre Herrschaft. Vornherein hatten sie sich ihr Ziel festgestellt, den Sturz des südstaatlichen Junkerregiments. Aber nur nach und nach war das möglich. Nur Stück für Stück war das von ihnen besetzte Terrain zu erobern, es galt zunächst, die öffentliche Meinung, damit die Mehrheit im Congreß, dann die Wahl eines Präsidenten aus ihrer Partei und so zuletzt das Heft, mit den Staatsämtern die Herrschaft für sich zu erobern und ein zeitgemäßes, ein fortschrittliches Regierungssystem der vereinigten Staaten einzuführen.

Zuerst wurde mit volkswirthschaftlichen Fragen der Kampf eröffnet, namentlich mit der Frage, ob für jetzt noch Schutzzoll oder Freihandel das für die große Gesammtheit der vereinigten Staaten Angemessene sei. Darauf, aber erst, nachdem die Sklavenbesitzer

in den Nordstaaten ihre Sklaven entweder aus religiöser Ueberzeugung frei gelassen oder aus politischen Gründen nur noch gegen Lohn in Arbeit behielten, oder, was die Meisten von ihnen thaten, ihre Sklaven an Pflanzer der Südstaaten verkauft hatten, wurde von der republikanischen Partei die Sklavenfrage in das Vordertreffen geführt.

Damit war der empfindlichste Punkt, die Achillesferse der südstaatlichen Junker getroffen. Sie waren ja Sklavenfürsten: auf ihren vier Millionen Sklaven ruhte das reißende Wachsthum jenes ungeheuren Vermögens, das war die Grundlage ihrer Macht und Herrschaft. Die republikanische Partei aber erklärte die Sklaverei für einen Schandfleck der Menschheit aus religiösen und aus politischen Gründen und verlangte ihre Aufhebung. Das steigerte die Erbitterung der Sklavenhalter zu ungewöhnlichen Anstrengungen. Sie verbanden sich mit derjenigen Partei in den Nordstaaten, welche in volkswirthschaftlichen Fragen, vor Allem aber in der Fortschrittspolitik der republikanischen Partei von dieser abweichende Interessen und Anschauungen hatte, und welche sich sonderbarer Weise ausschließlich die „demokratische" Partei nannte, obgleich sie gerade darum Gegner der republikanischen Partei war, weil diese die demokratischen Ideen und Einrichtungen Allen in Nordamerika zu Gute kommen lassen, zu einem Gemeingut der Welt machen wollte.

Zu dieser demokratischen Partei gehörten als Führer die Menschen des bloßen nackten Eigennutzens in den Nordstaaten, deren Religion nur drei Artikel hatte: das Erste ist Geld; Zeit ist Geld; und um Geld für sich zu machen ist jedes Mittel, das zu diesem Zweck führt, recht. Das waren namentlich auch diejenigen Leute, welche von der Corruption, wie sie unter dem südstaatlichen Junkerregiment einheimisch und gränzenlos geworden war, theils schon angesteckt, theils längst durchfressen waren und mit der corrupten und corrumpirenden Beamtenwelt der Südherren seit länger im Geschäftsverkehr, als Lieferanten, oder in Verwandtschaft durch Heirathen standen. Nur zu viele dieser Heuchler, welche sich Demokraten nannten, hatten mit den südstaatlichen Junkern Geschäfte auch in Menschenfleisch; ja neben vielen ergiebigen Lieferungen war bei manchem nordstaatlichen Haus, das sich zur demokratischen Partei zählte, der Hauptartikel Sklaven, womit es die Südstaaten versah, auf dem Wege des inneren Handels, wie durch seine Sklavenhandelsschiffe, welche es von der Küste der Freistaaten aus an die Gestade Afrika's hinüber und herüber laufen

ließ. Solche Handelsleute fanden sich in den größeren und größten Städten der Nordstaaten, zumal in New-York, und diese wurden die Mittelpunkte, Führer oder Schürer der Afterdemokraten-Partei; ihre Geschäfts- und Geldverhältnisse sicherten ihnen einen großen Anhang unter dem unwissenden Theile der Hauptstädtebevölkerungen, welcher immer leicht zu täuschen ist, und vollends unter dem schlechten, dem gemeingesinnten Theile, welcher in den obern wie in den untern Schichten der Gesellschaft mit Recht Pöbel heißt.

Dadurch, daß diese demokratische Partei Hand in Hand ging mit den südstaatlichen Sklavenfürsten, wurde es möglich, daß statt der Abschaffung der Sklaverei das Sklavenauslieferungsgesetz im Congreß durchging, etwas von dem Scheußlichsten, was Christen gegen Christen je beschlossen haben. Dieses Gesetz war ein Pasquill auf die Christusreligion und ein raffinirter Hohn auf die humanen Bestrebungen der republikanischen Partei, aber auch eine freche Verhöhnung der Grundideen, auf welche Franklin und Washington die Freistaaten errichtet hatten. Mit eigens darauf abgerichteten Bluthunden wurden die den unmenschlichen Mißhandlungen entflohenen Sklaven seit lange verfolgt und ausgewittert. Dennoch gelang es hie und da männlichen und weiblichen Sklaven, namentlich Sklavenabkömmlingen, welche weißfarbig geworden waren, solche Gebiete der Union zu erreichen, in welchen die Sklaverei beseitigt oder gar nie eingeführt war. So traf es sich, daß in nordstaatlichen Städten solche Entronnene als geschickte Handwerker oder Arbeiter sich setzten, einen häuslichen Herd sich gründeten und einen Familienkreis um sich hatten, und viele Jahre lang so als gute Bürger lebten. Das neue Sklavenauslieferungsgesetz erhielt rückwärts wirkende Kraft.

Selbst solche frühere Sklaven und Sklavinnen und ihre Kinder, die seit zehen und fünfzehn Jahren auf diese Art im Norden lebten, wurden von ihren früheren südstaatlichen Herren, wenn sie sie ausspäheten, in die Sklaverei zurückgeschleppt. Das neue Gesetz gab ihnen solche Vollmacht, und gräuliche Auftritte kamen in Folge davon vor, ohne daß die nordstaatlichen Bürger, unter deren Augen sie vorgingen, etwas dagegen zu thun vermochten. Umsomehr verstärkten die Gegner des Sklavenwesens, die, weil sie für Aufhebung desselben waren, Abolitionisten d. h. Aufheber, Abschaffer hießen, ihre Anstrengungen. Im südwestlichen Theile der vereinigten Staaten hatte sich der Staat Arkansas gebildet, hart an den Staaten Mississippi und Louisiana, Hauptsitzen der Sklavenhalter. In Arkansas griff die Partei

der Abolitionisten, der Freibodenmänner mächtig um sich, aber die Südstaatlichen überzogen Arkansas mit Uebermacht, die Freibodenmänner erlagen im Kampfe und dieser Staat wurde so durch die Waffengewalt der Sieger wieder in die Zustände eines Sklavenhalterstaats zurückgeworfen.

Bei der neuen Präsidentenwahl, im Jahre 1860, gelang es den vereinigten Anstrengungen der republikanischen Partei und aller derjenigen, welche aus religiösen Gründen gegen die Sklaverei waren, die Mehrzahl der Stimmen auf einen aus ihrer Mitte zu vereinen: der schlichte nordstaatliche Bürger und Rechtsanwalt Abraham Lincoln wurde zum Präsidenten der vereinigten Staaten gewählt; auf dem Wahlfeld war die Niederlage der Südjunker endlich eine entschiedene. Die unmittelbare Folge war die Aenderung des ganzen Regierungssystems, der Sturz des Junkerregiments. Aus allen Posten, von welchen aus die Südstaaten die Gesammtrepublik so lange beherrscht hatten, sahen diese sich plötzlich verdrängt, und in alle Staatsämter traten Männer der republikanischen Partei und ihre Verbündeten.

Schon länger war inmitten der Herren der nordamerikanischen Südländer der Gedanke aufgetaucht für den Fall, daß ihnen durch die Nordstaatlichen die Herrschaft entriffen und ihr Sklavenhalterunwesen gelegt würde, aus der nordamerikanischen Union auszutreten und für sich einen Südstaatenbund, ein Sklavenreich zu bilden. Diesen Gedanken auszuführen, machten jetzt elf Sklavenhalterstaaten den Anfang. Die Staaten Virginien, Nord- und Südkarolina, Tennessee, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Arkansas und Texas thaten sich im Frühling 1861 als ein besonderer Bundesstaat auf unter dem Namen „die conföderirten Staaten von Amerika." Diese Staaten sandten Vertreter nach Richmond in Virginien, diese beriethen in Eile eine provisorische Verfassung, Richmond wurde zur Landeshauptstadt erklärt und Jefferson Davis zum Präsidenten des Sonderbundstaates gewählt.

Aber so wenig einst die schweizerische Eidgenossenschaft den jesuitischen Sonderbund der alten Kantone duldete, so wenig duldete das die nordamerikanische Gesammtrepublik. So lose auch der Zusammenhang der souveränen Einzelstaaten der Union war, so war die letztere doch nicht ein bloßes Bündniß von Staaten, bei welchem ein einzelner Staat nach Belieben aus dem Bunde wieder austreten konnte, sondern Bundesstaat dem ganzen Geiste nach, von welchem die Verfassung

der vereinigten Staaten durchdrungen ist, schon der Grundbedeutung ihres Namens nach, des Namens Union. Absichtlich gerade unter diesem Namen waren die Freistaaten Nordamerikas zu einem Bundesstaat unter gemeinsamer Centralregierung geeint, von den Heroen, welche die Gesammtrepublik gründeten. Allerdings war damals und ist noch heute nicht alles fertig in der nordamerikanischen Republik, und im vollen Sinne des Worts Bundesstaat hatte sich ein solcher noch am Schluß der ersten Hälfte unseres Jahrhunders daselbst nicht ausgeprägt. Er ist es erst jetzt durch den Sieg der Nordstaaten über den Sonderbund geworden. Aber die Gründer der Verfassung wußten recht gut, daß, wenn einem Einzelstaat der Austritt nach Belieben gestattet wäre, vornherein der Keim der Auflösung der Gesammtrepublik schon in die Verfassung gelegt würde, und darum zogen sie schon nach kurzer Erfahrung das Band der Union straffer an. Und so traten auch jetzt der Präsident Lincoln und der Congreß entschieden und kraftvoll auf gegen die Sklavenhalterstaaten, welche sich herausnehmen wollten, sich von der Union loszusagen; ja welche sofort den Kriegszustand gegen die Union erklärten und durch einen Akt, die Ueberrumpelung des Forts Sumter bei Charleston in Südkarolina, den Krieg anfingen.

Der Zusammenstoß der Südstaatlichen und der Nordstaatlichen konnte nicht länger ausbleiben, wenn die Aufgabe, welche den nordamerikanischen Freistaaten in der Weltgeschichte angewiesen war, fort und fort erfüllt werden sollte. Die Errichtung eines Sklavenreichs auf eben demselben Boden, welcher bisher unter den Gesetzen und unter der Regierung der äußersten demokratischen Freiheit gestanden war, hätte den Untergang der großen nordamerikanischen Republik um so mehr in Bälde nach sich ziehen müssen, als Frankreich unter dem dritten Napoleon den neuen Sonderbundsstaat heimlich unterstützte und den jesuitischen Thron und Altar nicht bloß in der Republik Mexiko, sondern auch auf dem Boden Nordamerikas einzuführen versuchen wollte; und als das auf die riesenhaft anwachsende Macht der nordamerikanischen Staaten eifersüchtige England die Schwächung der vereinigten Staaten durch Sonderbündelei und Bürgerkrieg nur zu gern gesehen hätte, und darum Manches heimlich that, um diese herbeizuführen.

So stand es nach Außen. Aber im Innern der vereinigten Staaten war von den alten Verhältnissen her nach der Gründung der Republik gar Vieles mit herüber gekommen, was sich schlechterdings

nicht mit den Grundsätzen eines neuzeitigen christlichen Freistaats vertrug. Die Sklaverei, die härteste Aristokratie der Farbe und der Abstammung, das immer mehr um sich fressende Junkerthum eines maßlos werdenden Reichthums an Ländereien und Gold, welches, wie im Mittelalter auf europäischem Boden, auf diesem Freiheitsboden der neuen Welt eine Masse kleiner Fürsten und Fürstenthümer nach sich ziehen mußte; die gewaltsamen Hindernisse, welche die Sklavenfürsten der Bildung, sogar dem Lesen- und Schreibenlernen eines Sklaven entgegensetzten, und die antichristische Frechheit der Südstaatler, welche für die Lösung der Ketten der Sklaven ihre Stimme erhebende Menschenfreunde, gemäß des Lynchgesetzes, nackt auszog, mit Theer überstrich, und in Bettfedern gewälzt auf Eseln durch die Gassen führte — diese und andere Schatten und Schandflecke mußten getilgt, die Freiheit der Republik davon gesäubert werden. Die Sklavenjunker hatten ja bereits die Freiheit des Einzelnen bis zum Faustrecht des Mittelalters ausgedehnt, und mit Jagdmessern und Pistolenschüssen im Heiligthum des Repräsentantenhauses und des Staats debattirt. Von diesen und andern Gebrechen und Krankheiten, und wär's auch mittels Feuer und Eisen, mußte Nordamerika geheilt werden, wenn nicht daran diese ganze große Republik zu Grunde gehen sollte. Der Präsident Lincoln und der Congreß erklärten die Südstaatlichen für Rebellen, die vereinigten Staaten als „Eine untheilbare“ Republik, und das Band, das die einzelnen Bundesglieder vereinte, als ein unauflösbares.

Die Nordstaaten waren an Kopfzahl den Südstaaten um mehr als das Doppelte überlegen; denn die letztern hatten nur sechsthalb Millionen Weiße und vier Millionen Sklaven in ihrem eigenen Gebiet, die Nordstaaten dagegen zweiundzwanzig Millionen viermalhunderttausend Weiße, und eine halbe Million Sklaven auf den sogenannten freien Territorien, welche noch nicht zu Staaten heraufgewachsen waren. Aber die Südstaaten waren gerüstet, die Nordstaaten nicht; die Südherren waren waffengeübt, kriegerisch, tapfer; die Nordstaatlichen waren überwiegend nur Gewerbsleute und in Waffen nicht geübt. Und nicht ohne Absicht hatten die bisher in der Herrschaft gesessenen Südstaatlichen, der letzte Präsident, sein Kriegsminister Jefferson Davis und dessen Beamte, in Aussicht, von der republikanischen Partei verdrängt zu werden, in den letzten zwei Jahren das Heerwesen der vereinigten Staaten ganz vernachlässigt, und zwar in allen Rubriken. Sie selbst aber hatten auf ihrem eigenen Gebiete sich mit

allen Mitteln für einen in Aussicht genommenen Bürgerkrieg in der Stille ausgerüstet, mit Vorräthen an Waffen und Munition wie an Lebensmitteln, an Allem, was zur Bekleidung und Verpflegung im Kriege nöthig ist; sie hatten gute Generale und erfahrene Offiziere aus aller Herren Länder zur Verfügung, französische und englische insbesondere, aber auch polnische Abenteurer und Flüchtlinge. Von alledem hatten die Nordstaaten am Anfang des Kriegs nahezu nichts, viel Leute, aber wenig Kriegsleute, am allerwenigsten gute Generale und Offiziere. Denn der Stolz des neuenglischen Republikaners ließ in der ersten Zeit des Kampfes das deutsche Element nicht zu den Offiziersstellen, geschweige zu Generalstellen, Kriegsräthen und Generalstabsoffizieren gelangen, so viele tüchtige deutsche Kräfte in den Nordstaaten in allen Zweigen des Kriegswesens vorhanden waren.

Selbst die polnischen Offiziere nahm man nicht an und trieb sie so von selbst dazu, aus persönlicher Noth ihren Degen und ihre militärischen Kenntnisse den Südstaatlichen zu widmen. Oberst konnte freilich jeder Deutsche werden, welcher für sich selbst ein Regiment sammelte. Der Präsident Abraham Lincoln war der ehrlichste Republikaner, der seit Jahrzehenten die vereinigten Staaten regierte, an Gesinnung ein Washington, aber ohne dessen Genialität und ganz und gar ohne dessen Feldherrntalent. Lincoln hatte gesunden Menschenverstand und Charakter in seltenem Grad. Für Friedenszeiten hätte das ausgereicht. Aber der Kriegsanfang, wie ihn ohne Kriegserklärung die Südstaaten begannen, warf sich auf und über ihn, wie eine Meeresfluth, der sofort zu widerstehen er weder die Kenntnisse noch die Mittel hatte. Die Advokaten und Geschäftsleute im Rathe Lincolns, welche jetzt plötzlich zu aktiven Kriegsministerialbeamten wurden und Armeen zu organisiren und anzuführen hatten, hatten so wenig, als der Präsident selbst, organisatorische, strategische und taktische Begabung und Erfahrung, aber sehr viel Ueberschätzung ihrer eigenen Fähigkeiten und große Unkenntniß und Unterschätzung der geistigen wie der materiellen Hülfsmittel der Gegner.

Zudem schwächte die Spaltung der Nordstaaten in die republikanische und in jene sogenannte demokratische Partei die Macht. Die letztere Partei war so voll Haß gegen die erstere und zum Theil so sittlich schlecht, daß sie sich nicht scheute, die Anstrengungen der eigenen Landsleute zu lähmen, und zwar nicht bloß durch Theilnahmlosigkeit und Nichtsthun, sondern auch durch Verrath.

So endete gleich der erste Zusammenstoß, ehe es noch recht zum

nicht mit den Grundsätzen eines neuzeitigen christlichen Freistaats vertrug. Die Sklaverei, die härteste Aristokratie der Farbe und der Abstammung, das immer mehr um sich fressende Junkerthum eines maßlos werdenden Reichthums an Ländereien und Gold, welches, wie im Mittelalter auf europäischem Boden, auf diesem Freiheitsboden der neuen Welt eine Masse kleiner Fürsten und Fürstenthümer nach sich ziehen mußte; die gewaltsamen Hindernisse, welche die Sklavenfürsten der Bildung, sogar dem Lesen- und Schreibenlernen eines Sklaven entgegensetzten, und die antichristische Frechheit der Südstaatler, welche für die Lösung der Ketten der Sklaven ihre Stimme erhebende Menschenfreunde, gemäß des Lynchgesetzes, nackt auszog, mit Theer überstrich, und in Bettfedern gewälzt auf Eseln durch die Gassen führte — diese und andere Schatten und Schandflecke mußten getilgt, die Freiheit der Republik davon gesäubert werden. Die Sklavenjunker hatten ja bereits die Freiheit des Einzelnen bis zum Faustrecht des Mittelalters ausgedehnt, und mit Jagdmessern und Pistolenschüssen im Heiligthum des Repräsentantenhauses und des Staats debattirt. Von diesen und andern Gebrechen und Krankheiten, und wär's auch mittels Feuer und Eisen, mußte Nordamerika geheilt werden, wenn nicht daran diese ganze große Republik zu Grunde gehen sollte. Der Präsident Lincoln und der Congreß erklärten die Südstaatlichen für Rebellen, die vereinigten Staaten als „Eine untheilbare" Republik, und das Band, das die einzelnen Bundesglieder vereinte, als ein unauflösbares.

Die Nordstaaten waren an Kopfzahl den Südstaaten um mehr als das Doppelte überlegen; denn die letztern hatten nur sechsthalb Millionen Weiße und vier Millionen Sklaven in ihrem eigenen Gebiet, die Nordstaaten dagegen zweiundzwanzig Millionen viermalhunderttausend Weiße, und eine halbe Million Sklaven auf den sogenannten freien Territorien, welche noch nicht zu Staaten heraufgewachsen waren. Aber die Südstaaten waren gerüstet, die Nordstaaten nicht; die Südherren waren waffengeübt, kriegerisch, tapfer; die Nordstaatlichen waren überwiegend nur Gewerbsleute und in Waffen nicht geübt. Und nicht ohne Absicht hatten die bisher in der Herrschaft gesessenen Südstaatlichen, der letzte Präsident, sein Kriegsminister Jefferson Davis und dessen Beamte, in Aussicht, von der republikanischen Partei verdrängt zu werden, in den letzten zwei Jahren das Heerwesen der vereinigten Staaten ganz vernachlässigt, und zwar in allen Rubriken. Sie selbst aber hatten auf ihrem eigenen Gebiete sich mit

allen Mitteln für einen in Aussicht genommenen Bürgerkrieg in der Stille ausgerüstet, mit Vorräthen an Waffen und Munition wie an Lebensmitteln, an Allem, was zur Bekleidung und Verpflegung im Kriege nöthig ist; sie hatten gute Generale und erfahrene Offiziere aus aller Herren Länder zur Verfügung, französische und englische insbesondere, aber auch polnische Abenteurer und Flüchtlinge. Von alledem hatten die Nordstaaten am Anfang des Kriegs nahezu nichts, viel Leute, aber wenig Kriegsleute, am allerwenigsten gute Generale und Offiziere. Denn der Stolz des neuenglischen Republikaners ließ in der ersten Zeit des Kampfes das deutsche Element nicht zu den Offiziersstellen, geschweige zu Generalstellen, Kriegsräthen und Generalstabsoffizieren gelangen, so viele tüchtige deutsche Kräfte in den Nordstaaten in allen Zweigen des Kriegswesens vorhanden waren.

Selbst die polnischen Offiziere nahm man nicht an und trieb sie so von selbst dazu, aus persönlicher Noth ihren Degen und ihre militärischen Kenntnisse den Südstaatlichen zu widmen. Oberst konnte freilich jeder Deutsche werden, welcher für sich selbst ein Regiment sammelte. Der Präsident Abraham Lincoln war der ehrlichste Republikaner, der seit Jahrzehenten die vereinigten Staaten regierte, an Gesinnung ein Washington, aber ohne dessen Genialität und ganz und gar ohne dessen Feldherrntalent. Lincoln hatte gesunden Menschenverstand und Charakter in seltenem Grad. Für Friedenszeiten hätte das ausgereicht. Aber der Kriegsanfang, wie ihn ohne Kriegserklärung die Südstaaten begannen, warf sich auf und über ihn, wie eine Meeresfluth, der sofort zu widerstehen er weder die Kenntnisse noch die Mittel hatte. Die Advokaten und Geschäftsleute im Rathe Lincolns, welche jetzt plötzlich zu aktiven Kriegsministerialbeamten wurden und Armeen zu organisiren und anzuführen hatten, hatten so wenig, als der Präsident selbst, organisatorische, strategische und taktische Begabung und Erfahrung, aber sehr viel Ueberschätzung ihrer eigenen Fähigkeiten und große Unkenntniß und Unterschätzung der geistigen wie der materiellen Hülfsmittel der Gegner.

Zudem schwächte die Spaltung der Nordstaaten in die republikanische und in jene sogenannte demokratische Partei die Macht. Die letztere Partei war so voll Haß gegen die erstere und zum Theil so sittlich schlecht, daß sie sich nicht scheute, die Anstrengungen der eigenen Landsleute zu lähmen, und zwar nicht bloß durch Theilnahmlosigkeit und Nichtsthun, sondern auch durch Verrath.

So endete gleich der erste Zusammenstoß, ehe es noch recht zum

Schlagen kam, mit einer panischen Flucht der Nordstaatlichen; und die mächtige nordamerikanische Republik erschien zum ersten Mal vor der Welt im Lichte des Lächerlichen. Die nordstaatlichen Neuengländer brauchten Zeit, um sich ans Kugelfeuer zu gewöhnen, und namentlich auch, um einzusehen, daß im Frieden und im Krieg, vollends aber in dem letztern bei Besetzung der wichtigen Aemter und Stellen einzig nur auf die Tüchtigkeit und nicht auf die Geburt, auf Reichthum und Verwandtschaft zu achten ist. Ueberall noch ist derjenige Theil, welcher gegen diese Grundwahrheit handelte, von dem andern Theile, welcher dieselbe sich zur Richtschnur nahm, fort und fort geschlagen worden. Die Selbstüberhebung der kampfunfähigen eingeborenen Neuengländer über Tausende erst neueingewanderter kriegskundiger Deutscher, die Zurücksetzung des deutschen Regiments überhaupt haben sehr viel mit dazu beigetragen, daß in den ersten Jahren des Krieges die Südstaatlichen den Nordstaatlichen eine Niederlage auf die andere beibrachten. Erst mußte den dünkelvollen Neuengländern in New-York, Baltimore und Washington durch die blutigsten Lektionen, die sie theuer genug zu stehen kamen, der Kopf zurecht gesetzt werden, damit ihnen über sich selbst, über Andere, über die Sachlage und über das Nothwendige die Augen aufgingen.

Zwei Jahre lang standen geradezu militärische Unfähigkeiten nicht bloß an der Spitze der nordstaatlichen Armeen, sondern weit hinab in allen Offiziersstellen; und vollends das Kriegsministerium hatte fast ausschließlich nur solche Leute in allen seinen Aemtern, welche bisher vom Kriege gar nichts verstanden, wohl aber davon, wie man einen Krieg und die dafür nöthigen Lieferungen zur eigenen Bereicherung für sich ausbeuten könne. Die seither noch bis auf einen gewissen Grad verschleiert gewesene Corruption auch der nordstaatlichen Beamtenschaft und Geschäftswelt brach vor den Augen aller ehrlichen Leute hüben und drüben in diesem Krieg als eine ungeheure Eiterbeule auf, an welcher die denn doch noch sehr junge Republik bis ins Mark krank war. Die berüchtigten Unterschlagungen in den Kriegen der Monarchien Frankreich und Oesterreich schrumpften der Zahl und der Größe des Unterschlagenen nach zu Kleinigkeiten zusammen, gegenüber der Zahl der Unterschlagenden und der Größe des Werths des Unterschlagenen auf dem Boden einer noch nicht hundertjährigen großen Republik. Eben jene schon oben gezeichnete Sorte von Nordstaatlichen, deren republikanischer Patriotismus sich auf den Eigennutz beschränkte, ließ die eigenen Truppen darben, und besackte sich in herz-

losester Selbstsucht mit dem, was verbrecherisch ihrer Verpflegung entzogen wurde.

Die völlige Unfähigkeit der nordstaatlichen Generale und des Kriegsministeriums erwies sich schon darin, daß sie ihre Streitkräfte in vielerlei kleinen Unternehmungen zersplitterten und sich vereinzelt schlagen ließen, weil sie immer in schwächerer Zahl sich den südstaatlichen Massen gegenüber sahen; denn die Südstaaten verzettelten ihre Streitkräfte nicht, sondern konzentrirten sie, und führten immer Machtschläge auf's Haupt der durch Verzettelung schwächeren Gegner. Auch das hatten die Südstaaten voraus, daß sie unter sich eins waren, alle das gleiche Ziel vor Augen hatten und eine geschlossene Macht bildeten, dabei die Verfügung über diese ihre Macht und über alle zu diesem Ziele führenden Hülfsmittel Einem Mann übertrugen. Denn Jefferson Davis, der Präsident dieser Rebellenstaaten, hatte für diesen Krieg eine diktatorische Gewalt; es war ihm sogar Vollmacht übertragen, alles öffentliche und Privateigenthum der Südstaaten unter seine Verfügung zu ziehen, wo und so weit es zum Zweck nöthig erachtet würde.

Die Südstaatlichen lähmte keinerlei Spaltung, und hatten sie sogar nordstaatliche Verräther aus der after=demokratischen Partei zu Beihelfern, so wurde noch dazu, was allein eine Spaltung der südstaatlichen Streitkräfte und Lähmung der Macht des Südens im günstigen Fall hätte bewirken können, von der Regierung Lincolns zur rechten Zeit und lange nachher nicht einmal versucht, nämlich die vier Millionen Sklaven in den Südstaaten unter die Fahne der Gesammtrepublik und zum Aufstand gegen ihre bisherigen Quäler zu rufen. Wenn mit einer starken geschlossenen Heermacht mitten hinein in die Südstaaten rechtzeitig vorgegangen wurde, wenn gleichzeitig durch die nordamerikanische Flotte die Küsten der Südstaaten belegt wurden, so wären die Sklavenaufstände massenhaft geworden und namentlich die Sklavenfürsten in größter Gefahr gewesen. Freilich mußte diesen Heeroperationen gleich Anfangs die gesetzliche Aufhebung der Sklaverei, die Freilassung aller Sklaven, für das Gesammtgebiet der vereinigten Staaten vor allem Andern vorausgehen. Aber daran dachte Niemand in Washington, weil man auf die deutschen Stimmen des Landes in der Hoffarth des Selbstgefühls der neuenglischen Eingeborenheit gar nicht achtete, und als man im Unglück sie hörte, war es zu spät. Alles hinkte lange, lange hinten nach.

Als man endlich daran ging, die Sklaven am Kampfe zu bethei-

zum offenen Mord an ihren Gegnern. Dieses südstaatliche Herrenthum, das sich in der Bundesrepublik Nordamerikas breit machte, nahm sich unendlich mehr heraus in Wort und That, als das Junkerthum in monarchischen Staaten Europas sich herausnahm oder herausnehmen durfte.

Dieses freche südherrliche Element, das sich in allen Staatsämtern festgesetzt hatte, forderte von selbst den Widerstand aller echten Republikaner in den Nordstaaten heraus. Aber dieser Widerstand empfing erst die zu einem Erfolg nöthige Macht durch die Einwanderungen seit den mißlungenen Freiheitsbewegungen der deutschen Völker Europas, seit 1849. Eine gewaltige Summe an Geistes-Kraft hatte Deutschland an Nordmerika auf Einmal abgegeben, und zum Erstenmal trat das deutsche Element, welches sich schon seit lange drüben zu großen Massen angesammelt hatte, als eine politische Macht hervor: neben dem Norden und dem Süden der Freistaaten trat als dritte Macht auf — der nordamerikanische Westen, der deutsche Westen. Hier war im Laufe von ein paar Jahrzehnten vollends ein großes reges Leben in Ackerbau, Gewerbefleiß, wissenschaftlicher Thätigkeit und Geistesarbeit jeder Art in Blüthen und Früchten zu Tage getreten, und der deutsche Nordwesten fing an, dem neuenglischen Nordosten der Vereinigten Staaten sich ebenbürtig zu fühlen und sich ihm gleich zu stellen, vorerst in freundlicher Gesinnung, als Bundesgenosse, als ein durch Zahl, tüchtige Arbeitskraft, Freiheitssinn, Geistesgaben und vielseitige Kenntnisse ausgezeichneter Mitstreiter zum Sturz des südstaatlichen Junkerregiments.

Dieser deutsche Westen im Bunde mit dem neuenglischen Osten der Nordstaaten brachte nicht bloß einen eben so großen Haß gegen das südstaatliche Junkerregiment, sondern auch die geistigen Mittel mit, welche nöthig waren, diese Südherren in der öffentlichen Meinung zu bekämpfen. Gerade an diesen geistigen Mitteln war zuvor großer Mangel in den Nordstaaten gewesen. Seit dem Scheitern der Freiheitsbewegung Deutschlands im Jahre achtzehnhundert und achtundvierzig hatten sich die Nordamerikanischen Schulen und Hochschulen und insbesondere die nordstaatliche Presse bereichert mit Männern deutscher Wissenschaft. Der Eingewanderten dieser Art war eine große Zahl, und darunter sehr viele, welche durch ihre Erfahrung in der Politik und durch ihre gewandte publizistische Feder ausgezeichnet waren, und den Universitäten, den öffentlichen Versammlungen und Vereinen, den Tagblättern und Zeitschriften einen gewaltigen Auf-

schwung brachten. In ihnen war zum Erstenmal der deutsche Geist massenhaft in der Rüstung der Wissenschaftlichkeit und der Kunst, die Ergebnisse derselben volksthümlich für die Freiheit zu verwerthen, auf nordamerikanischem Boden aufgetreten. Die Deutschen Zeitungen wurden schnell eine Macht, und selbst in den Redaktionen der englisch geschriebenen Blätter, zumal in den größeren und größten Hauptstädte-Zeitungen waren deutsche Geisteskräfte die vorzüglichsten Mitarbeiter.

In diese Lande der kalt-verständigen, eigennützigen Berechnung, welche sogar in den Nordstaaten nahe daran war, den großen Ideen, auf welche die nordamerikanischen Freistaaten gegründet worden waren, in großer Mehrheit abtrünnig zu werden und die Sonderinteressen einzelner Häuser und einzelner Landschaften dem großen allgemeinen Wohl überzuordnen, waren die idealen Flüchtlinge Deutschlands eingewandert und brachten wieder den nöthigen idealen Geist als einen neuen Sauerteig in dieses nordamerikanische Leben hinein. Der Idealismus, welcher in Deutschland zu weit gegangen war, fand drüben in Amerika bald seine Rechtstellung, und diente dazu, den nordamerikanischen Realismus und Materialismus aufs Neue zu durchgeistigen und so Staat und Volk vorerst davor zu bewahren, daß diese beiden Richtungen sie nicht in Fäulniß und Verderbniß brachten.

Diese Deutschen des Westens bildeten mit den deutschen und englischen Abkömmlingen des Nordostens eine große Partei, welche sich ausschließlich die „republikanische" Partei nannte. Diese geschlossene und immer mehr anwachsende Verbindung der Republikaner des Nordens bekämpften zunächst, mit der Macht des Wortes in der Presse und in Versammlungen die Anmaßungen der Junker aus den Sklavenstaaten und ihre Herrschaft. Vornherein hatten sie sich ihr Ziel festgestellt, den Sturz des südstaatlichen Junkerregiments. Aber nur nach und nach war das möglich. Nur Stück für Stück war das von ihnen besetzte Terrain zu erobern, es galt zunächst, die öffentliche Meinung, damit die Mehrheit im Congreß, dann die Wahl eines Präsidenten aus ihrer Partei und so zuletzt das Heft, mit den Staatsämtern die Herrschaft für sich zu erobern und ein zeitgemäßes, ein fortschrittliches Regierungssystem der vereinigten Staaten einzuführen.

Zuerst wurde mit volkswirthschaftlichen Fragen der Kampf eröffnet, namentlich mit der Frage, ob für jetzt noch Schutzzoll oder Freihandel das für die große Gesammtheit der vereinigten Staaten Angemessene sei. Darauf, aber erst, nachdem die Sklavenbesitzer

in den Nordstaaten ihre Sklaven entweder aus religiöser Ueberzeugung frei gelassen oder aus politischen Gründen nur noch gegen Lohn in Arbeit behielten, oder, was die Meisten von ihnen thaten, ihre Sklaven an Pflanzer der Südstaaten verkauft hatten, wurde von der republikanischen Partei die Sklavenfrage in das Vordertreffen geführt.

Damit war der empfindlichste Punkt, die Achillesferse der südstaatlichen Junker getroffen. Sie waren ja Sklavenfürsten: auf ihren vier Millionen Sklaven ruhte das reißende Wachsthum jenes ungeheuren Vermögens, das war die Grundlage ihrer Macht und Herrschaft. Die republikanische Partei aber erklärte die Sklaverei für einen Schandfleck der Menschheit aus religiösen und aus politischen Gründen und verlangte ihre Aufhebung. Das steigerte die Erbitterung der Sklavenhalter zu ungewöhnlichen Anstrengungen. Sie verbanden sich mit derjenigen Partei in den Nordstaaten, welche in volkswirthschaftlichen Fragen, vor Allem aber in der Fortschrittspolitik der republikanischen Partei von dieser abweichende Interessen und Anschauungen hatte, und welche sich sonderbarer Weise ausschließlich die „demokratische" Partei nannte, obgleich sie gerade darum Gegner der republikanischen Partei war, weil diese die demokratischen Ideen und Einrichtungen Allen in Nordamerika zu Gute kommen lassen, zu einem Gemeingut der Welt machen wollte.

Zu dieser demokratischen Partei gehörten als Führer die Menschen des bloßen nackten Eigennutzens in den Nordstaaten, deren Religion nur drei Artikel hatte: das Erste ist Geld; Zeit ist Geld; und um Geld für sich zu machen ist jedes Mittel, das zu diesem Zweck führt, recht. Das waren namentlich auch diejenigen Leute, welche von der Corruption, wie sie unter dem südstaatlichen Junkerregiment einheimisch und gränzenlos geworden war, theils schon angesteckt, theils längst durchfressen waren und mit der corrupten und corrumpirenden Beamtenwelt der Südherren seit länger im Geschäftsverkehr, als Lieferanten, oder in Verwandtschaft durch Heirathen standen. Nur zu viele dieser Heuchler, welche sich Demokraten nannten, hatten mit den südstaatlichen Junkern Geschäfte auch in Menschenfleisch; ja neben vielen ergiebigen Lieferungen war bei manchem nordstaatlichen Haus, das sich zur demokratischen Partei zählte, der Hauptartikel Sklaven, womit es die Südstaaten versah, auf dem Wege des inneren Handels, wie durch seine Sklavenhandelsschiffe, welche es von der Küste der Freistaaten aus an die Gestade Afrika's hinüber und herüber laufen

ließ. Solche Handelsleute fanden sich in den größeren und größten Städten der Nordstaaten, zumal in New-York, und diese wurden die Mittelpunkte, Führer oder Schürer der Afterdemokraten-Partei; ihre Geschäfts- und Geldverhältnisse sicherten ihnen einen großen Anhang unter dem unwissenden Theile der Hauptstädtebevölkerungen, welcher immer leicht zu täuschen ist, und vollends unter dem schlechten, dem gemeingesinnten Theile, welcher in den obern wie in den untern Schichten der Gesellschaft mit Recht Pöbel heißt.

Dadurch, daß diese demokratische Partei Hand in Hand ging mit den südstaatlichen Sklavenfürsten, wurde es möglich, daß statt der Abschaffung der Sklaverei das Sklavenauslieferungsgesetz im Congreß durchging, etwas von dem Scheußlichsten, was Christen gegen Christen je beschlossen haben. Dieses Gesetz war ein Pasquill auf die Christusreligion und ein raffinirter Hohn auf die humanen Bestrebungen der republikanischen Partei, aber auch eine freche Verhöhnung der Grundideen, auf welche Franklin und Washington die Freistaaten errichtet hatten. Mit eigens darauf abgerichteten Bluthunden wurden die den unmenschlichen Mißhandlungen entflohenen Sklaven seit lange verfolgt und ausgewittert. Dennoch gelang es hie und da männlichen und weiblichen Sklaven, namentlich Sklavenabkömmlingen, welche weißfarbig geworden waren, solche Gebiete der Union zu erreichen, in welchen die Sklaverei beseitigt oder gar nie eingeführt war. So traf es sich, daß in nordstaatlichen Städten solche Entronnene als geschickte Handwerker oder Arbeiter sich setzten, einen häuslichen Herd sich gründeten und einen Familienkreis um sich hatten, und viele Jahre lang so als gute Bürger lebten. Das neue Sklavenauslieferungsgesetz erhielt rückwärts wirkende Kraft.

Selbst solche frühere Sklaven und Sklavinnen und ihre Kinder, die seit zehen und fünfzehn Jahren auf diese Art im Norden lebten, wurden von ihren früheren südstaatlichen Herren, wenn sie sie ausspäheten, in die Sklaverei zurückgeschleppt. Das neue Gesetz gab ihnen solche Vollmacht, und gräuliche Auftritte kamen in Folge davon vor, ohne daß die nordstaatlichen Bürger, unter deren Augen sie vorgingen, etwas dagegen zu thun vermochten. Umsomehr verstärkten die Gegner des Sklavenwesens, die, weil sie für Aufhebung desselben waren, Abolitionisten d. h. Aufheber, Abschaffer hießen, ihre Anstrengungen. Im südwestlichen Theile der vereinigten Staaten hatte sich der Staat Arkansas gebildet, hart an den Staaten Mississippi und Louisiana, Hauptsitzen der Sklavenhalter. In Arkansas griff die Partei

der Abolitionisten, der Freibodenmänner mächtig um sich, aber die Südstaatlichen überzogen Arkansas mit Uebermacht, die Freibodenmänner erlagen im Kampfe und dieser Staat wurde so durch die Waffengewalt der Sieger wieder in die Zustände eines Sklavenhalterstaats zurückgeworfen.

Bei der neuen Präsidentenwahl, im Jahre 1860, gelang es den vereinigten Anstrengungen der republikanischen Partei und aller derjenigen, welche aus religiösen Gründen gegen die Sklaverei waren, die Mehrzahl der Stimmen auf einen aus ihrer Mitte zu vereinen: der schlichte nordstaatliche Bürger und Rechtsanwalt Abraham Lincoln wurde zum Präsidenten der vereinigten Staaten gewählt; auf dem Wahlfeld war die Niederlage der Südjunker endlich eine entschiedene. Die unmittelbare Folge war die Aenderung des ganzen Regierungssystems, der Sturz des Junkerregiments. Aus allen Posten, von welchen aus die Südstaaten die Gesammtrepublik so lange beherrscht hatten, sahen diese sich plötzlich verdrängt, und in alle Staatsämter traten Männer der republikanischen Partei und ihre Verbündeten.

Schon länger war inmitten der Herren der nordamerikanischen Südländer der Gedanke aufgetaucht für den Fall, daß ihnen durch die Nordstaatlichen die Herrschaft entrissen und ihr Sklavenhalterunwesen gelegt würde, aus der nordamerikanischen Union auszutreten und für sich einen Südstaatenbund, ein Sklavenreich zu bilden. Diesen Gedanken auszuführen, machten jetzt elf Sklavenhalterstaaten den Anfang. Die Staaten Virginien, Nord- und Südkarolina, Tennessee, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Arkansas und Texas thaten sich im Frühling 1861 als ein besonderer Bundesstaat auf unter dem Namen „die conföderirten Staaten von Amerika." Diese Staaten sandten Vertreter nach Richmond in Virginien, diese beriethen in Eile eine provisorische Verfassung, Richmond wurde zur Landeshauptstadt erklärt und Jefferson Davis zum Präsidenten des Sonderbundstaates gewählt.

Aber so wenig einst die schweizerische Eidgenossenschaft den jesuitischen Sonderbund der alten Kantone duldete, so wenig duldete das die nordamerikanische Gesammtrepublik. So lose auch der Zusammenhang der souveränen Einzelstaaten der Union war, so war die letztere doch nicht ein bloßes Bündniß von Staaten, bei welchem ein einzelner Staat nach Belieben aus dem Bunde wieder austreten konnte, sondern ein Bundesstaat dem ganzen Geiste nach, von welchem die Verfassung

der vereinigten Staaten durchdrungen ist, schon der Grundbedeutung ihres Namens nach, des Namens Union. Absichtlich gerade unter diesem Namen waren die Freistaaten Nordamerikas zu einem Bundesstaat unter gemeinsamer Centralregierung geeint, von den Heroen, welche die Gesammtrepublik gründeten. Allerdings war damals und ist noch heute nicht alles fertig in der nordamerikanischen Republik, und im vollen Sinne des Worts Bundesstaat hatte sich ein solcher noch am Schluß der ersten Hälfte unseres Jahrhunders daselbst nicht ausgeprägt. Er ist es erst jetzt durch den Sieg der Nordstaaten über den Sonderbund geworden. Aber die Gründer der Verfassung wußten recht gut, daß, wenn einem Einzelstaat der Austritt nach Belieben gestattet wäre, vornherein der Keim der Auflösung der Gesammtrepublik schon in die Verfassung gelegt würde, und darum zogen sie schon nach kurzer Erfahrung das Band der Union straffer an. Und so traten auch jetzt der Präsident Lincoln und der Congreß entschieden und kraftvoll auf gegen die Sklavenhalterstaaten, welche sich herausnehmen wollten, sich von der Union loszusagen; ja welche sofort den Kriegszustand gegen die Union erklärten und durch einen Akt, die Ueberrumpelung des Forts Sumter bei Charleston in Südkarolina, den Krieg anfingen.

Der Zusammenstoß der Südstaatlichen und der Nordstaatlichen konnte nicht länger ausbleiben, wenn die Aufgabe, welche den nordamerikanischen Freistaaten in der Weltgeschichte angewiesen war, fort und fort erfüllt werden sollte. Die Errichtung eines Sklavenreichs auf eben demselben Boden, welcher bisher unter den Gesetzen und unter der Regierung der äußersten demokratischen Freiheit gestanden war, hätte den Untergang der großen nordamerikanischen Republik um so mehr in Bälde nach sich ziehen müssen, als Frankreich unter dem dritten Napoleon den neuen Sonderbundsstaat heimlich unterstützte und den jesuitischen Thron und Altar nicht bloß in der Republik Mexiko, sondern auch auf dem Boden Nordamerikas einzuführen versuchen wollte; und als das auf die riesenhaft anwachsende Macht der nordamerikanischen Staaten eifersüchtige England die Schwächung der vereinigten Staaten durch Sonderbündelei und Bürgerkrieg nur zu gern gesehen hätte, und darum Manches heimlich that, um diese herbeizuführen.

So stand es nach Außen. Aber im Innern der vereinigten Staaten war von den alten Verhältnissen her nach der Gründung der Republik gar Vieles mit herüber gekommen, was sich schlechterdings

nicht mit den Grundsätzen eines neuzeitigen christlichen Freistaats vertrug. Die Sklaverei, die härteste Aristokratie der Farbe und der Abstammung, das immer mehr um sich fressende Junkerthum eines maßlos werdenden Reichthums an Ländereien und Gold, welches, wie im Mittelalter auf europäischem Boden, auf diesem Freiheitsboden der neuen Welt eine Masse kleiner Fürsten und Fürstenthümer nach sich ziehen mußte; die gewaltsamen Hindernisse, welche die Sklavenfürsten der Bildung, sogar dem Lesen- und Schreibenlernen eines Sklaven entgegensetzten, und die antichristische Frechheit der Südstaatler, welche für die Lösung der Ketten der Sklaven ihre Stimme erhebende Menschenfreunde, gemäß des Lynchgesetzes, nackt auszog, mit Theer überstrich, und in Bettfedern gewälzt auf Eseln durch die Gassen führte — diese und andere Schatten und Schandflecke mußten getilgt, die Freiheit der Republik davon gesäubert werden. Die Sklavenjunker hatten ja bereits die Freiheit des Einzelnen bis zum Faustrecht des Mittelalters ausgedehnt, und mit Jagdmessern und Pistolenschüssen im Heiligthum des Repräsentantenhauses und des Staats debattirt. Von diesen und andern Gebrechen und Krankheiten, und wär's auch mittels Feuer und Eisen, mußte Nordamerika geheilt werden, wenn nicht daran diese ganze große Republik zu Grunde gehen sollte. Der Präsident Lincoln und der Congreß erklärten die Südstaatlichen für Rebellen, die vereinigten Staaten als „Eine untheilbare" Republik, und das Band, das die einzelnen Bundesglieder vereinte, als ein unauflösbares.

Die Nordstaaten waren an Kopfzahl den Südstaaten um mehr als das Doppelte überlegen; denn die letztern hatten nur sechsthalb Millionen Weiße und vier Millionen Sklaven in ihrem eigenen Gebiet, die Nordstaaten dagegen zweiundzwanzig Millionen viermalhunderttausend Weiße, und eine halbe Million Sklaven auf den sogenannten freien Territorien, welche noch nicht zu Staaten heraufgewachsen waren. Aber die Südstaaten waren gerüstet, die Nordstaaten nicht; die Südherren waren waffengeübt, kriegerisch, tapfer; die Nordstaatlichen waren überwiegend nur Gewerbsleute und in Waffen nicht geübt. Und nicht ohne Absicht hatten die bisher in der Herrschaft gesessenen Südstaatlichen, der letzte Präsident, sein Kriegsminister Jefferson Davis und dessen Beamte, in Aussicht, von der republikanischen Partei verdrängt zu werden, in den letzten zwei Jahren das Heerwesen der vereinigten Staaten ganz vernachlässigt, und zwar in allen Rubriken. Sie selbst aber hatten auf ihrem eigenen Gebiete sich mit

allen Mitteln für einen in Aussicht genommenen Bürgerkrieg in der Stille ausgerüstet, mit Vorräthen an Waffen und Munition wie an Lebensmitteln, an Allem, was zur Bekleidung und Verpflegung im Kriege nöthig ist; sie hatten gute Generale und erfahrene Offiziere aus aller Herren Länder zur Verfügung, französische und englische insbesondere, aber auch polnische Abenteurer und Flüchtlinge. Von alledem hatten die Nordstaaten am Anfang des Kriegs nahezu nichts, viel Leute, aber wenig Kriegsleute, am allerwenigsten gute Generale und Offiziere. Denn der Stolz des neuenglischen Republikaners ließ in der ersten Zeit des Kampfes das deutsche Element nicht zu den Offiziersstellen, geschweige zu Generalstellen, Kriegsräthen und Generalstabsoffizieren gelangen, so viele tüchtige deutsche Kräfte in den Nordstaaten in allen Zweigen des Kriegswesens vorhanden waren.

Selbst die polnischen Offiziere nahm man nicht an und trieb sie so von selbst dazu, aus persönlicher Noth ihren Degen und ihre militärischen Kenntnisse den Südstaatlichen zu widmen. Oberst konnte freilich jeder Deutsche werden, welcher für sich selbst ein Regiment sammelte. Der Präsident Abraham Lincoln war der ehrlichste Republikaner, der seit Jahrzehenten die vereinigten Staaten regierte, an Gesinnung ein Washington, aber ohne dessen Genialität und ganz und gar ohne dessen Feldherrntalent. Lincoln hatte gesunden Menschenverstand und Charakter in seltenem Grad. Für Friedenszeiten hätte das ausgereicht. Aber der Kriegsanfang, wie ihn ohne Kriegserklärung die Südstaaten begannen, warf sich auf und über ihn, wie eine Meeresfluth, der sofort zu widerstehen er weder die Kenntnisse noch die Mittel hatte. Die Advokaten und Geschäftsleute im Rathe Lincolns, welche jetzt plötzlich zu aktiven Kriegsministerialbeamten wurden und Armeen zu organisiren und anzuführen hatten, hatten so wenig, als der Präsident selbst, organisatorische, strategische und taktische Begabung und Erfahrung, aber sehr viel Ueberschätzung ihrer eigenen Fähigkeiten und große Unkenntniß und Unterschätzung der geistigen wie der materiellen Hülfsmittel der Gegner.

Zudem schwächte die Spaltung der Nordstaaten in die republikanische und in jene sogenannte demokratische Partei die Macht. Die letztere Partei war so voll Haß gegen die erstere und zum Theil so sittlich schlecht, daß sie sich nicht scheute, die Anstrengungen der eigenen Landsleute zu lähmen, und zwar nicht bloß durch Theilnahmlosigkeit und Nichtsthun, sondern auch durch Verrath.

So endete gleich der erste Zusammenstoß, ehe es noch recht zum

Schlagen kam, mit einer panischen Flucht der Nordstaatlichen; und die mächtige nordamerikanische Republik erschien zum ersten Mal vor der Welt im Lichte des Lächerlichen. Die nordstaatlichen Neuengländer brauchten Zeit, um sich ans Kugelfeuer zu gewöhnen, und namentlich auch, um einzusehen, daß im Frieden und im Krieg, vollends aber in dem letztern bei Besetzung der wichtigen Aemter und Stellen einzig nur auf die Tüchtigkeit und nicht auf die Geburt, auf Reichthum und Verwandtschaft zu achten ist. Ueberall noch ist derjenige Theil, welcher gegen diese Grundwahrheit handelte, von dem andern Theile, welcher dieselbe sich zur Richtschnur nahm, fort und fort geschlagen worden. Die Selbstüberhebung der kampfunfähigen eingeborenen Neuengländer über Tausende erst neueingewanderter kriegskundiger Deutscher, die Zurücksetzung des deutschen Regiments überhaupt haben sehr viel mit dazu beigetragen, daß in den ersten Jahren des Krieges die Südstaatlichen den Nordstaatlichen eine Niederlage auf die andere beibrachten. Erst mußte den dünkelvollen Neuengländern in New-York, Baltimore und Washington durch die blutigsten Lektionen, die sie theuer genug zu stehen kamen, der Kopf zurecht gesetzt werden, damit ihnen über sich selbst, über Andere, über die Sachlage und über das Nothwendige die Augen aufgingen.

Zwei Jahre lang standen geradezu militärische Unfähigkeiten nicht bloß an der Spitze der nordstaatlichen Armeen, sondern weit hinab in allen Offiziersstellen; und vollends das Kriegsministerium hatte fast ausschließlich nur solche Leute in allen seinen Aemtern, welche bisher vom Kriege gar nichts verstanden, wohl aber davon, wie man einen Krieg und die dafür nöthigen Lieferungen zur eigenen Bereicherung für sich ausbeuten könne. Die seither noch bis auf einen gewissen Grad verschleiert gewesene Corruption auch der nordstaatlichen Beamtenschaft und Geschäftswelt brach vor den Augen aller ehrlichen Leute hüben und drüben in diesem Krieg als eine ungeheure Eiterbeule auf, an welcher die denn doch noch sehr junge Republik bis ins Mark krank war. Die berüchtigten Unterschlagungen in den Kriegen der Monarchien Frankreich und Oesterreich schrumpften der Zahl und der Größe des Unterschlagenen nach zu Kleinigkeiten zusammen, gegenüber der Zahl der Unterschlagenden und der Größe des Werths des Unterschlagenen auf dem Boden einer noch nicht hundertjährigen großen Republik. Eben jene schon oben gezeichnete Sorte von Nordstaatlichen, deren republikanischer Patriotismus sich auf den Eigennutz beschränkte, ließ die eigenen Truppen darben, und besackte sich in herz-

losester Selbstsucht mit dem, was verbrecherisch ihrer Verpflegung entzogen wurde.

Die völlige Unfähigkeit der nordstaatlichen Generale und des Kriegsministeriums erwies sich schon darin, daß sie ihre Streitkräfte in vielerlei kleinen Unternehmungen zersplitterten und sich vereinzelt schlagen ließen, weil sie immer in schwächerer Zahl sich den südstaatlichen Massen gegenüber sahen; denn die Südstaaten verzettelten ihre Streitkräfte nicht, sondern konzentrirten sie, und führten immer Machtschläge auf's Haupt der durch Verzettelung schwächeren Gegner. Auch das hatten die Südstaaten voraus, daß sie unter sich eins waren, alle das gleiche Ziel vor Augen hatten und eine geschlossene Macht bildeten, dabei die Verfügung über diese ihre Macht und über alle zu diesem Ziele führenden Hülfsmittel Einem Mann übertrugen. Denn Jefferson Davis, der Präsident dieser Rebellenstaaten, hatte für diesen Krieg eine diktatorische Gewalt; es war ihm sogar Vollmacht übertragen, alles öffentliche und Privateigenthum der Südstaaten unter seine Verfügung zu ziehen, wo und so weit es zum Zweck nöthig erachtet würde.

Die Südstaatlichen lähmte keinerlei Spaltung, und hatten sie sogar nordstaatliche Verräther aus der after-demokratischen Partei zu Beihelfern, so wurde noch dazu, was allein eine Spaltung der südstaatlichen Streitkräfte und Lähmung der Macht des Südens im günstigen Fall hätte bewirken können, von der Regierung Lincolns zur rechten Zeit und lange nachher nicht einmal versucht, nämlich die vier Millionen Sklaven in den Südstaaten unter die Fahne der Gesammtrepublik und zum Aufstand gegen ihre bisherigen Quäler zu rufen. Wenn mit einer starken geschlossenen Heermacht mitten hinein in die Südstaaten rechtzeitig vorgegangen wurde, wenn gleichzeitig durch die nordamerikanische Flotte die Küsten der Südstaaten belegt wurden, so wären die Sklavenaufstände massenhaft geworden und namentlich die Sklavenfürsten in größter Gefahr gewesen. Freilich mußte diesen Heeroperationen gleich Anfangs die gesetzliche Aufhebung der Sklaverei, die Freilassung aller Sklaven, für das Gesammtgebiet der vereinigten Staaten vor allem Andern vorausgehen. Aber daran dachte Niemand in Washington, weil man auf die deutschen Stimmen des Landes in der Hoffarth des Selbstgefühls der neuenglischen Eingeborenheit gar nicht achtete, und als man im Unglück sie hörte, war es zu spät. Alles hinkte lange, lange hinten nach.

Als man endlich daran ging, die Sklaven am Kampfe zu bethei-

ligen, da war es für massenhafte Aufstände um Jahre zu spät, und selbst da war fast noch nichts geschehen von Seiten der Washingtoner Regierung, um den Sklaven einen Sammelplatz oder einen Halt zum Uebertritt unter die Fahnen der Gesammtrepublik und in die Freiheit zu geben. Tausenden von Sklaven mißglückte das und sie gingen in grausamem Tode unter, während andern es gelang. Jefferson Davis und seine Sklavenjunker hatten gleich anfangs ein Schreckensregiment, sehr überdacht und systematisch durchgeführt, gegen ihre vier Millionen Sklaven in Anwendung gebracht, um sie unterwürfig oder unschädlich zu erhalten, und nur ein rechtzeitiger Einmarsch dem Zweck entsprechender großer Streitkräfte hätte die klug gezogenen Fäden dieses Schreckenssystems zu durchreißen vermocht. Bald genug zeigten sich die Wirkungen der geheimen Verhandlungen der Südstaaten mit dem Abenteurer-Kaiser zu Paris, dem Sohne Verhuel's, und selbst mit dem Vatikan zu Rom, durch dessen Erlasse die katholischen Theile der Südstaaten zum Eifer für die Sache derselben, als einer Sache der katholischen Kirche, angeschürt wurde, und zugleich die Wirkungen der Selbstsucht, des Neides und der Furcht, welche Regierung und Nation von Großbritannien gegenüber von den nordamerikanischen Freistaaten hatten und bewiesen. Von beiden Seiten her war der heimliche Vorschub zu Gunsten der Rebellenstaaten groß bis zur Unverschämtheit.

England that zur See sein Möglichstes nicht nur gegen die gesetzliche Regierung der nordamerikanischen Freistaaten, sondern sogar durch Lieferungen an die Rebellen. England gab sich Mühe, über Schiffe, welche in London, also unter den Augen der Regierung, als Kaperschiffe der Südstaaten gegen die Nordstaaten ausgerüstet wurden und ausliefen, beide Augen zuzudrücken, um den nordamerikanischen Handel zu schädigen, ihn auf etliche Jahre in allen Gewässern der Welt zu vernichten. Das in England ausgerüstete Kaperschiff Alabama ist noch heute, neun Jahre nach seiner Ausrüstung, nicht nur ein Gegenstand der soeben zu Ende gegangenen, anfangs so bedrohlich aussehenden Verhandlungen zwischen England und Nordamerika, in deren Folge das stolze England Genugthuung an Nordamerika unterzeichnet hat, sondern eben darum und eben damit ein unauslöschlicher Schandfleck Englands, welches seit lange nicht mehr ist, als was es sich in seinem Nationalgefühl ansieht, der Hort der Freiheit in der Welt.

Es war, als hätte die englische Regierung es gerne gesehen, wenn die nordamerikanische Regierung sich kriegerisch mit England einge-

lassen hätte. Aber so tief verletzt der Präsident Lincoln durch Englands Benehmen sich fühlte, so vorsichtig hütete er sich, neben dem Kampfe, den er gegen die Rebellenstaaten auszufechten hatte, sich auch noch in kriegerische Verwicklungen mit England und Frankreich verleiten zu lassen, und er erwies sich durch diese Politik einer der Zeit und den Umständen allein entsprechenden Mäßigung als einen gescheidten Staatsmann, der nüchtern und trocken mit den Verhältnissen zu rechnen verstand.

Die guten Generale, welche die Südstaaten hatten, waren der Franzose Beauregard und die Neuengländer Lee und Jackson. Nach dem ersten großen Siege bei Bull-Run im Jahre 1861, welchen die Südstaaten erfochten, war längere Ruhe. Die Südstaaten waren zufrieden, Maryland und Virginien, auf deren Boden die Nordstaatlichen hereingefallen waren, von diesen gesäubert zu haben, und fielen nicht hinüber, ihren Sieg verfolgend, in die Nordstaaten, um diese niederzuwerfen. Sie begnügten sich, Zeit gewonnen zu haben, um aus Europa, d. h. aus Frankreich und England, für die Fortsetzung des Kampfes Verstärkungen an sich ziehen zu können, Verstärkungen an Kriegsmitteln jeder Art, an Waffen, Geschützen, Schießbedarf und Ausrüstungsgegenständen. Sie hofften auch aus dem Ausgange des Kriegs, welchen Spanien, Frankreich und England mit dem angrenzenden Mexiko führten, für ihre Selbständigkeit Nutzen zu ziehen. Wäre es gelungen, was der Papst zu Rom oder eigentlich seine Jesuiten und Napoleon III. für Mexiko heimlich gezettelt hatten, so wäre die Lage der nordamerikanischen Südstaaten gegenüber von den Nordstaaten eine höchst günstige geworden. Als die englischen und spanischen Truppen Mexiko verließen, blieben ja die französischen Streitkräfte, und von Frankreich kamen mächtige Verstärkungen nach Mexiko herüber, wie wenigstens Napoleons Vertrauensmann, der verbannte mexikanische General Almonte den südstaatlichen Junkern vorschwazte. Es kamen zwar vorerst nur 5000 Franzosen nach, um die Republik Mexiko in eine Monarchie verwandeln zu helfen. Doch kam wirklich bald die verheißene große französische Armee an, und errang einen Vortheil um den andern über die Truppen der mexikanischen Republik; und bald folgten immer weitere Verstärkungen an Mannschaft und Waffen nach Mexiko nach.

So warteten und bauten die Rebellenstaaten der nordamerikanischen Republik auf die Erfolge Napoleons III. und des Papstes, welche den Jesuitenbund geschlossen hatten, und diese beiden Verbündeten

ligen, da war es für massenhafte Aufstände um Jahre zu spät, und selbst da war fast noch nichts geschehen von Seiten der Washingtoner Regierung, um den Sklaven einen Sammelplatz oder einen Halt zum Uebertritt unter die Fahnen der Gesammtrepublik und in die Freiheit zu geben. Tausenden von Sklaven mißglückte das und sie gingen in grausamem Tode unter, während andern es gelang. Jefferson Davis und seine Sklavenjunker hatten gleich anfangs ein Schreckensregiment, sehr überdacht und systematisch durchgeführt, gegen ihre vier Millionen Sklaven in Anwendung gebracht, um sie unterwürfig oder unschädlich zu erhalten, und nur ein rechtzeitiger Einmarsch dem Zweck entsprechender großer Streitkräfte hätte die klug gezogenen Fäden dieses Schreckenssystems zu durchreißen vermocht. Bald genug zeigten sich die Wirkungen der geheimen Verhandlungen der Südstaaten mit dem Abenteurer-Kaiser zu Paris, dem Sohne Verhuel's, und selbst mit dem Vatikan zu Rom, durch dessen Erlasse die katholischen Theile der Südstaaten zum Eifer für die Sache derselben, als einer Sache der katholischen Kirche, angeschürt wurde, und zugleich die Wirkuugen der Selbstsucht, des Neides und der Furcht, welche Regierung und Nation von Großbritannien gegenüber von den nordamerikanischen Freistaaten hatten und bewiesen. Von beiden Seiten her war der heimliche Vorschub zu Gunsten der Rebellenstaaten groß bis zur Unverschämtheit.

England that zur See sein Möglichstes nicht nur gegen die gesetzliche Regierung der nordamerikanischen Freistaaten, sondern sogar durch Lieferungen an die Rebellen. England gab sich Mühe, über Schiffe, welche in London, also unter den Augen der Regierung, als Kaperschiffe der Südstaaten gegen die Nordstaaten ausgerüstet wurden und ausliefen, beide Augen zuzudrücken, um den nordamerikanischen Handel zu schädigen, ihn auf etliche Jahre in allen Gewässern der Welt zu vernichten. Das in England ausgerüstete Kaperschiff Alabama ist noch heute, neun Jahre nach seiner Ausrüstung, nicht nur ein Gegenstand der soeben zu Ende gegangenen, anfangs so bedrohlich aussehenden Verhandlungen zwischen England und Nordamerika, in deren Folge das stolze England Genugthuung an Nordamerika unterzeichnet hat, sondern eben darum und eben damit ein unauslöschlicher Schandfleck Englands, welches seit lange nicht mehr ist, als was es sich in seinem Nationalgefühl ansieht, der Hort der Freiheit in der Welt.

Es war, als hätte die englische Regierung es gerne gesehen, wenn die nordamerikanische Regierung sich kriegerisch mit England einge-

lassen hätte. Aber so tief verletzt der Präsident Lincoln durch Englands Benehmen sich fühlte, so vorsichtig hütete er sich, neben dem Kampfe, den er gegen die Rebellenstaaten auszufechten hatte, sich auch noch in kriegerische Verwicklungen mit England und Frankreich verleiten zu lassen, und er erwies sich durch diese Politik einer der Zeit und den Umständen allein entsprechenden Mäßigung als einen gescheidten Staatsmann, der nüchtern und trocken mit den Verhältnissen zu rechnen verstand.

Die guten Generale, welche die Südstaaten hatten, waren der Franzose Beauregard und die Neuengländer Lee und Jackson. Nach dem ersten großen Siege bei Bull-Run im Jahre 1861, welchen die Südstaaten erfochten, war längere Ruhe. Die Südstaaten waren zufrieden, Maryland und Virginien, auf deren Boden die Nordstaatlichen hereingefallen waren, von diesen gesäubert zu haben, und fielen nicht hinüber, ihren Sieg verfolgend, in die Nordstaaten, um diese niederzuwerfen. Sie begnügten sich, Zeit gewonnen zu haben, um aus Europa, d. h. aus Frankreich und England, für die Fortsetzung des Kampfes Verstärkungen an sich ziehen zu können, Verstärkungen an Kriegsmitteln jeder Art, an Waffen, Geschützen, Schießbedarf und Ausrüstungsgegenständen. Sie hofften auch aus dem Ausgange des Kriegs, welchen Spanien, Frankreich und England mit dem angrenzenden Mexiko führten, für ihre Selbständigkeit Nutzen zu ziehen. Wäre es gelungen, was der Papst zu Rom oder eigentlich seine Jesuiten und Napoleon III. für Mexiko heimlich gezettelt hatten, so wäre die Lage der nordamerikanischen Südstaaten gegenüber von den Nordstaaten eine höchst günstige geworden. Als die englischen und spanischen Truppen Mexiko verließen, blieben ja die französischen Streitkräfte, und von Frankreich kamen mächtige Verstärkungen nach Mexiko herüber, wie wenigstens Napoleons Vertrauensmann, der verbannte mexikanische General Almonte den südstaatlichen Junkern vorschwazte. Es kamen zwar vorerst nur 5000 Franzosen nach, um die Republik Mexiko in eine Monarchie verwandeln zu helfen. Doch kam wirklich bald die verheißene große französische Armee an, und errang einen Vortheil um den andern über die Truppen der mexikanischen Republik; und bald folgten immer weitere Verstärkungen an Mannschaft und Waffen nach Mexiko nach.

So warteten und bauten die Rebellenstaaten der nordamerikanischen Republik auf die Erfolge Napoleons III. und des Papstes, welche den Jesuitenbund geschlossen hatten, und diese beiden Verbündeten

warteten und bauten auf die Siege der Südstaaten über die Nordstaaten. Auch das wirkte dazu mit, daß die Südstaaten im zweiten Jahr ihres Sonderbunds ruheten, zurückgezogen auf den bloßen Vertheidigungszustand. Im dritten Jahre, 1863, fielen zwei große Schlachten, die eine bei Frederiksburg, die andere bei Chancellorsville, ganz zu Gunsten der Südstaatlichen aus. Der Wechsel der Generale im nordstaatlichen Heer, wo Mac Clellan von Burnside, Burnside von Hooker, Hooker von Meade abgelöst wurden in so kurzen Zeiträumen, schadete auch; man ließ keinen so lang im Befehl, daß er Erfahrungen gewinnen, den Krieg lernen und gemachte Fehler verbessern konnte, aber man setzte auch jetzt noch immer eingeborne Amerikaner an die Spitze und in die höheren Offiziersstellen, nicht die Tüchtigsten, ohne danach zu fragen, ob sie auf amerikanischem Boden geboren seien oder nicht.

Doch wurde endlich im dritten Jahr alles Wehrhafte in den Nordstaaten aufgeboten, viele Deutsche bildeten jetzt erst Regimenter, und an einzelne Deutsche, deren früherer Beruf in Deutschland der des Offiziers war, wurden sogar Generalmajorsstellen gegeben, wie an den Badener Franz Sigel. Doch kam man auf diese Erkenntnißstufe erst nach den bittersten Erfahrungen. Zwar hatten noch im Jahr 1863 General Meade bei Gettysburg einen Sieg über den südstaatlichen General Lee erfochten, aber der Krieg kam dadurch nicht vorwärts, und vorzüglich das deutsche Element in der großen republikanischen Partei setzte es endlich durch, daß ein entschiedener Mann aus ihrer Mitte, der Neuengländer Grant, von Lincoln den Oberbefehl über alle Streitkräfte der Nordstaaten erhielt.

Grant war auch kein Militär von Beruf, er war ein Geschäftsmann, ein Gerber und Lederwaarenhändler, bis zum Anfang des Krieges, aber waffengeübt, und er hatte von Gott aus das Zeug in sich zum Kriegsbefehlshaber, wie zum Staatsmann. Daß er ein geborner General war, zeigte er bald. Wie einst im Alterthum nach großen Niederlagen der Heere und Flotten des griechischen Freistaats Athen die aristokratischen Oberbefehlshaber der Gerber Leon ablöste und zu Land und zur See Siege erfocht, so war es der Gerber Grant, welcher den Krieg der nordamerikanischen Republik gegen die Rebellenstaaten zu einem siegreichen Ende führte.

Grant hatte als einfacher General den Krieg schnell gelernt, weil er seinen Generalstab aus sachverständigen europäischen Offizieren zusammensetzte, und darum errang er theilweise Erfolge, während die



Fürst von Bismark-Schönhausen.

Nach einer Photographie.



andern Generale unglücklich fochten. Diese waren aber in den ersten zwei Jahren meist aus jener Partei genommen, welche sich fälschlich die demokratische nannte, und welche die Partei der großen Geschäftshäuser, der nordstaatlichen Geldfürsten war, die für die Südstaaten Sklavenhandel trieben, die republikanische Partei auf den Tod haßten, und mit den Südstaatlichen durch Neigung und Verkehr in einem Verhältniß sich befanden, das vornherein bedenklich war, und das im Laufe des Krieges auf mehreren Punkten durch Risse hineinsehen ließ, welche geradezu Verrath im Hintergrund zeigten. Und dieser Partei schloß sich selbst Mac Clellan an, als er des Befehls enthoben wurde, falls er nicht schon vornherein insgeheim dazu gehörte.

Ein einheitlicher Oberbefehl war thatsächlich bisher gar nicht da gewesen, die Generale der einzelnen Armeen hatten auf eigene Faust agirt; einen einheitlichen Kriegsplan hatte es eigentlich auch nie gegeben, und selbst, wenn es einen solchen gegeben hätte, war es in der Natur dieser Generale, um solchen sich wenig oder nichts zu kümmern.

Mit dem Augenblick, in welchem General Grant als Oberbefehlshaber an der Spitze aller Armeen stand, wurde Alles anders. Ist Grant, der Gerber, auch nicht ein so großer Feldherr geworden, wie in der französischen Revolution der Küfergeselle Michael Ney, so ist die Länge der Zeit für Grant im Kriegslager gegenüber von der Länge der Zeit der Kriegsschule Ney's unter dem größten Kriegsgenie der neuen Zeit, unter Napoleon I., einzurechnen; und ist Ney, der Küfer, Herzog und Fürst von Moskowa geworden, so ist Grant, der Gerber, in Folge seiner Kriegslaufbahn — in unsern Tagen Präsident der vereinigten Staaten Nordamerikas geworden, und hat bis jetzt gezeigt, daß er, wie im Kriege, so im Frieden seinem Vaterlande wohl vorzustehen weiß.

Sein aus den tüchtigsten Männern, aus lauter erfahrenen Sachverständigen gebildeter großer Generalstab entwarf einen ebenso einheitlichen als zweckmäßigen Kriegsplan, und diesen auszuführen wurden die Untergenerale zum erstenmal in strenge Aufsicht genommen. Mit der Potamacarmee rückte der Oberfeldherr Grant gegen den Hauptheerd der Rebellion, gegen Richmond, vor, und General Sherman warf sich in die Uferstaaten des Golfs von Mexiko, um die dortigen Depots der Rebellenstaaten zu zerstören und ihnen damit die Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges zu vernichten.

Nachdem Sherman diesen Theil des Kriegsplans geschickt und glücklich ausgeführt hatte, wandte er sich von Georgia und Südkarolina

wieder gegen Norden, um in Verbindung mit Grant die Armee der Südstaatlichen zu erdrücken. Am 2. April 1865 wurde die Hauptmacht der Südstaaten unter Lee von Grant an der Spitze der vereinigten nordstaatlichen Streitkräfte in einer fünftägigen Schlacht bei Petersburg geschlagen.

Am andern Tage wurde Richmond beschossen und von den Südstaatlichen geräumt. Nachdem dieser festeste Punkt, der Hauptplatz des Sonderbunds für die Rebellen, verloren war, kapitulirte der südstaatliche Obergeneral Lee am 9. April mit den Trümmern seiner Armee. Nach solchen Niederlagen konnte sich der Sonderbund nicht mehr halten. Was noch an Streitkräften desselben unter andern Generalen zerstreut vorhanden war, folgte dem Vorgange Lee's und kapitulirte. Eine Stadt nach der andern ergab sich. So war im Mai 1865 der große Krieg, welcher Anfangs ganz Europa in seine Feuerkreise hineinzuziehen drohte, der Kampf zwischen den rebellischen Südstaaten und der gesetzlichen Regierung der Gesammtrepublik, zu Ende.

Ins fünfte Jahr hinein hatte er gedauert, und ungeheure Opfer auf beiden Seiten gekostet: wegen der noch nie dagewesenen Größe des Flächenraums, auf welchem diese Kämpfe sich abspielten, hatte dieser Krieg Milliarden an baarem Geld, und noch mehr Milliarden durch Zeit und Arbeitsverlust, verschlungen und die vereinigten Staaten um mehr als eine halbe Million Menschen, und zwar solchen, die zu den arbeitskräftigsten gehörten, ärmerzgemacht. 325,000 Mann waren auf Seite des Präsidenten Lincoln, über 200,000 Rebellen in Folge dieses Bürgerkriegs zu Grunde gegangen. Nicht wenig an diesen Verlusten Schuld hatte die unchristliche Gesinnung, welche in Beiden vorherrschend war, in den Nordstaatlichen wie in den Südstaatlichen.

Am Neujahrstag 1863 war man in Washington endlich dahin gekommen, die Befreiung aller Sklaven der Südstaaten zu verkünden. Aber selbst die nordstaatlichen Truppen lähmten diese spät genug gekommene Maßregel: sie ließen die Neger nicht in ihre Compagnieen einreihen, und als dann eigene Negerregimenter gebildet wurden, sträubten sich jene „eingebornen Freien", Waffenbrüderschaft mit den eben erst frei gemachten Christen zu halten. Die Südstaatlichen aber erschossen jeden gefangenen Neger, der unter der Fahne der Nordstaaten diente, auf der Stelle.

Erst als die Länge des Kriegs und die blutigen Schlachten die Reihen der nordstaatlichen Kämpfer sehr gelichtet hatten und das Handgeld für einen Angeworbenen auf 600 Dollars (1400

Gulden) und mehr gestiegen war, überwanden die Nordstaatlichen ihr soldatisches Vorurtheil; sie waren froh, ihre großen Lücken durch kräftige Farbige ergänzen zu können, und im Jahre 1865 standen über 100,000 Neger unter den Waffen bei der Armee. Schon auf des Präsidenten Lincoln erste Verkündigung der Freiheit für alle Sklaven der Südstaaten hatten einige Nordstaaten, in welchen noch Sklaven gehalten wurden, die Sklaverei abgeschafft, und am 3. Januar 1865 erhielt die Aufhebung des Sklavenwesens für die ganze nordamerikanische Gesammtrepublik durch den Congreß Gesetzeskraft.

Das war ein großer Sieg des christlichen Geistes. Gaben auch zuletzt politische Gründe den Ausschlag dafür, so gehört doch das Verdienst, jahrelang unter größten Gefahren dafür geredet, geschrieben, gearbeitet, gekämpft und gelitten zu haben, dem edeln humanen Sinn von Männern und Frauen, in welchen die Christus-Religion Leben geworden war.

Es waren die Südstaaten durch den Sieg der Nordstaaten so niedergeworfen, daß sie auf lange hin sich nicht mehr erheben können. Der Nordamerikaner Dixon hat in seinem Werk „Neuamerika" bezüglich dieses fünfjährigen Kampfes gesagt: „Zum Glück für die Welt ist der Plan der Südstaaten mißlungen und ihre Sache verloren, mißglückt durch ein Gesetz der Natur, verloren durch die Fügung des Himmels. Kein politisches Unheil wäre dem Sieg eines Sklavenreichs gleich gekommen, welches auf den Untergang eines starken Freistaats sich gegründet hätte. Alle freien Nationen der Welt würden es gefühlt, alle ehrlichen Menschen darunter gelitten haben."

Wenn dem so ist — und wer kann zweifeln, daß dem so ist? — so ist mit all dem vergossenen Blut der mörderischen Schlachten, in so furchtbar großen Strömen es floß, mit den ungeheuren Opfern aller Art das, was für Nordamerika selbst und für die Welt damit gewonnen worden ist, nicht zu theuer erkauft. Und hätte der Sieg über das Böse, was Napoleon III., der Papst zu Rom mit seinen Jesuiten, und die Welt der Junker diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans geplant, theils wenigstens gefördert oder gewünscht hatten, noch dreimal mehr Gut und Blut gekostet, so wäre er nicht zu theuer erkauft worden.

Während des Kriegs war die gesetzlich bestimmte Zeit zur Neuwahl eines Präsidenten eingetreten, da die Dauer der Präsidentschaft Lincolns ablief. Auf den 8. November 1864 waren die Wahlen angesagt. Auf Seiten der sogenannten demokratischen Partei wie auf

Seiten der republikanischen wurden die äußersten Anstrengungen gemacht, ihren Candidaten durchzusetzen. Seit der Gründung der vereinigten Staaten war keine Präsidentenwahl so wichtig wie die jetzige, noch mitten drin im Kriege mit den Südstaaten. Die demokratische Partei wollte den General Mac Clellan auf den Präsidentenstuhl heben, die republikanische die Wiederwahl Lincolns durchsetzen. Die Fortexistenz einer vereinigten Staatenrepublik hing von dieser Wahl ab. Denn wenn Mac Clellan Präsident wurde, so söhnte er sich aus mit den Südstaaten, alle Errungenschaften des freien Geistes gingen dann verloren, alle gebrachten Opfer waren dann umsonst. Aber Lincoln wurde wieder gewählt, mit großer Mehrheit. So konnte er die Niederwerfung der Rebellion vollenden und an die Neugestaltung der Südstaaten denken.

Da griff eine kleine Partei unter den Rebellen zum Meuchelmord. Von einer Zahl Verschworner wurde der Beschluß gefaßt, den Präsidenten Lincoln und alle seine Minister, den General Grant und andere Führer der republikanischen Partei, an einem Tage zu ermorden, und dann die dadurch entstehende Verwirrung zu benützen und sich der Regierungsgewalt zu bemächtigen. Die Meuchelmörder waren bestellt und gingen ans Werk in der Wohnung Grants und in denen der andern auf der Liste stehenden Staatsmänner. Weder Grant, noch die andern wurden zu Hause getroffen. Nur der Staatssekretär Seward wurde von den Meuchelmördern in seiner Wohnung angetroffen und überfallen; sie flüchteten aber, nachdem er in seinem Blute lag. Er war aber nicht todt, so gefährlich auch seine Wunden waren, und er genaß später. Lincoln saß um diese Stunde, wie es seine Gewohnheit war, in seiner Loge im Washingtoner Theater mit seiner Familie, das Angesicht der Bühne zugewandt: da fällt ein Schuß, und der Schreckensruf „der Präsident ist ermordet!" gellt durch das Haus. Unbemerkt war der Schauspieler Wilkes Booth, ein fanatischer Südstaatler, in die Loge herein und hinter Lincolns Stuhl getreten; kein Glied der Präsidentenfamilie bemerkte ihn, da Lincolns Frau und Kinder vorn saßen und die Vorstellung im Gange war. So hatte Booth sicher sein Ziel zu wählen vermocht und den Präsidenten in den Hinterkopf geschossen. Am Morgen des andern Tages war der tödtlich Getroffene eine Leiche.

So war nur Einer todt, der Präsident; und ein Zweiter, sein erster Minister, bloß verwundet, wenn gleich zwischen Leben und Tod schwebend. Die Frucht des verruchten Plans der Verschworenen ent-

gleitete ihrer darnach ausgestreckten Hand; es kam nicht zu augenblicklicher allgemeiner Verwirrung, sie konnten sich nicht der Regierungsgewalt bemächtigen. Die auf der Mordliste gestandenen und dem Meucheldolch und Meuchelschuß entgangenen Führer der republikanischen Partei faßten die Zügel des Regiments in feste Hand. Die Verschwornen stoben auseinander. Der Präsidentenmörder Booth hatte kaum Zeit, zu entrinnen und sich zu verstecken. Er stahl sich in Todesangst nächtlich von Farm zu Farm solcher, die es mit den Südstaaten hielten. Aber die Wege zu seiner Flucht nach dem Süden waren ihm frühzeitig verlegt, und die Jagd der Regierung auf ihn erreichte endlich sein letztes Versteck. Aber auch da vertheidigte er sich noch mit dem Muthe der Verzweiflung, und als er nach hartnäckigem Kampf gefangen wurde, war er fast verblutet, schon ein halber Leichnam.

Der Rebellen-Präsident Jefferson Davis war, als Richmond genommen wurde, bei Zeiten aus diesem seinem Regierungssitz geflohen, aber auf der Flucht gefangen worden.

Gleich nach der Gefangenschaft dieses Staatsverbrechers wurde von der allgemeinen Stimme der Nordstaaten, die verrätherischen Afterdemokraten ausgenommen, zumal von dem Heere die Hinrichtung dieses Großmissethäters gefordert; denn ihm wurde es zugeschrieben, daß während des Krieges die südstaatliche Regierung sich der nordstaatlichen Kriegsgefangenen dadurch zu entledigen suchte und sich derselben auf viele Tausende hinaus dadurch entledigte, daß sie Haufen von Gefangenen, in ungesunden Räumen eng zusammengepfercht, ersticken, und ebenso dadurch, daß sie solche im wörtlichen Sinn verhungern ließ.

Der Hochverrath dieses Rebellenhäuptlings, welcher allein schon nach dem Staatsgesetz ihn dem Tod am Galgen zuwies, und diese seine zugelassenen oder befohlenen Greuelthaten waren an und für sich mehr als hinlänglich, um ihn zu hängen; und jetzt, nach der Ermordung Lincolns, zeigten sich Fäden genug, welche auf die Mitwissenschaft des Jefferson Davis hinwiesen. Viele der Verschwornen waren verhaftet worden, viele aber auch der Verhaftung zuvorgekommen und hatten sich nach Frankreich und Aegypten geflüchtet. Doch wurden nur einige am Schluß ihres Prozesses gehenkt, nicht aber darunter Jefferson Davis, ja dieser läuft heute nicht nur frei umher in den Südstaaten, sondern er sucht sie aufs Neue gegen die Nordstaaten aufzuwiegeln, noch voll des alten Hasses.

Das kam also. Die nordamerikanische Verfassung schreibt vor,

daß, falls vor Ablauf seiner vier Jahre der Präsident stirbt, der Vicepräsident an seine Stelle tritt und während dieser Zeit regiert. Der gewählte Vicepräsident war Andrew Johnson, ein geborner Südstaatlicher. Johnson hatte es vom Schneidermeister zum Gouverneur von Tennessee gebracht, was schon an und für sich für eine gewisse Begabung desselben zeugt, zumal Tenessee vorzugsweise ein Junker- und Sklavenstaat war; denn er zählte um diese Zeit auf wenig über eine Million Einwohner gegen 300,000 Sklaven. Johnson, ursprünglich südstaatlich gesinnt, war später zur republikanischen Partei der Nordstaaten übergetreten, hatte sich sehr populär zu machen gewußt, und war so bei Lincolns Wiederwahl zum Vicepräsidenten gewählt worden, als einer der eifrigsten Anhänger der republikanischen Partei und als einer der thätigsten für Lincoln.

Mit Johnson ging aber nur zu bald eine Veränderung vor, nachdem er in die Präsidentenstelle eingetreten war. Er regierte zwar zunächst im Sinne des verewigten Lincoln, mit fester Hand hielt er die Grundsätze der republikanischen Partei aufrecht, ließ dabei Milde für die einzelnen Personen vorwalten und suchte nach dem Siege die Besiegten wieder für die Gesammtrepublik durch versöhnliche Maßregeln zu gewinnen. Eine sehr ausgedehnte Amnestie wurde verkündet, welche allen nicht besonders schwer belasteten Rebellen die freie Rückkehr in die Union öffnete, sogar solchen, gegen welche schwerere Anklagen vorlagen, und welche darum zunächst von der Amnestie ausgeschlossen waren, wurde Begnadigung verheißen, unter der Bedingung, daß sie darum einkommen und die Gesetze der Union anerkennen; und jedem, welcher darnach that, wurde sie gewährt.

Die ersten Reibungen zwischen Johnson und dem Congreß traten zu Tage bei der Frage der Neugestaltung und Wiedereinfügung der Südstaaten in die Union. Die Mehrheit des Congresses beharrte darauf, daß nur mit Unterschied den Südstaaten erlaubt sei, Vertreter in den Congreß zu senden, nämlich nur denjenigen, welche die Gesetze der Gesammtrepublik, also besonders die über die Aufhebung der Sklaverei anerkannt und in Vollzug gesetzt haben. Bald darauf trat eine zweite Streitfrage hinzu, die Frage um die politische Stellung der freigegebenen Sklaven, zunächst darüber, ob sie bei Wahlen gleiches Stimmrecht haben oder nicht.

Diese beiden Fragen waren es, welche Andrew Johnson in einen Zusammenstoß mit der Mehrheit des Congresses brachte, welcher sich immer mehr verschärfte, und in welchem er die gute Meinung von

ihm, in die er sich zu setzen gewußt hatte, durch eigene Schuld abschwächte, so sehr, daß er, immer mehr in der öffentlichen Achtung sinkend, darin verkommen war, lang ehe die Zeit zur Neuwahl eines Präsidenten, welcher er so gerne geworden wäre, eintrat. Es war Schade um den Mann, welcher sich wie Lincoln, der in seiner Jugend Steine auf der Straße schlug, aus niedern Verhältnissen herausgearbeitet, dadurch eine tüchtige Kraft des Kopfs und des Charakters bewährt, und so lange gehalten hatte, ehrlich und gescheidt.

Zuerst hatte sich nach und nach die afterdemokratische Partei Einfluß auf Johnson zu verschaffen gewußt, und bald darauf kamen seine ursprünglichen Freunde, die Südstaatlichen, und damit im Bunde seine Heimath- und Jugendeindrücke über ihn. Diese brachten ihn dahin, zuerst eine sehr nachsichtige Stellung zu dem gefangenen Präsidenten des Sonderbunds, Jefferson Davis, einzunehmen, und gegen die öffentliche Meinung das Ohr zu verschließen. Die Regierung der vereinigten Staaten unter Johnsons Vorsitz war in entschiedener Mehrheit dafür, Jefferson Davis nicht als gewöhnlichen Verbrecher zu behandeln. Es kam dem Letztern dabei auch das zu statten, daß er zur Zeit, da die Südstaaten den Präsidentenstuhl der Union inne hatten, lange genug Kriegsminister gewesen war, um sich Freunde in den maßgebenden Familienkreisen der Nordstaaten, zumal in denen von Washington und New-York, zu machen, und die Fäden dieser früheren Verhältnisse waren leicht wieder in Bewegung zu setzen. Zugestanden aber werden muß, daß selbst unter der republikanischen Partei, und nicht bloß unter den Regierungsgliedern aus dieser Partei, sich solche fanden, welche, um die Versöhnung zwischen den Süd- und Nordstaaten zu erleichtern, von der Politik die Schonung des Sonderbundspräsidenten, also die Vermeidung alles dessen für geboten hielten, was die Südstaaten reizen oder erbittern könnte. Daß auch von diesen Politikern der republikanischen Partei die Anklage- und der Sühneruf, welchen die Tausende der unter Davis Regiment in der Gefangenschaft verhungerten Nordstaatlichen aus dem Grabe hervor ausstießen und welcher aus dem Mund ihrer Angehörigen und aus allen Orten der Nordstaaten wiederhallte, nicht beachtet worden ist, hat sich als unpolitisch im Jahre 1871 offenbart.

Das Zusammenwirken aller dieser Einflüsse mit einander hatte für den Gefangenen sehr günstige Erfolge: zuerst den, daß er bald fürstliches Gefängniß erhielt; darauf den, daß sein Prozeß vertagt wurde,

dann den, daß er freigelassen wurde unter der Bedingung sich jederzeit auf geschehene Aufforderung vor Gericht zu stellen.

Er begab sich nach Europa mit seiner Familie, um, zum Danke für die gütige Behandlung, welche ihm die nordstaatliche Unionsregierung hatte angedeihen lassen, in unausgelöschter Feindseligkeit gegen dieselbe, auf's Neue in Frankreich und England wider die Gesammtrepublik, deren geschworener Bürger er war, für eine Lostrennung der Südstaaten zu intrikiren.

Die Nichtswürdigkeit dieses Elenden und seiner Bestrebungen, welcher vorerst dem wohlverdienten Galgen entgangen ist, tritt gerade jetzt, im Jahre 1871, in boshaftester Art wieder in Thätigkeit; gerade jetzt, wo die Südstaaten durch siebenjährige Erfahrung eingesehen haben, daß die Sklavenhalterei und der Sklavenbesitz nicht bloß vom christlichen und politischen Standpunkt unangemessen, sondern vom nationalökonomischen Standpunkt aus eine unzweckmäßige Einrichtung und ein trügerischer Werth gewesen ist.

Trotz der wenigen Jahre, welche seit dem Schlusse des nordamerikanischen Bürgerkriegs vergangen sind, wird die Lage der Südstaaten aus der Mitte derselben bereits als eine günstige bezeichnet, haben auch diese Lande noch unter den Nachwirkungen des vierjährigen Vernichtungskampfes zu leiden. Die ökonomischen Zustände sind zufriedenstellend, gewiß ein überraschendes Ergebniß in Staaten, von denen man früher gesagt und geglaubt hatte, ihr Wohlstand ruhe allein und ganz auf der Einrichtung der Sklaverei. Wohl war der Sklavenbesitz ein sehr bedeutender Theil des Reichsthums der Südstaatlichen, die Sklaven stellten vor dem Kriege fast die Hälfte des persönlichen steuerbaren Eigenthums in den Sklavenstaaten dar, und in dem Augenblick, wo mit Einem Streich dieses Eigenthum als solches vernichtet, und der Sklave zu einem selbst nach Besitz ringenden Menschen gemacht wurde, mußte in den ökonomischen Verhältnissen der Sklavenbesitzer, in den Finanzen, im Handel und in jeder Art von Betrieb in den Sklavenstaaten, zunächst eine Zerrüttung eintreten. Denn damit, daß man ihnen ihre Sklaven nahm, war ihnen ein Besitz von großem Werth, und zwar ein Werth in Geld wie in Arbeit, genommen. Sie waren aber selbst Schuld daran, die Sklavenhalter der vereinigten Staaten. Gerade die Südstaatlichen waren es, an welchen, als an gefühllosen Steinblöcken, die Arbeiten derjenigen bisher gescheitert waren, welche die Aufhebung der Sklaverei auf dem Wege des allmähligen Uebergangs und gegen Schadenersatz an die Sklavenbesitzer

im Congreß und in der Oeffentlichkeit betrieben hatten. Da kam über diese, in mehr als einer Hinsicht schrecklich Schuldigen als Strafe die unentgeltliche, plötzliche Abschaffung durch die Sieger inmitten des Kriegs, und dann die Durchführung derselben als Bedingung des Friedens und der Wiederaufnahme in die Union.

Wo immer in einem Staate gewisse Besitzthümer und Berechtigungen unzeitgemäß geworden sind, aber die Berechtigten nicht rechtzeitig in eine vertragsmäßige Umwandlung und Ablösung willigen, aus einsichtslosem starrem Festhalten am Herkommen trotz der Veränderungen in den Köpfen der Menschen und in den Zeitverhältnissen, da hat sich noch allezeit das gerächt, dadurch, daß die unzeitgemäß gewordenen Herren, weil sie zu rechter Zeit das Billige nicht annehmen, theils gar nichts, theils namhaft weniger bekamen, und das sehr hart empfanden, weil die Gerichte Gottes hart auftreten auf die Häupter derer, welche sich darin verstocken, hart gegen ihre Mitmenschen zu sein.

Von den elf Sklavenstaaten hatten acht schon im Laufe des Jahres 1865 sich gefügt und das Gesetz angenommen, durch welches die Sklaverei in dem ganzen Gebiet der vereinigten Staaten aufgehoben wurde. Dadurch erhielt das Gesetz erst die zu seiner Rechtsgültigkeit nöthige Stimmenmehrheit, nämlich Dreiviertel aller Stimmen, und am 18. Dezember 1865 wurde dieses Gesetz als ein Theil der nordamerikanischen Verfassung vom Präsidenten Johnson verkündigt. Johnson war dafür, daß auf das hin diese Südstaaten in den Verband der Gesammtrepublik wieder aufzunehmen seien. Die Mehrheit des Congresses war aber jetzt noch nicht dafür. Auch diese Südstaaten wurden, wie die drei andern, welche die Sklavenaufhebung vorerst nicht anerkannten, unter die Verwaltung der Union und unter Militärgouverneure gestellt.

Der zweite Punkt, worüber der Präsident Johnson mit der Mehrheit des Congresses in Streit kam, war die politische Stellung der soeben frei gewordenen Sklaven. Johnson und sein Anhang wollten den Negern das Wahlrecht nur stufenweise geben, zuerst nur denjenigen darunter, welche für die Union gekämpft haben; dann denen, welche lesen und schreiben können, und endlich solchen, welche durch den Besitz eines Vermögens von 200 bis 300 Dollars beweisen, daß sie sich durch ihre eigene Arbeit nähren können. Dadurch wäre zunächst nur eine kleine Zahl von freien Negern wahlberechtigt geworden; denn zunächst hatten sie kein Vermögen, und die meisten südstaatlichen

Sklavenhalter hatten bei Leibes- und Lebensstrafe ihren Sklaven verboten, lesen und schreiben zu lernen. Johnson und seine Partei gingen dabei nicht aus von der Idee, daß die Sklaven erst zum Genuß der vollen Freiheitsrechte erzogen werden müssen, und daß das Maß der äußeren Freiheit, wenn es zum Heile ausschlagen solle, in Verhältniß mit der Bildung zu setzen sei. Ideale Leute waren Johnson und seine Freunde nicht; sondern sie durchschauten die Absicht der republikanischen Partei, welche alsbaldige Gleichstellung der Neger in allen politischen Rechten, und mit besonderer Betonung ein Gesetz verlangten, welches erklären sollte, daß dieselben zu allen Aemtern befähigt und berechtigt seien, in den Congreß zu wählen und gewählt zu werden.

Die siegreiche republikanische Partei ging dabei auch nicht bloß vom idealen Gesichtspunkt der allgemeinen Menschenrechte aus, sondern sie hatte dabei den Zweck, durch die unbedingte Wahlberechtigung aller freigewordenen Neger und durch ihre Befähigung zu allen Aemtern die politische Macht der bisherigen Sklavenhalter in den Südstaaten zu brechen, ihnen eine große Gegenmacht im eigenen Hause entgegenzustellen und dadurch die republikanische Partei so zu verstärken, daß ihr trotz des Zusammengehens der afterdemokratischen Partei mit den ehemaligen Sklavenjunkern der Sieg und die Herrschaft auf die Dauer gesichert bliebe.

Die republikanische Partei blieb darum dabei, daß die Wiederaufnahme in die Union nur denjenigen Südstaaten zu gewähren sei, welche auf die Gleichstellung der Neger in allen politischen Rechten eingehen, und mit großer Mehrheit verwarf der Congreß am 16. März 1866 die Wiederaufnahme der Südstaaten, und, während so elf Staaten von der Vertretung im Congreß ausgeschlossen waren, wurde allen Bewohnern der vereinigten Staaten ohne Rücksicht auf Hautfarbe und bisherigen Sklavenstand das volle Bürgerrecht verliehen.

Der Präsident Johnson warf auf diese Beschlüsse hin der republikanischen Partei vor, sie gehe darauf aus, die Südstaaten zu afrikanisiren, und setzte den Beschlüssen des Congresses das ihm durch die Verfassung zustehende Veto entgegen. Aber der Congreß hatte durch dieselbe Verfassung das Recht, das Veto des Präsidenten zu kassiren, wenn zwei Drittel der Stimmen sich für die Kassation aussprechen, und er kassirte es. Nachdem sich der Streit zwischen dem Präsidenten und dem Congreß zwei Jahre lang fortgeschleppt und Johnson sich grober Mißgriffe schuldig gemacht hatte, ging am 24. Februar 1868

im Repräsentantenhaus ein Beschluß durch, auf welchen hin der Präsident in den Anklagestand versetzt wurde. Da aber der Prozeß desselben von dem Senat, welcher verfassungsmäßig der oberste Anklagehof für Staatsbeamte ist, in welchem der Vicepräsident den Vorsitz hat und also Johnson ihn auch lange hatte, geführt werden mußte, so endete die Anklage am 16. Mai mit einer Freisprechung, da zu dem ja noch im Senat die republikanische Partei nur in einer kleinen Minderheit vertreten war.

Die Folge von alledem aber war denn doch, daß jetzt die meisten Südstaaten die Bedingungen annahmen, welche die den Congreß beherrschende republikanische Partei bezüglich der Sklaverei aufgestellt hatte, und so traten sie wieder vollberechtigt in die Union ein und beschickten den Congreß.

Eine ungeheure Aufregung und Bewegung ging lange in hohen Wogen der Wahl eines neuen Präsidenten durch die ganze Union voraus, die am 3. November 1868 stattfand. Nur drei von den Südstaaten haben sich nicht an derselben betheiligt. Von 33 Staaten waren es 25, deren Stimmen auf General Grant sich vereinigten als den künftigen Präsidenten, und auf Colfax als Vicepräsidenten. Am 4. März 1869 trat Präsident Grant sein Amt an und hat es seither mit Würde geführt; Johnson zog sich ins Dunkel nach Europa zurück.

So gingen die Intriken der finstern Macht zu Schanden, welche der Freiheit des Geistes und der Bildung wie der politischen Freiheit der Völker in gleicher Weise unversöhnlich feind ist; zu Schanden die Plane der unter dem Einflusse dieser Macht gestandenen südstaatlichen Junker und Napoleons III.

Beide hatten den Untergang der Republik der vereinigten Staaten und die Rückführung der neuen Welt zur Geistesknechtschaft unter einem unfehlbaren Papstthum und zur Gewaltherrschaft eines unumschränkten Königthums gewollt. Aber die Republik der vereinigten Staaten Nordamerikas ist aus ihrer Gefährdung stärker hervorgegangen, als sie zuvor war; sie hat zum Erstaunen der Welt sich in ein paar Jahren aus allen den ungeheuren finanziellen Verlusten des langen Bürgerkriegs heraus- und emporgearbeitet, und es gibt in allen Welttheilen keine Großmacht, welche heute nicht bemüht wäre, die Freundschaft der großen nordamerikanischen Republik zu suchen, im Angesicht der niegeahnten Größe der unerschöpflichen Geldmittel dieses Großstaats und der respektgebietenden Wehrkraft, welche derselbe in den vier Kriegsjahren zu Land und zur See, in Heer und Flotte,

entfaltet hatte. Derjenige aber, welcher, ein Verbündeter der Jesuiten, diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans auf die Wiederherstellung einer religiösen und politischen Knechtschaft der Völker sann und dafür arbeitete und die Grundpfeiler der republikanischen Freiheit in Mexiko und Nordamerika umstürzen wollte, der Bastard-Bonaparte, Napoleon III., hat eben damit das Gottesgericht eingeleitet, welches im Verlauf von ein paar Jahren seinen eigenen, auf Meineid und Menschenmord gegründeten Thron umwarf und ihn der Lächerlichkeit preisgab, wie seit Romulus Augustulus kein Selbstherrscher sich einer solchen ausgestellt sah.

Auf dem ganzen nordamerikanischen Boden aber war der häßlichste Makel getilgt, welcher die Union entstellte, war der schreiendste Widerspruch in der nordamerikanischen Verfassung ausgeglichen, nämlich die Sklaverei. Was der Engländer Wilberforce für die Sklaven der englischen Colonieen durchgesetzt hatte, das hat auf dem Boden der vereinigten Staaten Nordamerikas die republikanische Partei vollzogen, die Befreiung der Sklaven. Es ist freilich eine Schande für das christliche Herrenthum in der alten und in der neuen Welt, wie für die Priester und Prediger der verschiedenen Schattirungen des christlichen Glaubens, daß es ein ganzes Jahrhundert brauchte, um den Gedanken und die Arbeit des edlen Philanthropen Wilberforce so weit siegreich zu machen. Denn es gehört zu dem A-B-C des Christenthums die Anerkennung der Menschenwürde in jedem einzelnen Menschen, ohne Unterschied der Farbe und der Abstammung, ohne Unterschied des Bekenntnisses. Der Sieg der republikanischen Partei in Nordamerika ist ein Sieg der Menschheit dem Unmenschlichen und den Unmenschen gegenüber, ein Sieg des wahren d. h. des praktischen Christenthums, aber ein Sieg, an welchem die Eiferer für die Rechtgläubigkeit keinen, praktisch-christliche Männer und Frauen vielen, eine politische Partei, die republikanische, den meisten Antheil haben.

Nach so großem Vorgang und nach den Erfahrungen auf dem südstaatlichen Gebiet der nordamerikanischen Union mußten der Geist, der für die Befreiung der Sklaven überhaupt arbeitete, die Ideen der persönlichen Freiheit und der Aufnahme in die geselligen und bürgerlichen Rechte, mit Naturnothwendigkeit rasche Fortschritte machen, vom Norden nach dem fernen Süden des großen Welttheils Amerika. Wenn die unsterblichen Seelen, welche von der Erde weg in höhere Welten eingegangen sind, hernieder schauen können auf die Früchte dessen, was sie auf Erden gesäet und gepflanzet haben, wie wird der

Geist Wilberforce's und der Geist Lincoln's seine Seligkeit erhöht finden dadurch, daß der Sklavenbefreiung im Freistaat Nordamerika die Sklavenbefreiung im Kaiserthum Brasilien gefolgt ist!

Der Sieg der republikanischen Partei und der Nordstaaten über die Sklavenstaaten war das eigentlich Entscheidende, daß Napoleons Einmischung in Mexiko ein so trauriges Ende nahm, ein solches Ende, daß, davon tiefst erschüttert, sein eigener Thron hüben in Frankreich ins Schwanken kam. Fester aber als je stand jetzt durch den Sieg der nordamerikanischen Union der alte Grundsatz dieser großen Republik, keine europäische Herrschaft auf dem amerikanischen Festland Fuß fassen zu lassen, vor allem jede Art von Junkerthum vom Boden desselben wegzufegen, und die Zeit vorzubereiten für das Aufhören aller Art von absoluter Herrschaft in der neuen Welt.

Wenn Napoleon III. und seine Verbündeten, die römischen Jesuiten, hüben wie die drüben in Mexiko, gesiegt, und wenn die Sklavenjunker der Union, die Verbündeten Beider, die Herrschaft über die Nordstaaten gewonnen hätten, so wäre die Knechtschaft der Völker des europäischen Festlandes in Aussicht gewesen, da Englands früherer Ruhm, der „letzte Hort der Freiheit der Völker" zu sein, längst zur Fabel herabgesunken, dieses selbe England mit Napoleon III. in sehr befreundete Beziehungen getreten war, und die Sklavenstaaten der nordamerikanischen Union, zwar heimlichst, aber ausgiebigst, in dem Bürgerkrieg unterstützt hatte.

Die „Alabamafrage" ist nicht eine einfache, bloß auf ein Kaperschiff mit Namen Alabama sich beschränkende Streitfrage; sie schließt viele wohlbegründete Beschwerden der Regierung der vereinigten Staaten gegen Regierung und Volk Englands in sich. Ihren Namen nur hat sie daher, daß die südstaatlichen Junker ein Kaperschiff, das Alabama getauft wurde, in England bestellt hatten. Unter den Augen der englischen Behörden erbaut und ausgerüstet, hatte dieses Kaperschiff in dem kurzen Zeitraum von acht Wochen zwei und zwanzig Handelsschiffe der Nordstaaten weggenommen.

Hatte übrigens die nordamerikanische Regierung mit Recht in dieser Hinsicht sich über England zu beklagen, so gab auch sie selbst wieder der englischen Regierung Anlaß zu wohlbegründeten Gegenbeschwerden. Denn unter den Augen der nordamerikanischen Regierung, auf ihrem Gebiet und sogar am Sitze der letzteren, bildeten sich die Partei und die Unternehmungen der Fenier d. h. der in Nord-

amerika lebenden Irländer, welche darauf ausgingen, drüben Irland von England loszureißen, und hüben Canada diese große englische Besitzung hart an der Gränze der vereinigten Staaten, zum Abfall zu bringen. Wiederholte bewaffnete Einfälle der Fenier in Canada und ebenso fenische Sendungen von Waffen und Führern aus den nordamerikanischen Häfen nach Irland hinüber, waren Thatsachen, und das Mitwissen und Zulassen der nordamerikanischen Regierung war, trotz des diplomatischen Abläugnens derselben, für alle Welt offenbar.

Es war mehr als einmal nahe daran, daß die Spannung zwischen England und Nordamerika in einen erbitterten Krieg zwischen diesen beiden Großmächten ausbreche. Furchtbar gereizt durch die erlebten Thatsachen und täglich noch durch die politiklose nordamerikanische Presse zweiten und dritten Rangs, war die Volksstimmung der vereinigten Staaten nach ihrem Sieg über die Südjunker geradezu eine gegen England verbitterte; sie forderte den Krieg gegen England, und es gehörte eben so viel Kraft als Klugheit von Seiten der Regierung dazu, sich von der Strömung der öffentlichen Meinung nicht fortreißen zu lassen.

Noch weit mehr, als die Begünstigung der Fenier-Unternehmungen, trug in England die sehr auffällige Freundschaftlichkeit der nordamerikanischen Regierung gegenüber von Rußland zur Spannung bei. Rußland, dieser alte, mächtigste Feind Englands für die asiatischen Besitztheile Großbritanniens im Bunde mit den nordamerikanischen Freistaaten, der nach England zur See gewaltigsten Großmacht der Welt, konnte jeder Partei in England nur bedenklich und widerwärtig sein, da ein solcher Bund für das, was jedem Engländer und jeder Engländerin in erster Linie steht, für das englische Interesse, schwere Gefahr drohte.

Auch das Verhältniß der nordamerikanischen Regierung zu Deutschland, welches sich sehr günstig für das letztere bildete, wurde bald genug dazu noch der selbstsüchtigen englischen Nation ein Dorn im Auge. Deutschland hatte mit Wort und That, wie keine andere Nation, in dem Bürgerkrieg der nordamerikanischen Freistaaten sich ganz entschieden für die Nordstaaten ausgesprochen. Während des Krieges hatte die ganze deutsche Presse, so weit sie ehrenhaft war, für die Nordstaaten gekämpft, und was für die letzteren eine besonders große Unterstützung war, das deutsche Volk hatte die Werthpapiere der gesetzlichen nordamerikanischen Regierung mit Vertrauen angenommen, die der

südstaatlichen abgewiesen. Die bald darauf eintretende Neugestaltung Deutschlands förderte und steigerte das Verhältniß Nordamerikas zu Deutschland bis zur gegenseitigen Freundschaft.

Die russische Regierung aber, deren Politik anderswo, als in der neuen Welt, ihren Vortheil suchte und fand und der an ihren amerikanischen Besitzungen, welche sie schon hatte, wenig oder nichts lag, verkaufte die letzteren an die vereinigten Staaten, und diese waren so freundlich, dafür sieben Millionen Dollars zu bezahlen. So hatte Rußland zwei Vortheile zugleich erlangt, eine schöne Summe Geldes, welche es für seine Absichten in Asien sehr nöthig hatte, und zugleich freundschaftliche Beziehungen zur nordamerikanischen Republik, welche ihm für diese Absichten sehr nützlich werden konnte.

4. Der Nationalkrieg der Ostindier gegen die Engländer.

Die Waffenerhebung der Ostindier gegen die englische Herrschaft wird oft nur als eine strafwürdige Empörung angesehen und berichtet; sie war aber so gut, als die der Oberitaliener wider die Fremdherrschaft der Oesterreicher, so gut, als die der bekannten Staaten Südamerika's gegen die Oberherrschaft der Spanier, ein National- und ein Befreiungskampf, ein Krieg für die Selbständigkeit, für den väterlichen Glauben und für die Nationalität.

England hatte keinen Rechtsanspruch an die Herrschaft in Ostindien, als den der gewaltsamen Eroberung, und die Wege, welche es mit List und mit Waffen zu immer weiterer Ausdehnung seiner Herrschaft in diesen Ostlanden ging, waren die allerverworfensten, wie sie nur die treulosesten Politiker des Alterthums, die Karthager und die Römer, gegangen waren.

Gar kein Recht aber hatten die englischen Herrscher zu den gräßlichen Bedrückungen, unter welchen sie jene unglücklichen, von ihnen unterjochten Völker seufzen ließen, zu der blutigen Zwangsherrschaft, mit der sie die Bevölkerung des brahmanischen und mahomedanischen Glaubens in der Unterwürfigkeit festzuhalten suchten.

Es kann niemand verwundern, daß die brahmanische wie die mahomedanische Bevölkerung in denjenigen, welche als die Sendboten christlicher Religion und Bildung nach Ostindien kamen, nämlich in den englischen Missionären, eben so sehr ihre Feinde sahen, als in den

englischen Truppen: die herzlos ausbeutende Selbstsucht der Britten, welche mit der einen Hand die Bibel schenkt und gleichzeitig mit der andern Hand niederwirft und ausnützt, ist dazu geeignet, Schrecken vor dem Christenthum, nicht Neigung für dasselbe einzuflößen und zu verbreiten. Die schönste Religion der Welt, welche in jedem Menschen ohne Unterschied ein Nachbild Gottes geehrt und geliebt haben will, konnte nicht wirksam werden auf diese Ostindier auf dem Wege der Lehre, da die englischen Beamten der Verwaltung und des Heeres und ihre Untergebenen täglich diesen vor Augen stellten, was für schlechte Sorten von Christen es gibt. Das Thun und Treiben dieser Letztern war ein in Grobschrift gedruckter Commentar zu der Predigt der Missionare.

Mit einer Rohheit und Gleichgültigkeit, wie sie nur christlich-englischem Hochmuth eigen sind, wurde sogar in ganz unnöthigen Dingen das religiöse Gefühl der Hindu's wie der Mahomedaner Indiens verletzt. So wurden unter das Heer der Eingebornen wie unter die englischen Truppen neue Patronen vertheilt, deren Kugeln mit Ochsenfett oder Schweinefett eingerieben waren. Ihre Religion verbot den Hindu's das Schweinefett, den Mahomedaner das Ochsenfett zu berühren. Es war dieß etwas Allbekanntes, und doch zwang man die Eingebornen des Heeres, solche Patronen anzunehmen und zu gebrauchen.

Was der eigennützigste Kaufmannsgeist, was die Erpressungen der Verwaltungs- und Heerbeamten, was der gewissenloseste Bruch der mit den einheimischen Fürsten geschlossenen Verträge nicht zu Stande gebracht hatten, das bewirkten die Ochsenfett- und Schweinefett-Patronen, diese Verhöhnung des religiösen Gefühls. Das bis zum Rand schon volle Gefäß brachte dieser bittere Tropfen zum Ueberlaufen. Es kam zur Verschwörnng, und von der Verschwörung zum Aufstand. In die Verschwörung waren nach und nach fast alle Regimenter des Heeres eingeweiht worden, soweit dieses aus Eingebornen bestand; mehr als 200,000 Indier waren im Heer. In dem Waffenplatz Mirot unweit der Hauptstadt Delhi begann der Aufstand damit, daß einige eingeborene Soldaten sich weigerten, die Patronen mit Schweinefettkugeln anzunehmen. Als man diese verhaften wollte, nahmen sich ihre Kameraden ihrer an, hieben und schoßen die englischen Offiziere, deren Frauen und Kinder nieder, der Aufstand setzte sich nach Delhi fort, diese Stadt wurde genommen, da alle eingebornen Einwohner sich den aufgestandenen Soldaten, den Sipahi's, sich anschloßen; und 150 Ge-

schütze, alle in Delhi aufgehäuften englischen Kriegsvorräthe und zwei Millionen Pfund Sterling in baarem Geld fielen damit in die Hände der aufgestandenen Sipahiregimenter. In allen Städten des obern Gangesstromes folgten die Sipahibesatzungen dem Beispiel ihrer Brüder, in kürzester Zeit war das ganze nördliche Ostindien im Aufstand, der ehemalige Großmogul Akbar, ein zweiundneunzigjähriger Greis wurde hervorgeholt und zum Kaiser ausgerufen. Am 9. Mai 1857 hatte die Meuterei von Mirot angefangen und in ein paar Wochen hatte die Nationalerhebung diese Ausdehnung und diesen Erfolg angenommen über das ganze Gebiet der Königreiche Delhi und Audh hin. Akbar gab den Namen her, der Führer des Aufstands aber war Nana Sahib, ein in englischer Kriegsweise geschulter Häuptling.

Der war es, welcher als Ziel des Aufstandes die Ausrottung aller Europäer und die Einheit eines unabhängigen Kaiserreichs aller Eingebornen aufstellte. „Nicht eine Seele der verruchten Brut der Frengi solle am Leben bleiben", lautete seine Losung, und nicht bloß die nationale Befreiung von der fremden Tyrannei, sondern die Nationalrache an den fremden Unterdrückern, ein Volksgericht über sie, so abschreckend, daß ihnen jede Lust zur Wiederkehr vergehe, forderte er.

So wurden alle Engländer, Greis, Weib und Kind, ebenso die englischen Soldaten, nicht einfach ermordet, sondern in ausgesuchten Weisen zu Tode gemartert. In den Bereichen, in welchen Nana Sahib selbst befehligte, namentlich in Kawenpore, sättigte sich der ostindische Nationalhaß an grausam-martervollen Hinschlachtungen der Fremden vor andern Bezirken. Daß das so leicht gehen konnte, findet seine Erklärung darin, daß die englische Armee in Ostindien aus nur 30,000 Europäern und 220,000 Eingebornen bestand.

Die entsetzliche Unmenschlichkeit, welche in diesem Kampfe für „Freiheit und Glauben" die Eingebornen bewiesen, dieses tigerartige Wesen zeigte gerade, daß die Wüthenden für die Freiheit nicht reif und daß ihr Glaube kein massenbildender sei, und so durften sie ihr Ziel nicht erreichen, weder die Freiheit, noch den Sieg ihres Glaubens.

So fügte es sich, daß erstens nicht alle Eingebornenregimenter mitaufstanden, und zweitens, daß auf den Gebieten, welche sich angeschlossen hatten, der Ausbruch des Aufstandes nicht ein gleichzeitiger war. Es war Zwiespalt unter den Eingebornen Ostindiens selbst, aus Stammeseifersucht und alter gegenseitiger Spannung. So thaten die kriegerischen Shiks im Pendschab und die Ghorka's in den Thälern des Himalayagebirges aus Stammesfeindseligkeit gegen die von Delhi

und Audh nicht mit, ja die Regimenter der Sikh's und Ghorka's ließen sich von den englischen Generalen unbedingt zur Niederwerfung der eigenen Landsleute in diesem Befreiungskampf verwenden: Der Haß der Stammeseifersucht gegen die Brüder der eigenen Nationalität und Religion war mächtiger in der Brust dieser asiatischen Barbaren, als der Haß gegen die Fremden, als die Liebe zum eigenen Volk, zum altväterlichen Glauben, zur heimischen Erde und zur Freiheit; die Leidenschaft in ihnen übertäubte den Verstand; sie waren den Fremden treuer, als sich selbst. Und gerade mit Hülfe dieser sehr zahlreichen Regimenter gelang es den Engländern bei der Schnelligkeit der ihnen zu Gebot stehenden Beförderungsmittel, bei der ungeheuern Ausdehnung ihres 180 Millionen Seelen umfassenden Reiches in Ostindien, derjenigen Aufstände, welche Delhi und Audh ferner lagen, zeitig Herr zu werden, ehe sie zu Kräften kommen konnten, auf anderen Punkten die schon erstarkten Aufstände niederzuschlagen, und da, wo eine Erhebung erst drohte, durch ein grauenhaftes Schreckenssystem einzuschüchtern und niederzuhalten, und so den beim Ausbruch des Aufstands von den Eingebornen in Aussicht genommenen „allgemeinen National- und Glaubens-Krieg" einzugränzen auf die Gebiete der Königreiche Delhi und Audh; noch ehe die Truppentransporte, welche zur Verstärkung der englischen Streitkräfte herbeitelegraphirt waren, anlangten. Als nacheinander im Ganzen mehr als 100,000 Mann europäische Soldaten angekommen waren, wurden die Kriegskunst Europa's, die Ueberlegenheit an Zahl und Güte der Waffen und vorzugsweise das bestechende Gold Englands, welches die Gegner trennte und zum Theil zum Verrath an der eigenen Sache verleitete, der nationalen Bewegung bald Herr, welche in ihrem Anfang mächtig genug schien, der Herrschaft der Engländer in Asien ein Ende zu machen, und der Machtstellung Großbritanniens in der Welt überhaupt einen starken Abbruch zu thun.

In der Hauptstadt des Königreichs Audh, in Lucknow, hatte der englische General Lawrence beim Ausbruch des Aufstandes die Citadelle gerettet und fortwährend behauptet. Vierhundert Frauen und Kinder englischer Beamten und Offiziere waren mit ihm dort eingeschlossen. Zuerst brachte General Havelock Verstärkung und Lebensmittel. Aber die letzteren waren schon daran, auszugehen, und den Eingeschlossenen drohte es, dem Hungertod oder der Rachewuth ihrer Belagerer zu verfallen. Da kam der neue Oberbefehlshaber Campbell, entsetzte und versah aufs Neue mit Allem die Citadelle. Die Stadt

aber vermochte er nicht zu nehmen. Denn sie wurde von 50,000 Sipahi's vertheidigt und seiner eigenen Truppen waren zu wenige. Dem General Wilson aber gelang es, nach dreimonatlicher Belagerung die Stadt Delhi zu erobern.

Campbell erhielt neue Zuzüge aus Kalkutta, siegte über einzelne Heerhaufen der Aufständischen, welche ihre Streitkräfte unklug verzettelten, durch schnell aufeinander folgende Ueberfälle, und warf sich nach diesen Siegen wieder auf Lucknow. Nach dreitägigem Sturm nahm er diese Hauptstadt des Königreichs Audh, am 13. März 1858, also im elften Monat der Nationalerhebung der Ostindier „für Freiheit und Glauben."

Englands Soldaten, meist eine aus aller christlichen Herren Ländern zusammen gelaufene und zusammen gekaufte Soldateska, diese in der Religion der Menschenliebe und der Versöhnung erzogenen Kinder der „neuen" Religion, welche die Hindu's annehmen sollten, wetteiferten nach der Erstürmung von Lucknow, den Hindu's und Mahomedanern zu zeigen, daß die christliche Rasse zum mindesten so unmenschlich sein könne, als die nicht-christlichen Rassen; zumal da der Freund und Beschützer der christlichen Missionäre, der Oberbefehlshaber Campbell, wie er vor dem Sturm versprochen hatte; nach der Erstürmung der Stadt „der Rache seiner Soldaten freien Lauf ließ." Diese ersättigten sich in der Rache an den unglücklichen Einwohnern wie an den Vertheidigern der erstürmten Stadt, an den Sipahi's, sofort; und hinterher setzte sich das Kriegsgericht in Thätigkeit. Hundertweise wurden die Führer der Eingebornen gehenkt; eine große Zahl vor die Mündungen der Kanonen gebunden und durch „Schuß weggeblasen". Der Hauptführer der nationalen Erhebung, der grausame Nana Sahib, entkam und keine Aufspürung vermochte ihn zu entdecken; nur sein Gefährte auf der Flucht, der nach ihm geschickteste Anführer der Aufständischen, wurde gefangen und gehenkt.

Am Schlusse des Jahres 1858 schon zogen sich die letzten Reste der Aufständischen in die Hochgebirge zurück, um dort zu verschwinden. Von Rebellion der Unterdrückten gegen die Fremden war äußerlich nichts mehr sichtbar; Jahre sind seitdem vorüber gegangen, und jedes Jahr haben die christlichen Missionsgesellschaften ihre Berichte über die Missionsarbeit in Asien veröffentlicht; aber man las darin nicht, daß seitdem bei den Hindu's und Mahomedanern Ostindiens die Lust zugenommen habe, zur christlichen Religion überzutreten.

Das war der Gang der einzelnen Thatsachen, in Folge deren

Ostindien aus der Herrschaft der ostindischen Kompagnie in die der englischen Krone überging, ohne mehr als einen Namenstausch des Gewaltherrns zu erlangen.

IV. Oesterreichs und Preußens Wettkampf um die Führung Deutschlands.

1. Oesterreichs Verhältnisse im Innern und nach Außen, zumál zu Deutschland. Der Nationalverein.

Man ist meist gewohnt zu sagen, Oesterreich sei ein conservativer Staat; seine Regierung verfolge unablässig denselben Zweck, vor Allem die Erhaltung der Reichseinheit; nicht der Zweck wechsle, sondern nur zeitweise die Mittel und die Personen. Mit unwiderlegbaren Gründen hat die deutsche Partei in Oesterreich längst nachgewiesen, daß eine solche Behauptung aller Wirklichkeit widerspreche. Es ist wirklich so, wie die eben so einsichtsvollen, als Vaterland und Freiheit liebenden Sprecher der Deutschen in den österreichischen Kaiserstaaten es dargestellt haben, wenn sie sagen: „Das eben ist das unterscheidende Merkmal und das Unglück Oesterreichs, daß es der revolutionärste, an Umwälzungen reichste Staat der Erde ist, und unablässig das Ziel sammt den Mitteln der Staatsthätigkeit wechselt. Verglichen mit dem ungeheuren, in jeder Lebensthätigkeit nachwirkenden Umschwung, welchen die Erhebungen von 1848 bewirkten, dann mit dem Uebergang von den Zuständen des Jahres 1849 zu dem jesuitischen Absolutismus des Ministeriums Bach, von diesem zum feudalen Föderalismus Goluchowski's (welcher das Wiederaufblühen des Mittelalters mit Burgen und Schlössern und die Adelsherrschaft ins Auge nahm), von da weiter zum constitutionellen Halb-Föderalismus Schmerlings, dann zum Dualismus mit einem straff centralisirten Einheitsstaat einerseits und dreizehn lose verbundenen Provinzen anderseits — verglichen mit diesem Umschwung erscheint die Wirksamkeit des französischen Convents am Schluß des vorigen Jahrhunderts und erscheinen die Projekte der Pariser Commune von 1871 conservativ. Ueberall änderten die

Revolutionen nur die Form der Staatsgewalt völlig um; nirgends stellten sie die ganze Grundlage der Staats-Existenz auf den Kopf. Nur in Oesterreich wurde der Staat zehnmal völlig umgeknetet, hier wurde nichts als der Wechsel und der Einfluß der Priesterschaft conservirt. Von jedem Ministerwechsel mußte man eine totale Aenderung des Staatszweckes fürchten."

Die kaiserliche Familie in Wien lebte in der alten Verblendung fort. Während die Schulden des Kaiserstaates mit jedem Tage wuchsen und der Kredit Oesterreichs auf dem Weltmarkte immer tiefer sank, nahm man fortwährend am Hofe von diesen Thatsachen keine Kenntniß, weil Rothschild und andere Bankhäuser fortwährend zu Geldanleihen sich herbeiließen, obgleich unter Bedingungen so ungeheuerlicher Art, wie sie keiner Großmacht der Welt noch gestellt worden waren.

In traurigster Weise traten immer mehr die Folgen davon zu Tage, daß man auch am Hofe zu Wien und besonders, mit wenigen Ausnahmen, im Kreise der kaiserlichen Familie, nichts gelernt und nichts vergessen hatte, nichts gelernt sogar aus den Revolutionen im Innern des Kaiserstaats; daß man mit einer Art von Wollust, welche mit Bigotterie gepaart war, zum Absolutismus und zwar zur unvolksfreundlichsten Sorte desselben, schon 1852 zurückgekehrt und 1855 den Jesuiten und ihren untergebenen Abzweigungen einen unbeschränkten Einfluß auf das Unterrichtswesen und auf die Presse, der römischen Geistlichkeit überhaupt eine tief eingreifende Beherrschung des Familienlebens aller Stände durch das in jenem Jahre mit Rom abgeschlossene Concordat eingeräumt worden war. Wesentliche Thron- und Staatsrechte waren durch dieses Concordat aufgegeben, zum Opfer gebracht dem päpstlichen Stuhle zu Rom. Die Jesuitenherrschaft, welche in in alle Zweige des Staates wie in die Familie eindrang, entzog immer mehr den Oesterreichern die Grundbedingungen eines gesunden Lebens, Luft und Licht.

Es zeigte sich fortwährend das Eigenthümliche des Wiener Hofes, daß die slavischen Personen und Anschauungen viel oder alles und die deutschen Personen und Grundsätze wenig oder nichts galten; ja man griff mit Händen, wie der Wiener Hof die in der Entwicklung zurückgebliebenen Nationalitäten des Reichs an sich zog, um die Grundlage, auf welcher das österreichische Fürstenhaus seit Jahrhunderten stand, zu untergraben und zu bekämpfen, die deutsche Bevölkerung des Kaiserstaats, deutsche Art und deutsche Bildung. Es wurde — und das war der Jesuiten Werk — wirklich von der Hofpartei aus ein

Kampf eröffnet gegen die deutsche Nationalität, von der die Kultur, die Freiheit und ganz zweifellos die Existenz des österreichischen Kaiserhauses und Staates abhängt. In diesem Kampfe gegen die Deutschen im Innern suchte bald die Regierung die Bundesgenossenschaft der nichtdeutschen Nationalitäten, bald suchten diese die Allianz der Regierung; und während man im Innern das deutsche Wesen bekämpfte, weil die Deutsch-Oesterreicher die Concordatsherrschaft verabscheuten und die Freiheit liebten, müheten Kaiserhaus, Feudale und Ultramontane sich ab, über das außerhalb Oesterreichs liegende Deutschland, über die deutschen Mittel- und Kleinstaaten, die Oberhand zu behaupten, und sie glaubten dieselbe zu haben, weil die Wiener Regierung noch immer am Frankfurter Bundestage das erste Wort führte. Im Grunde aber war diese Art zu sein und zu regieren, wie sie das Kaiserhaus und die wechselnden Ministerien Oesterreichs zeigten, der gerade Weg, Oesterreichs Macht abzuschwächen, weil dadurch im Innern es Nacht wurde statt Licht, im Heer wie in der Staatsverwaltung die Untüchtigkeit vorherrschte statt der Tüchtigkeit, die Verdrossenheit bei den besten Bürgern um sich griff, statt der Liebe zum angestammten Fürstenhaus, statt der Vaterlandsliebe und der Opferwilligkeit, und weil im eigentlichen Deutschland der Wiener Hof, außer ein paar Fürsten, außer der Junkerschattirung des Adels und außer den Ultramontanen, Niemand für sich und Alles mit jedem Tage mehr gegen sich hatte, da er überall das Lebenselement der neuen Zeit, die religiöse, die wissenschaftliche und die bürgerliche Freiheit, verfolgte, die Feinde der Freiheit in den mittlern und kleinern Staaten Deutschlands unterstützte und die Junker und Mucker in Preußen ermunterte, jeder Art von Reaktion freundlich sich erwies.

Was nützte es den österreichischen Hof, daß er zu Frankfurt in der Eschenheimer Gasse das erste Wort führte und damit in dem Wahne stand, über die Kräfte Deutschlands zu gebieten? In jedem Kriege, welcher die Gränzen Deutschlands nicht berührte, blieb Oesterreich allein, vereinsamt im Kampf, wie sich im österreichisch-italienischen Kriege auswies; und während die Herren und Damen der Wiener Hofwelt sich schmeichelten, in Bälde Preußen aus der Stellung einer Großmacht in die eines Mittelstaats hinabzudrücken, hatte Preußen, trotzdem daß König Friedrich Wilhelm IV., so lang er lebte, reaktionär genug war, immer mehr Raum in den Herzen des mittleren und des südlichen Deutschlands gewonnen.

Gerade vollends dadurch, wie das Verhältniß Oesterreichs zu

Italien in letzter Zeit sich gestaltet hatte, büßte der Wiener Hof im eigentlichen Deutschland an Einfluß, Sympathieen und Macht vollends Alles ein. Seine Niederlage in Italien wurde für ihn auch zur Niederlage von Deutschland.

Die glücklichen Fortschritte, welche Italien auf seinem Wege zu nationaler Einheit soeben machte, hatten auch in Deutschland ähnlichen Hoffnungen und Bestrebungen wieder Feuer und Leben eingehaucht. Man sah um so mehr wieder auf Preußen, weil gerade der Ausgang des italienischen Krieges Oesterreichs Krebsschaden, die Fäulniß in allen Adern dieses Staatskörpers, die fortdauernde Erbärmlichkeit der leitenden Menschen und der Maßregeln, und die Unverbesserlichkeit der den Hof beherrschenden geistlichen und adeligen Elemente vor aller Welt aufgedeckt hatte. Männer, welche noch bisher großdeutsch waren, und von einer Wiedergeburt Oesterreichs für die nationale Neugestaltung Deutschlands etwas erwartet hatten, wandten sich jetzt von Oesterreich ab, hoffnungslos, daß Oesterreich sich bessere, und daß von diesem Haus und Hof für Deutschland zu erlangen sei, was der deutschen Nation noth thut.

So entstand aus solchen Männern, welche die Freiheit und die Einheit Deutschlands, mit Preußen an der Spitze, zu erreichen hofften, aber auch aus solchen, welche lediglich die Machtvergrößerung Preußens im Auge hatten, oder welchen der Einheitsstaat in erster, die freiheitliche Entwicklung erst in zweiter Linie stand, der deutsche Nationalverein. Es waren Männer aus allen Schattirungen der in so mancherlei Spielarten vorhandenen freisinnigen großen Partei in Deutschland, vom Demokraten der äußersten Linken bis zum geschmeidigsten Liberalconservativen. Sie wollten den Prinzregenten vorwärts drängen, die Fesseln der alten Bundesverfassung zu zerbrechen, welche die deutsche wie die preußische Staatskraft sich nicht entwickeln lasse, und die Neugestaltung Deutschlands von Berlin aus in die Hand zu nehmen, damit es eins und mächtig sei gegen die Gefahren vom Ausland, wenn solche, wie die im Jahre 1859, wiederkehren, sei es vom Westen oder vom Osten.

Ohne Vergleich mächtiger aber, als der vielköpfige Nationalverein und seine Freunde und Gönner, deren Kette bis ins preußische Ministerium hineinlief, war ein einzelner Mann, ob er gleich damals noch nicht am Steuer saß. Das war Bismarck.

Auf den hörte der Prinzregent mehr, als auf den Nationalverein und das Ministerium Schwerin. Im Sommer 1860 kam Kaiser

Napoleon mit dem Prinzregenten von Preußen in Baden-Baden zusammen. Auf des Letzteren ausdrücklichen Wunsch waren bei dieser Zusammenkunft noch mehrere deutsche Fürsten zugegen. Die Einleitung dieser Zusammenkunft gehört schon Bismarck an, und hängt mit dem Hauptgedanken seines Wirkens zusammen. Bismarck war bis zum Jahre 1859 als preußischer Bevollmächtigter Minister am Frankfurter Bundestag gewesen, eine Zeitlang sogar provisorischer Minister desselben. Hatte er zu Frankfurt den Markschwamm, der am deutschen Leben fraß und Bundesverfassung hieß, sowie das Wesen und Leben der mittlern, kleinern und kleinsten deutschen Fürstenhöfe und ihrer Regierungen praktisch kennen zu lernen Gelegenheit gehabt; hatte er während dieser Zeit in diplomatischen Aufträgen auch den Wiener Hof besucht und sich da mit offenen Augen umgeschaut; hatte er im Jahre 1859, in welchem er als Gesandter nach St. Petersburg versetzt wurde, auch dort seine Kenntniß der europäischen Verhältnisse erweitert, und seinen, wenn auch kurzen Aufenthalt in Rußland für das, was er wollte, und worauf er Tag und Nacht hinarbeitete, sich zunutze gemacht: so öffnete sich ihm mit dem Jahre 1860 eine neue, ohne Vergleich nach solchen Vorstudien wichtigere Bahn, durch seine Sendung als preußischer Botschafter nach Paris, an den Hof dessen, der als Großmeister in der Politik der Zeit galt, Napoleons III. Er hat gezeigt, daß er diese Schule, wie kein Anderer, zu benützen verstand, um sie zu rechter Zeit für seine Zwecke zu verwenden.

Schon damals rieth er dem Prinzregenten zur Annäherung Preußens an Frankreich. Hatte Viktor Emanuel, oder vielmehr sein großer Minister Cavour, den französischen Kaiser für die Einheit Italiens zu gewinnen gewußt, so glaubte Bismarck, der Versuch, denselben in Bezug auf die Neugestaltung Deutschlands zu Gunsten Preußens zu stimmen, sei wenigstens der Mühe werth.

An süddeutschen Fürstenhöfen, an welchen der österreichische oder russische Einfluß stark und die Abneigung gegen eine Unterordnung unter Preußen in den Fürsten selbst noch stärker war, erregte die Zusammenkunft zu Baden-Baden zwischen dem Regenten von Preußen und Napoleon die Herzen und Geister so sehr zu Eifersucht und Mißtrauen, daß nicht bloß die Aeußerung umlief: „Lieber französisch als preußisch", sondern daß — freilich nicht von süddeutschen Fürsten und Regierungen — aber von vorlauten Augendienern, von einer zweiten Auflage des Rheinbunds, als von einer Nothwendigkeit, geredet wurde.

In Oesterreich hatte man in den Umgebungen des jungen Kaisers, nach der gräßlichen Lektion von 1859 in Italien, zu einem Umschwung einen Ansatz genommen, aber nur in Worten, nicht in Thaten. Kaiser Franz Joseph soll gesagt haben, selbst wenn er es könnte, würde er die schweren Erfahrungen, welche er 1859 gemacht habe, nicht aus seinem Leben wegwünschen; er sehe ein, daß sie nothwendig gewesen seien. In dem Verfassungspatent vom 27. Februar 1861 trat Oesterreich wieder — so sagten Viele in Deutschland — „in die Reihen der constitutionellen Staaten in Deutschland" ein. Die Welt war jetzt anders geworden. Vor dreißig Jahren hatte Kaiser Franz II. in Ungarn erklärt: Die ganze Welt ist närrisch geworden und will Constitution haben. Jetzt hatte der Enkel dieses Kaisers vor den Vertretern seines Reiches feierlich erklärt: „Ich halte fest an der Ueberzeugung, daß freie Institutionen unter gewissenhafter Wahrung und Durchführung der Grundsätze der Gleichberechtigung aller Völker des Reichs, der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, und der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung, zu einer heilbringenden Umgestaltung der Gesammtmonarchie führen werde."

Das neue Ministerium Schmerling hatte es für ein Leichtes erklärt, aus Oesterreich einen constitutionellen Einheitsstaat zu schaffen. Schmerling war im Dezember 1860 als allmächtiger Staatsminister ins Kabinet getreten. Was in Oesterreich selbst in Reformen geschah, blieb etwas Papierenes; gar nichts von Bedeutung, obwohl manches Gute und Zeitgemäße beschlossen war, kam zur Durchführung und trat ins Leben. Eben so leicht nahm es Schmerling, die berechtigten Forderungen der deutschen Nation nach nationaler Einigung und freiheitlicher Entwicklung abzuspeisen. Er unterschätzte die Menschen und Dinge in Preußen einerseits, und ebenso andererseits die Tiefe und Stärke, die ganze Art, welche die demokratische Strömung in ganz Deutschland bereits gewonnen hatte. Schmerling ließ seinen Kaiser Franz Joseph, um ihm Freude und Ehre, um sich selbst einen um so festeren Platz im Kabinet, und um der österreichischen Politik und Machtstellung einen glänzenden Nimbus zu verschaffen, der Welt ein großes Wort verkünden: Die Reform des deutschen Bundes.

2. Das Reformprojekt des österreichischen Hofes. Das Zwischenspiel des polnischen Aufstandes.

Plötzlich geberdete sich der Kaiser von Oesterreich als ein „deutscher" Fürst. Schmerling gedachte, im Fluge für Oesterreich, im Kampfe mit Preußen um die Oberherrschaft in Deutschland, einen Vorsprung zu gewinnen. Das ist die eigentliche Quelle des Reformcongresses in Frankfurt. Es sollte nicht bloß eine Ueberraschung, es sollte eine Ueberrumpelung Preußens und Süddeutschlands sein, die Einladung zu einem Fürstencongreß auf den 16. August 1863 nach Frankfurt am Main. Es wurde vom Wiener Hofe aus durch die Presse kurz zuvor dafür gesorgt, wenigstens in den Völkern des südwestlichen Deutschlands wunderbare Erwartungen zu erwecken, und damit die ohnedieß daselbst noch zahlreich und lebhaft vorhandenen österreichischen Sympathieen zu steigern.

Wenn von Seite des österreichischen Kaisers dem, was Deutschland zu erwarten berechtigt war, in Wirklichkeit genügt wurde, so waren ihm die moralischen Eroberungen auf die Dauer gesichert. Schmerling hatte einen günstigen Zeitpunkt gewählt: der seit der Thronbesteigung König Wilhelms I. sich verschärfende Zwiespalt zwischen dem damaligen Ministerium in Preußen und dem Abgeordnetenhause, zwischen dem König und dem preußischen Volke, hatte die auf den König und auf Preußen neuerdings gesetzten Hoffnungen nicht abgekühlt, sondern niedergeschlagen. Selbst bisherige Gegner Oesterreichs wandten sich mit ihrer Hoffnung, augenblicklich, Oesterreich zu.

Man hörte, man las: „Wenn es gelingt, dann hat Franz Joseph zu der österreichischen auch noch die deutsche Krone gewonnen. Er wird diese Krone, wenn auch vielleicht nicht sofort dem Namen, aber doch dem Wesen nach gewinnen; ja, Franz Joseph wird in That und Wahrheit deutscher Kaiser sein von der Stunde an, wo er thatsächlich an der Spitze des von ihm erneuerten und verjüngten Bundes steht."

Am 2. August 1863 legte Kaiser Franz Joseph dem Könige von Preußen im Bade Gastein eine „österreichische Denkschrift über die Nothwendigkeit einer Reform der deutschen Bundesverfassung" vor. Darin hieß es: „Angesichts der inneren und äußeren Gefahren, welche Deutschland bedrohen, tritt, je unsicherer sich die Lage Europa's gestaltet hat, desto unabweislicher an die Fürsten die Aufgabe heran,

sich rechtzeitig einer haltbaren Stellung zu versichern. Eine solche kann augenscheinlich nicht mehr auf die bestehende Bundesverfassung gegründet werden. — Das Fazit der neuesten deutschen Geschichte ist zur Stunde nichts, als ein Zustand vollständiger Zerklüftung und allgemeiner Zerfahrenheit. Man denkt in der That nicht zu nachtheilig von diesem Zustande, wenn man sich eingesteht, daß die deutschen Regierungen im Grunde schon jetzt nicht mehr in einem festen gegenseitigen Vertragsverhältniß zusammen stehen, sondern nur noch bis auf Weiteres im Vorgefühl naher Katastrophen neben einander fortleben. Die deutsche Revolution aber, im Stillen geschürt, wartet auf ihre Stunde. — Der Boden der Bundesverträge schwankt unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stellt, und der bloße Wunsch, daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten mögen, kann ihnen die dazu nöthige Festigkeit nimmermehr zurückgeben. Weder Oesterreich noch Preußen, noch die übrigen deutschen Staaten können sich mit irgend einem Grad von Vertrauen auf den Bund in seinem jetzigen Zustand stützen.

Allerdings war durch die Mißregierung des deutschen Bundes und durch die Haltung Oesterreichs wie Preußens die Mißstimmung unter dem deutschen Volke in der letzten Zeit größer geworden. Selbst von England weissagten conservative Stimmen dem bundestäglichen Deutschland, „unter der harten Kruste des deutschen bureaukratischen Lebens schlummern Mächte, welche es vielleicht bald zertrümmern und einen neuen stärkeren Bau aufführen werden.“

Diese Stimmung war dem österreichischen Staatsminister Schmerling nicht entgangen, und er besorgte, Preußen möchte diese deutsche Stimmung in seinem Interesse verwerthen. Darum wollte er mit einem raschen Sprung dem preußischen Hofe zuvorkommen. Aber Herr von Schmerling war weder der Mann des Schicksals, noch der Mann des deutschen Volkes, und überhaupt einer derjenigen Staatsmänner, welche mehr mit ihren Voraussetzungen, als mit den Thatsachen rechnen. So nahm er auch diese Sache kurz und leicht. In ganz Deutschland mußte das durch den Mund des Kaisers von Oesterreich öffentlich ausgesprochene Geständniß von der Unhaltbarkeit des deutschen Bundes, von der Gefährlichkeit und Schädlichkeit der Fortdauer der deutschen Bundesverfassung ganz eigenthümliche Eindrücke hervorbringen. Gerade der Hof und die Politik Oesterreichs waren es gewesen, durch die jeder, welcher so sprach und dachte, früher als Revolutionär, als Hochverräther geächtet und verfolgt wurde, und vor

einem Jahrzehent erst war auf den Antrag desselben Oesterreichs durch den Bundestag in alle deutschen Strafgesetzbücher ein Artikel eingezwängt worden, nach welchem jede Beleidigung des Bundestags in jedem deutschen Staate ebenso bestraft werden solle, wie eine Majestätsbeleidigung nach den Landesgesetzen bestraft werde.

Der damalige polnische Aufstand griff auch in diese Angelegenheit herein. Dieser fiel mitten in die Reformbewegungen des russischen Kaisers Alexanders II. hinein. Nachdem Italien so eben sich nahezu zur nationalen Einheit zusammen geschlossen hatte, kam auch unter die Polen eine Bewegung für Herstellung ihrer Nationalität und Selbständigkeit. Im Laufe eines Jahres hatte sich die Aufregung so gesteigert, daß im Oktober 1861 vom russischen Hofe ganz Polen in Belagerungszustand erklärt wurde. Die Vorbereitungen zu einer Nationalerhebung gingen insgeheim in allen Theilen Polens fort besonders durch die römisch-katholische Geistlichkeit. Um dem Aufstande vor dessen Ausbruch die besten Kräfte zu entziehen, beschloß die russische Regierung eine gewaltsame Militäraushebung d. h. einen nächtlichen Ueberfall auf alle jungen Polen in Städten und Schlössern und ihre Wegschleppung unter die russischen Regimenter in der Ferne. Als in der Nacht des 14. Januar 1863 alle jungen Leute, „welche verdächtig schienen" — und das schienen alle Polen — überfallen und aus dem Lande weggeführt wurden, war die polnische Nationalerhebung ausgebrochen. Eine provisorische Nationalregierung bildete sich schnell, aber nicht eben so schnell ein polnisches Nationalheer. Langiewicz, ein aus Posen gebürtiger Pole und Arzt, hatte auf eigene Faust eine Sammlung polnischer Streitkräfte durchgeführt, mit einem militärischen Talent, das von Sachkundigen in ganz Europa anerkannt wurde. Aber der polnische Adel der in der Nationalregierung das erste Wort hatte, ernannte nicht den bürgerlichen Langiewicz, sondern den altadeligen Mieroslawski zum Diktator, trotz dessen militärischen Vorausgängen, welche ihn nicht empfehlen konnten. So wurde Mieroslowski geschlagen, Langiewicz hielt sich noch einige Zeit, bis das Land voll Russen war, und trat dann nach Oesterreich über, wo er eine Zeit lang verhaftet und dann in die Schweiz entlassen wurde.

Napoleon III. hatte die Polen heimlich mit aufgeregt, ohne ihnen weiter beizustehen, als mit ein paar diplomatischen Noten; England und Oesterreich verwendeten sich wenigstens für Polen; der preußische Hof aber hatte schon am 18. Februar 1863 mit Rußland einen

Vertrag zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes geschlossen. Je populärer die Sache Polens bei den Liberalen und eben so, ja noch mehr bei den Römischkatholischen in Deutschland war, desto mehr waren diese, als das Geheimniß ruchbar wurde, über Preußens Hof empört. Nur der Protest des preußischen Abgeordnetenhauses gegen diesen Vertrag, in Folge dessen er unausgeführt blieb, bewirkte, daß die Mißstimmung Deutschlands sich nicht auch auf das preußische Volk übertrug.

3. Bismarck.

Um diese Zeit stand bereits Bismarck an der Spitze des preußischen Ministeriums. Im Herbste 1862 hatte König Wilhelm I., der am 2. Januar 1861 den Thron bestiegen hatte, sein Ministerium gewechselt, und Bismarck war am 9. Oktober Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Staatsministeriums geworden. Als Gesandter zu Paris war es ihm wirklich gelungen, den Kaiser der Franzosen für seine preußisch-deutschen Gedanken einzunehmen, bei diesem in Europa damals den Ton angebenden gekrönten Staatsmann in besondere Gunst sich zu setzen, und aus diesem kaiserlichen Vertrauen eben so sehr, als aus dem, was er in nächster Nähe ihm ablernte, für sich Gewinn zu ziehen. Schon als Bismarck mit dem Kaiser im Jahre 1860 im Bad Biarritz zusammen war, soll Manches von dem, was Bismarck nachher als Präsident-Minister ausführte, jedenfalls die neue Stellung Preußens in Deutschland und der Krieg gegen Oesterreich, zwischen Beiden besprochen und vorbereitet worden sein.

Das Jahr 1859 hatte für jedes sachkundige Auge in Preußen bei der Mobilmachung die Nothwendigkeit von Aenderungen und Verbesserungen im preußischen Heerwesen aufgedeckt. Die Fachmänner jeder politischen Farbe waren darin einig, daß Manches darin geschehen müsse, und sie wichen nur darin untereinander ab, wie und wie weit die Neugestaltung des Heerwesens schon jetzt in Angriff zu nehmen sei. Das Haus der Abgeordneten ging in seiner Mehrheit davon aus, daß die Klagen über die Kosten des bisherigen preußischen Heerwesens als über etwas, die Steuerkraft Uebersteigendes allgemein in den preußischen Staaten seien. Diese Mehrheit fühlte und wußte Preußen nur als das vornehmste Glied im neuen deutschen Reiche. Neben dieser Mehrheit des Abgeordnetenhauses

machten sich aber in diesem und in den preußischen Staaten, besonders am Hofe, zwei andere Anschauungen und Richtungen geltend. Die eine war dafür, daß Preußen eine wirkliche Nordmacht werde, bis an den Main; einige waren sogar dafür, daß Preußen Deutschland werde, in verjüngtem Maßstab: ein in Deutschland aufgegangenes Preußen zunächst — wie alle Freunde dieser Anschauung preußischen Blutes, ohne Unterschied der Linken oder Rechten, es unwiderlegbar ansahen — so daß es sich naturgemäß von selbst verstehe, daß das Aufgehen Preußens in Deutschland nur etwas dem Namen nach sei, und daß der Sache nach durch den Druck der Verhältnisse nach und nach Deutschland in Preußen aufgehe, Deutschland preußisch werde, d. h. die einzelnen deutschen Bevölkerungen mit den preußischen Elementen sich verschmelzen, aber auch — zur Ehre dieses Theils preußischer Anschauung muß es gesagt werden — die preußischen Bevölkerungen ihr absonderliches Preußenthum, den preußischen Partikularismus und Provinzialismus nach und nach aufgeben und allgemein deutsch werden.

Am kräftigsten vertrat Bismarck die Partei derer, welche zunächst nur eine „nationale preußische Idee" verfolgten und nicht die nationale deutsche Idee. Er wollte zunächst nur Preußen aus den hemmenden Fesseln der alten Bundesverfassung erlösen, in die man es eingezwängt hatte, den alten deutschen Bund gewaltsam sprengen, Preußen zur wirklichen Großmacht erweitern, und den Beruf Preußens in Deutschland und Europa, über den er seit lange mit sich im Reinen war, auch gegen Oesterreich geltend machen. Daß das nur auf dem Wege der Gewalt geschehen könne, darüber war er sich klar. Bismarck hatte jenes Wort des Frankfurter Parlamentsglieds Wilhelm Schulz, „daß man ein neues Deutschland nicht auf den Platz schwatze", sich besser gemerkt und zu eigen gemacht, als die liberale und demokratische Partei von ganz Deutschland, und ganz besonders besser, als die preußische Fortschrittspartei. Unendlich besser kannte er ohnedieß die Persönlichkeiten und die Plane des österreichischen Hofes, und die Größe der Gefahr, welche von dorther für Preußen drohte und damit für jede Art von Fortschritt auch in Deutschland. Darüber, daß vom Wiener Hof aus, wenn dieser in Deutschland und Italien oben blieb, eine zweite „Restauration", viel schlimmer als die erste, hereinbrach, kann nur der heute noch im Zweifel sein, welcher die offen in Wort und That vorliegenden Akten nicht kennt, oder nicht kennen will. In seinen Banden erhebt sich allwärts von den Tyroler

Alpen bis Prag, die Hauptstadt des Kaiserstaats mit eingeschlossen, in ganz Oesterreich alles Volk und Land, was Sinn hat für Bildung, für geistige und für Gewissensfreiheit, mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die Heuschreckenwolke der Jesuiten, welche von Italien her, das sich davon gesäubert hat, über die österreichischen Staaten schwarz sich herabsenkt, um die Masse von Jesuitismus, welcher zuvor schon dort vorhanden war, bis zum Entsetzlichen zu verstärken.

Schon 1859 hatte Bismarck zu den Wenigen gehört, welche die Verlegenheit Oesterreichs zur Lösung der deutschen Frage auf gewaltsamem Wege benützen wollten und ein revolutionäres Vorgehen Preußens in Deutschland befürworteten. Er hatte an Napoleons III. Erfolgen gesehen, was Revolution, welche von Oben ausgeht, in den letzten Jahren geleistet hatte, eben so glänzend als reißend schnell. Hatte sich durch Napoleon und Cavour eine solche Staatsumwälzung in Italien machen lassen, so schien sie ihm auch in Deutschland möglich und er fühlte in sich die Kraft und den Beruf dazu. Er war beim Antritt seiner Minister-Präsidentschaft bei sich dafür entschieden, in Deutschland Revolution von Oben zu machen, gewaltsam die Verhältnisse Preußens und Deutschlands zu ändern, und mindestenfalles Preußens Macht und Bedeutung zu erweitern, rasch, rücksichtslos-kühn, verwegen-durchgreifend, zu jedem Waguiß, aber auch zu jedem Einsatz, namentlich auch seiner eigenen Person, bereit. Daß in Masse die Menschen des Zeitalters überall dem glücklichen Erfolg huldigen; daß der klare, fest auf sein Ziel losgehende und durch Energie überlegene Leiter eines Staates allwärts Männer vieler Worte und glänzender Beredsamkeit vor sich findet, aber unter ihnen ganz wenige Männer der That und des wagnißvollen Vorgehens; und daß dieser selbst dann nicht, wenn die Verfassung des Landes in der Würzel angegriffen oder ganz zurückgestellt wurde, die Volksvertretung zu fürchten hatte, das legte ihm die tägliche Erfahrung in ganz Europa vor Augen.

Zu dieser revolutionären Politik nach Außen bedurfte Bismarck Geld und eine gut eingeübte, jeden Augenblick schlagfertige, starke Heermacht, und Bundesgenossen im Kampfe gegen Oesterreich. Darum war er schon im Jahre 1859 für die Reorganisation des preußischen Heeres. Das Abgeordnetenhaus sah die Reorganisation erstens als kostspielig, zweitens nur als ein Mittel an, wodurch die Feudalen den Soldaten dem bürgerlichen Leben entfremden und zu einem gefügen Werkzeug des Absolutismus in ihrer Hand machen wollen. Es verwarf mit ungeheurer Mehrheit die Vorlagen des Ministeriums

Schwerin-Auerswald über die Heerorganisation. Der Zwiespalt über die Militärfrage schärfte sich bis zum erbittertsten Conflikt zwischen dem Abgeordnetenhaus und der Krone. So fand Bismarck die Lage, als er an die Spitze des Ministeriums trat. Innerlich war er mit den Abgeordneten darin ganz einverstanden, daß „die Rüstung Preußens für dessen schmalen Leib zu schwer sei". Aber eben deßwegen hielt er es für geboten, nicht die Rüstung Preußens zu verkleinern, sondern dafür zu sorgen, daß Preußens Leib wachse, größer und stärker werde. Mit einer außerordentlichen Kriegsanstrengung für den Augenblick hoffte er zu erreichen, daß Preußen die nöthige Vergrößerung an Land und Leuten und dann etwa damit auf die Dauer eine Vertheilung und so eine Erleichterung der Last des Heerwesens erlange, welches nöthig sei, Preußen den in Bismarcks Augen ihm gebührenden Einfluß zu erringen und den errungenen zu behaupten.

Er hätte gerne seine Plane Hand in Hand mit dem Abgeordnetenhaus in Angriff genommen; er kannte seine Preußen und wußte, daß in Bezug auf Preußens Vergrößerung und europäische Machtstellung Preußens alles Volk und auch weit die meisten Abgeordneten links wie rechts im Hause im Stillen ganz die gleichen Wünsche hatten, wie er. Er hätte sich um so lieber selbst auf die liberale Partei gestützt, als den Feudalen die Wandlung, welche in Bismarck vorgegangen war, und seine Rathschläge auf ein gewaltsames Vorgehen mißfielen. So sehr die feudale Partei die Revolution haßte, so sehr war ihr auch der Bonapartismus zuwider. Den Bannerträgern des Prinzips der Legitimität konnte die Politik eines preußischen Ministers, welcher Napoleon III. sich zum Vorbild nahm, nicht vorn herein zusagen. Von ihnen konnte Bismarck eher Widerstand als Unterstützung erwarten.

Ein Theil der liberalen Partei aber mißverstand, wie dieser jetzt selbst bekannt hat, die Absichten der Politik Bismarcks, und blieb dabei, darin nur reaktionäre Gelüste zu sehen; ein anderer Theil der liberalen, dessen Vertreter Schulze aus Delitzsch und Löwe von Calbe waren, sprachen ihren Abscheu vor dem Wege der Gewalt aus, als Bismarck gleich bei seinem Amtsantritt sein Programm kurz und scharf dahin gab, die Erlösung Preußens aus den hemmenden Fesseln des deutschen Bundes, und die Geltendmachung des deutschen Berufs Preußens auch gegen Oesterreich könne nur mit Erfolg durch Blut und Eisen geschehen, nicht durch moralische Eroberungen. Das letzte Ministerium „der neuen Aera" war gefallen durch seinen Mangel an

eigener Kraft, durch seine Halbheit im Liberalismus und durch die Angriffe, welche es von der Fortschrittspartei eben so wie von den Feudalen erlitt, die seine Stellung am Hofe wie im Volke unterwühlten. Bismarck, der Nachfolger dieses Ministeriums war der Mann der eisernen Thatkraft und zugleich der Mann der unbegränzten Rücksichtslosigkeit, welche, weil sie den Zweck will, auch die Mittel will, die überzeugungsgemäß allein zum Zweck führen können, zugleich nicht der Mann, welcher sich durch Reden, durch Zeitungsartikel und durch Resolutionen imponiren und in dem, was er wollte, beirren ließ.

Die Legitimitätseinbildungen der Thron- und Altarpartei, wo sie ihm seinem Zweck widrig erschienen, genirten ihn und existirten für ihn so wenig, als die Rechtsausführungen der Liberalen und der Fortschrittspartei. Wenn im Abgeordnetenhaus, wie am 30. November 1862, ihm gesagt wurde, „es werde wohl noch die so vielfach von Gott gesegnete preußische Dynastie auch einen Träger finden, der das geläuterte evangelische Prinzip in wahrhaft richtiger Weise zu verstehen und für das eigene Land wie für das Gesammtdeutschland zur Geltung zu bringen wissen werde", oder wenn, wie später einmal, von einem berühmten Redner der Fortschrittspartei ihm zugerufen wurde: „Auf dem Wege stiller Reformen ist die große deutsche Frage zu lösen, nicht durch Gewalt, nicht durch Revolution, nicht mit Blut und Eisen": so lächelte Bismarck. Ueber den salbungsvollen Liberalismus des Redners, der jene erste Aeußerung that, fühlte er, welchem Napoleon III. Vorbild und Lehrmeister war, sich erhaben; und besser, als der letzte Präsident des Frankfurter Parlaments, hatte er begriffen und sich gemerkt, warum jene Versammlung sogar in so schwungvoller Zeit — nichts zu Stande gebracht hatte.

Wie jenes Parlament ein Parlament der Worte statt der Thaten war, und dadurch sich zu Grunde richtete, so war auch das preußische Abgeordnetenhaus bisher stark nur im Reden und Rathen, aber nicht in Thaten gewesen. Diese Versammlung fürchtete Bismarck nicht, so hervorragende und leuchtende Talente der Beredsamkeit sie auch in größerer Zahl in sich schloß. Wo irgend in der Welt eine Partei, sei es eine politische, oder religiöse oder welche es wolle, bloß redselig bleibt in Ständekammern, in Versammlungen und in der Presse, ist sie ungefährlich, unmächtig und zehrt sich selbst auf mit der Zeit. Der Mann für Hoch und Nieder in Masse ist heutzutage noch immer eben so, wie in den freien Staaten des Alterthums, vor Allen — der Mann der That. Beredt selbst, den Rednern der Opposition gegen-

über, war Bismarck vornherein entschlossen, seine Gegner reden und an ihrer Redseligkeit sich abnützen zu lassen, während er Thaten vorbereitete, Thaten, von welchen er gewiß wußte, daß, ausgeführt und gelungen, sie das preußische Selbstgefühl nach allen Seiten des Staates hin befriedigen und sogar seine Gegner größtentheils mit seiner Art des Vorgehens versöhnen würden. Cromwell und Napoleon III. glaubten Kammerauflösungen nöthig: Bismarck ließ weit mehr reden, und handelte; er wußte, daß er weder englische Puritaner noch Franzosen vor sich hatte, weder im Abgeordnetenhaus noch im Volke.

Je bitterer die liberalen Schattirungen ihm gegenüber traten, desto eifriger unterstützten ihn die Feudalen gegen diese Fortschrittspartei im ersten Jahre seines Amtes, gegen die Partei, welche, getragen von der unzufriedenen Stimmung des Landes, der Feudalpartei über den Kopf zu wachsen drohte.

Diese letztere theilte durchaus, mit wenigen Ausnahmen, die Ansicht eines Theils der Fortschrittspartei in Betreff der Heerreorganisation; sie hielt solche auch für ein Mittel, das zunächst gegen den inneren Gegner berechnet sei. Sie sah darin ein prächtiges Werkzeug, nöthigenfalls die Fortschrittsmänner und die Anhänger der Demokratie niederzuschlagen, wenigstens vorerst sie im Zaum zu halten. Das überwog bei ihr alle andern Bedenklichkeiten gegen die Persönlichkeit Bismarcks und gegen die Gedanken, mit denen er sich trug.

Die Fortschrittspartei, welche die Kammer beherrschte, verweigerte ihre Zustimmung zur Heerreorganisation beharrlich fort, verweigerte das Budget, trotz Kammerauflösung oder Vertagung. Die Feudalen, die im Herrenhaus herrschten, und ihre winzige Minderheit im Abgeordnetenhaus waren um so eifriger für Bismarck. Er führte unbekümmert um die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses die Heerreorganisation durch; er erhob zu den laufenden Ausgaben die nicht verwilligten Steuern; er war, wie er selbst sagte, entschlossen, Geld zu nehmen, wo er es fände; er erlaubte sich Verfassungsverletzungen und Gewaltüberschreitungen eine nach der andern. Preßordonnanzen knebelten das freie Wort; die feudalen Zeitungen durften gegen die verfassungstreuen Männer schreiben, was sie wollten, den freisinnigen Zeitungen wurde die Vertheidigung für sich selbst wie für die Verfassung zuerst beschränkt, dann unmöglich gemacht. Verfolgungen und Verurtheilungen wegen freien Wortes kamen an die Tagesordnung, und die in feudalem Sinn besetzten Gerichte fällten solche Urtheile, daß man in Preußen und in Europa fragte, ob es in den Staaten, deren

strengrechtliche Gerechtigkeitspflege unter Friedrich II. einst weltberühmt war, noch Richter gebe? Das Kölner Abgeordnetenfest wurde durch militärische Einschreitungen zersprengt, und selbst die durch die Verfassung vor jeder Verantwortlichkeit geschützte Redefreiheit der Abgeordneten im Hause selbst wurde, verfassungsbrüchig, gewaltsam angetastet.

Es geschahen Dinge, für welche das Abgeordnetenhaus den Präsident-Minister Bismarck als Hochverräther an der Verfassung und an der Heiligkeit der Volksvertretung vor seine Schranken geladen und gerichtet hätte, hätte es die äußere Macht dazu gehabt, weil es alles Geschehende ohne Unterschied auf ihn als Urheber zurückführte. Wahrscheinlich ist, daß nicht Alles, was geschah, von ihm ausging, und daß Einzelnes weder mit seinem Willen noch mit seinem Wissen von Andern geschah, von den Ministern Graf Eulenburg und von der Lippe, welche das Innere und die Justiz verwalteten.

Aber geschehen hat er es lassen, und für seinen Zweck hat er es verwendet, was diese für sich gethan haben mögen. Es war ihm Alles genehm, was die Volksvertretung schwächen oder herabwürdigen konnte, weil dieselbe die für seine Plane ihm nothwendig scheinende Aenderung im Heerwesen mit so verbissener Hartnäckigkeit, so verstockt, im Abgeordnetenhaus bekämpfte, und außer dem Haus im Volke dagegen agitirte. Ein Wort jedoch, jenes Wort, worin er einen Vergleich machte mit der „Gesindeordnung", und wodurch die Volksvertretung getroffen werden sollte, hat nicht dieser geschadet, sondern nur ihm selbst, unwiderbringlich und unauslöschlich.

Schon unter der neuen Aera war die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses so gewesen, daß ihre Haltung ferne stehenden freisinnigsten Beobachtern nicht die richtige, auf den Zweck bei der Eigenart des Königs klug berechnete, zu sein schien. Sie zeigte sich ohne die Fühlung der Lage und den sicheren Takt, welcher selbst in Größerem für den Augenblick nachzugeben weiß, um die Hauptsache, das, was das Ziel ist und worauf Alles ankommt, zu erlangen oder zu behaupten. Die freiheitliche Partei hat damals der wohlmeinenden Warnung des ehrlichen Grafen Schwerin im Uebermuth das Ohr und das Nachdenken versagt, und dadurch die Herrschaft, die sie in den Händen hatte, unter hochtönenden Reden verscherzt. Sie war von Anfang an, was sie blieb, mehr prinzipiell, als politisch, mehr rednerisch als staatsmännisch, und ein Theil davon das Letztere erst, als es zu spät war.

Es ist durchaus unwahr, wenn einer sagen wollte, es seien in den abgelaufenen Jahrhunderten und Jahren die Erfolge für die Menschheit, wie für einzelne Völker, in Betreff jeder Art von politischem und religiösem Fortschritt, erreicht worden, oder, unter den gegebenen Verhältnissen der Menschen und der Dinge, zu erreichen gewesen, anders, als durch Ausnahmen, welche eingriffen und einschritten; durch außerordentliche Menschen und außerordentliche Maßregeln.

Bismarck ist weder liberal noch unliberal. Die Legitimen fanden sich durch ihn noch entsetzlicher enttäuscht als die Fortschrittsleute. Sie sind mißvergnügt über das, wie weit er bereits gegangen ist, und gegen Befürchtungen darüber, wie weit er in Zukunft noch gehen könnte. Er hat sich mit derselben souveränen Ungenirtheit über die den Conservativen heiligsten Glaubenslehren der Legitimität weggesetzt, wie über die Grundzüge und Forderungen des Liberalismus. Er hat die Altconservativen so verletzend behandelt, wie die Altliberalen und die Demokraten. Er hat sich bei seinem Vorgehen um das, was jene dazu sagten, so wenig gekümmert, als um das, was diese dazu sagten und man hörte profezeien: den Mann, welcher die Legitimität so rücksichtslos und mit solcher Verachtung behandelt hat, wird das Junkerthum, dessen Spitzen in höchsten Heerstellen stehende königliche Prinzen und am Hofe einflußreiche Prinzessinnen sind, stürzen und durch den Botschafter von Paris, Grafen von der Golz, den von der Partei Abgefallenen ersetzen, sobald sie das dem alten König abzuringen vermag: aber auch umgekehrt wird Bismarck sich aller derer unter seinen Amtsgenossen im Ministerium, welche er auf seiner Art von Fortschrittsbahn für ausgenützt oder hindernd hält, sich ohne Weiteres entledigen, sobald ihn die Rücksicht auf die Eigenart dessen, der jetzt noch auf dem Throne sitzt, nicht mehr beengt. Er wird Liberale an sich ziehen.

Denn mit Ministern aus den liberalen Kreisen allein kann er auf seinem einmal betretenen Weg fortschreiten; und auf diesem muß er fortschreiten, weil er nicht zurück kann, und das Stillestehen nicht bloß für ihn, sondern für seine Sache, für Preußen, der gewisse Untergang wäre So weissagten Einzelne. Man konnte schon damals hinzusetzen:

Aber auch liberale Minister werden ihm, wie der Liberalismus, wenn er ihm zweckdienlich scheint und darum ihm beliebt, nur Mittel zum Zwecke sein. Diese Minister wären nichts als von ihm beherrschte Werkzeuge, weggeworfen im selben Augenblick, wo sie eine eigene Ansicht verwirklichen wollten, die ihm nicht gefiele. Denn Alles ist ihm

Mittel, bloß Mittel. Legitim und revolutionär, conservativ und liberal, aristokratisch und demokratisch — sind für ihn keine Gegensätze; er verwendet das Eine wie das Andere für sich gerade so und gerade dann, wie und wann er jedes nützlich verwenden zu können glaubt, als Mittel. Aber — die Thatsachen seit 1862 überweisen ihn — auch Recht und Unrecht, moralisch und immoralisch, religiös und irreligiös sind für ihn bis jetzt bloße Begriffe gewesen, handhäbig und gebraucht als Mittel, ganz nur so, wie er es im Interesse dessen hielt, was ihm der große Zweck war. Ob etwas sittlich noch so unrecht war, er that es für seinen Zweck, es war ihm politisch recht: Verfassung und Verfassungsbruch, Bund und Bundesbruch, Frieden und Friedensbruch.

In den letzteren Stücken aber hielt das Friedrich II. von Preußen auch so; es hielten es so nicht blos Kaiser Karl V. und die jesuitischen österreichischen Ferdinande und ihre Nachfolger; nicht bloß der humane König Heinrich IV. von Frankreich und die inhumanen Bourbonen; nicht bloß der erste und dritte Napoleon, sondern sogar der schwärmerisch-religiöse, urkundlich keineswegs heuchlerische, aber eben überwiegend politische Cromwell. Daß es Metternich und Consorten so hielten, versteht sich von selbst. Zu Metternichs Sorte soll Bismarck nicht herabgezogen werden, die bloß Unrecht that, um sich und ihren Fürsten das Leben möglichst reich an sinnlichen Vergnügungen auf Kosten der Völker zu machen.

Was Bismarck that mit Hinwegsetzung über hergebrachtes Recht und Gesetz, hat er wenigstens nicht gethan für sich selbst, sondern für einen Staatszweck; nicht aus Eigennutz und um seinen Lüsten zu dienen, sondern aus preußischem Patriotismus, wie er solchen verstand. Kopf, Kenntnisse, Energie, Entschlossenheit, diplomatische Schlauheit und List, große Menschenkenntniß und eingehende Erkundung der Verhältnisse an den außerpreußischen Höfen und in den außerpreußischen Ländern Deutschlands hat er durch die That bewiesen. Sein Standpunkt ist kein moralischer, sondern ein modernstaatsmännischer; ihn leitet nicht das Sittengesetz, sondern der modernpolitische Verstand.

Cromwells eiserne Faust und Politik hat in England den Boden für die Freiheit bearbeitet, und das freie englische Volk verzieh und vergaß, was er gegen Religion, Sitte und Recht, über alle drei sich stellend, gethan hatte, nach seiner Ueberzeugung und Ansicht, als das für Freiheit, Wohlstand, Macht und Größe Englands Nothwendige.

Ob Deutschland und ob auch Preußen sogar dem Grafen Bismarck das vergeben und vergessen wird, was er wider Recht in und außer Preußen gethan hat, das hängt davon ab, was er in nationalem und freisinnigem Sinne thun wird oder nicht thun wird.

Die Zukunft wird ihn lossprechen und feiern, oder anklagen und verdammen. Bismarcks geschichtlich richtigen Ausspruch, „daß ein werdender Staat sich nicht so viele Freiheit erlauben dürfe, als ein fertiger Staat, wie England sei", darf nicht durch ihm untergeordnete Minister von junkerlichen Anschauungen mißbraucht werden; und, wenn wirklich der Minister-Präsident Preußens einem auswärtigen Vertreter gegenüber, wie der preußische Minister des Innern kürzlich im Abgeordnetenhaus verlauten ließ, ungefälscht das Wort gebrauchte: „Nur ein ganz fertiger Staat könne sich den Luxus einer liberalen Regierung gestatten": so wird jedenfalls, sobald der Bundesstaat fertig ist, die liberale Regierung anzufangen haben, oder die Bewegung der Völker, des Geistes in der Zeit, wird Bismarck, und was mit ihm zusammenhängt, überfluthen und begraben.

Weil alles Recht in Bismarcks Auge als ein kleines Recht vor dem Einen großen Recht, das für ihn allein Geltung hatte, vor dem ihm allein heiligen Recht Preußens, groß und stark, der Beherrscher Deutschlands und eine Weltmacht zu werden, ganz und gar zurücktrat: war er entschlossen zu jeder Art von Rechts- und Friedensbruch, ganz bewußt und planmäßig, als er ins Ministerium trat. Er sprach öffentlich die Worte: „Preußen muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemale verpaßt ist. Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — dieß ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Blut und Eisen."

4. Preußens Bruch mit Oesterreich. Das Scheitern des österreichischen Reform-Ansinnens. Schleswig-Holstein.

An Bismarcks Politik zerging Schmerlings „Geniestreich", wie das sogar die conservative englische Zeitung Herald nannte, der deutsche Reformcongreß in Frankfurt.

Es bleibt ein Verdienst Bismarcks, daß er, wenn auch aus

ganz andern, als reindeutschen Absichten, es geradezu unmöglich machte, daß die deutsche Nation durch die österreichische Politik abermals betrogen wurde. Was Schmerling durch seinen Kaiser bot, war nicht eine wahrhafte Nationalversammlung, sondern eine Scheinvertretung, die schlechteste aller Regierungsformen in der Welt, weil ein Volk blos dem Namen nach etwas, nur den Schein der Freiheit hat, und unter der Decke dieses Scheins ihm mittelst der ganz allein im Sinne der Regierung gewählten Vertretung jedes Unrecht in Rechtsform gebracht und das letzte Bischen von Freiheit und Recht aus der Hand gespielt werden kann, unter der fürstlichen und ministeriellen Anmaßung, daß das Volk für die Wohlthat so einer Vertretung noch dankbar zu sein habe.

Schon am 24. Januar 1863 hatte Bismarck eine Cirkularnote über die Stellung Preußens und Oesterreichs zu Deutschland erlassen. Darin hatte er dem österreichischen Hofe den Rath gegeben, den Schwerpunkt seiner Monarchie von Wien nach Ofen zu verlegen und allen Einfluß auf Deutschland an Preußen abzutreten. Schon damals verwies Bismarck Oesterreich aus Deutschland hinaus nach Osten; vom Mittelpunkt seiner slavischen Besitzungen aus solle es dem Morgenlande zu — seine Machterweiterung suchen. Bismarck verlangte schon damals vom österreichischen Hofe ausdrücklich das Aufgeben jedes ferneren Widerstands von Seiten Oesterreichs gegen die von Preußen angestrebte Oberleitung der deutschen Angelegenheiten. Für den Weigerungsfall stellte er ein Bündniß Preußens mit den europäischen Gegnern Oesterreichs in Aussicht. Im Wetteifer mit Preußen um die Herrschaft in Deutschland, war der österreichische Hof blitzschnell unter Leitung des Grafen Rechberg den beiden Westmächten Frankreich und England als Dritter im Bunde gegen Rußland, und damit mittelbar auch gegen Preußen, beigetreten.

Die Adelspartei am Berliner Hofe war von jeher in ihrer Mehrheit mit russischen Neigungen behaftet, und trieb den König zur Allianz mit Rußland. Bismarck, noch neu im Amt, wagte nicht dieser russischen Allianz auf's Aeußerste entgegen zu treten; es stand auch ohne Frage seine ganze Stellung und die Ausführung aller seiner Plane auf dem Spiele, wenn er nicht nachgab. Diese Allianz seines Königs mit Rußland war schnurstracks gegen das Nationalitätsprinzip, auf dem Bismarck mit seinen Planen stand, auf das er so eben Oesterreich gegenüber sich gestützt hatte. Sein diplomatischer Anlauf gegen Oesterreich wurde durch diese Allianz durchkreuzt und ihm die Spitze

Ob Deutschland und ob auch Preußen sogar dem Grafen Bismarck das vergeben und vergessen wird, was er wider Recht in und außer Preußen gethan hat, das hängt davon ab, was er in nationalem und freisinnigem Sinne thun wird oder nicht thun wird.

Die Zukunft wird ihn lossprechen und feiern, oder anklagen und verdammen. Bismarcks geschichtlich richtigen Ausspruch, „daß ein werdender Staat sich nicht so viele Freiheit erlauben dürfe, als ein fertiger Staat, wie England sei", darf nicht durch ihm untergeordnete Minister von junkerlichen Anschauungen mißbraucht werden; und, wenn wirklich der Minister-Präsident Preußens einem auswärtigen Vertreter gegenüber, wie der preußische Minister des Innern kürzlich im Abgeordnetenhaus verlauten ließ, ungefälscht das Wort gebrauchte: „Nur ein ganz fertiger Staat könne sich den Luxus einer liberalen Regierung gestatten": so wird jedenfalls, sobald der Bundesstaat fertig ist, die liberale Regierung anzufangen haben, oder die Bewegung der Völker, des Geistes in der Zeit, wird Bismarck, und was mit ihm zusammenhängt, überfluthen und begraben.

Weil alles Recht in Bismarcks Auge als ein kleines Recht vor dem Einen großen Recht, das für ihn allein Geltung hatte, vor dem ihm allein heiligen Recht Preußens, groß und stark, der Beherrscher Deutschlands und eine Weltmacht zu werden, ganz und gar zurücktrat: war er entschlossen zu jeder Art von Rechts- und Friedensbruch, ganz bewußt und planmäßig, als er ins Ministerium trat. Er sprach öffentlich die Worte: „Preußen muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemale verpaßt ist. Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — dieß ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Blut und Eisen."

4. Preußens Bruch mit Oesterreich. Das Scheitern des österreichischen Reform-Ansinnens. Schleswig-Holstein.

An Bismarcks Politik zerging Schmerlings „Geniestreich", wie das sogar die conservative englische Zeitung Herald nannte, der deutsche Reformcongreß in Frankfurt.

Es bleibt ein Verdienst Bismarcks, daß er, wenn auch aus

ganz andern, als reindeutschen Absichten, es geradezu unmöglich machte, daß die deutsche Nation durch die österreichische Politik abermals betrogen wurde. Was Schmerling durch seinen Kaiser bot, war nicht eine wahrhafte Nationalversammlung, sondern eine Scheinvertretung, die schlechteste aller Regierungsformen in der Welt, weil ein Volk blos dem Namen nach etwas, nur den Schein der Freiheit hat, und unter der Decke dieses Scheins ihm mittelst der ganz allein im Sinne der Regierung gewählten Vertretung jedes Unrecht in Rechtsform gebracht und das letzte Bischen von Freiheit und Recht aus der Hand gespielt werden kann, unter der fürstlichen und ministeriellen Anmaßung, daß das Volk für die Wohlthat so einer Vertretung noch dankbar zu sein habe.

Schon am 24. Januar 1863 hatte Bismarck eine Cirkularnote über die Stellung Preußens und Oesterreichs zu Deutschland erlassen. Darin hatte er dem österreichischen Hofe den Rath gegeben, den Schwerpunkt seiner Monarchie von Wien nach Ofen zu verlegen und allen Einfluß auf Deutschland an Preußen abzutreten. Schon damals verwies Bismarck Oesterreich aus Deutschland hinaus nach Osten; vom Mittelpunkt seiner slavischen Besitzungen aus solle es dem Morgenlande zu — seine Machterweiterung suchen. Bismarck verlangte schon damals vom österreichischen Hofe ausdrücklich das Aufgeben jedes ferneren Widerstands von Seiten Oesterreichs gegen die von Preußen angestrebte Oberleitung der deutschen Angelegenheiten. Für den Weigerungsfall stellte er ein Bündniß Preußens mit den europäischen Gegnern Oesterreichs in Aussicht. Im Wetteifer mit Preußen um die Herrschaft in Deutschland, war der österreichische Hof blitzschnell unter Leitung des Grafen Rechberg den beiden Westmächten Frankreich und England als Dritter im Bunde gegen Rußland, und damit mittelbar auch gegen Preußen, beigetreten.

Die Adelspartei am Berliner Hofe war von jeher in ihrer Mehrheit mit russischen Neigungen behaftet, und trieb den König zur Allianz mit Rußland. Bismarck, noch neu im Amt, wagte nicht dieser russischen Allianz auf's Aeußerste entgegen zu treten; es stand auch ohne Frage seine ganze Stellung und die Ausführung aller seiner Plane auf dem Spiele, wenn er nicht nachgab. Diese Allianz seines Königs mit Rußland war schnurstracks gegen das Nationalitätsprinzip, auf dem Bismarck mit seinen Planen stand, auf das er so eben Oesterreich gegenüber sich gestützt hatte. Sein diplomatischer Anlauf gegen Oesterreich wurde durch diese Allianz durchkreuzt und ihm die Spitze

abgebrochen; Preußen war für den Augenblick mit Rußland verbunden, zu Bekämpfung des für seine Nationalität in die Waffen getretenen polnischen Volkes, also zur Bekämpfung des Nationalitätsprinzips. Dadurch verlor Preußen in der öffentlichen Meinung Europa's und besonders in der Deutschlands, und Oesterreich in Folge seiner Verbindung mit den Westmächten hatte einen für seine Macht günstigen Nimbus in Europa und besonders in Deutschland gewonnen.

Selbst von Liberalen in Deutschland, wenige ausgenommen, welche Schmerlings und Oesterreichs Politik besser kannten, wurde die Thronrede bei Eröffnung des österreichischen Reichsraths warm aufgenommen, zumal das Wort: „Unter dem Schutz freiheitlicher Institutionen befestigt sich die Wohlfart, das Ansehen und die Machtstellung des Reichs"!

Am 1. September 1863 brachte der Fürstentag zu Frankfurt seine sogenannte „deutsche Reformakte" zum Abschluß. Sogar einige deutsche Fürsten, in erster Linie der Großherzog Friedrich von Baden, vertraten in warmer vaterländischer Gesinnung innerhalb des Congresses die gerechten Ansprüche der deutschen Nation auf ein bedeutendes Mehr, als das österreichische Reformprojekt bot, namentlich den Anspruch auf unmittelbare Volksvertretung in einem deutschen Parlament. Der Großherzog von Baden sprach damals die schönen Worte, „er sei bereit, jederzeit Opfer seiner Rechte und seiner Stellung zu bringen, wo dieselben dem Zustandekommen des großen nationalen Werkes der Einigung Deutschlands gebracht seien, ja sogar auch das schwerere Opfer der Ideen zu bringen, wonach sich nach seiner festen Ueberzeugung die künftige Verfassung Deutschlands zum Wohle des deutschen Volkes und Landes gestalten müsse."

Die letzteren Worte waren gegen das „Delegirtenprojekt" gerichtet, das der österreichische Kaiser vorgelegt und das die Mehrheit der Fürsten zu Frankfurt annahm. Dieses ging dahin, daß die Volksvertretung am Bundestage nicht aus vom Volke dafür gewählten Abgeordneten bestehen solle, sondern daß die Vertreter aus den bereits bestehenden (überwiegend ministeriellen, ja reaktionären) Ständeversammlungen zu nehmen und durch die Mehrheit derselben zu wählen seien. Da auf diese Art in den Verfassungsstaaten seit lange her die ständischen Ausschüsse gewählt werden mußten und in Württemberg z. B. schon das Wahlgesetz und die Zusammensetzung mit Prälaten und Ritterschaft jedem Ministerium eine Mehrheit sicherten und darum noch niemals ein Ausschuß im Sinne des Volkes, sondern stets nur

im Sinne der Regierung zu Stande kam; da zudem bei den Wahlen für den Staatsgerichtshof ganz das Gleiche sich ergab: so konnte das württembergische und das ganze deutsche Volk aus diesen gemachten Erfahrungen sich an den Fingern abzählen, daß für es aus dem österreichischen Delegirtenprojekt nichts herauskäme, wenigstens nichts Gutes.

Vor den Augen alles Volkes enthüllte sich jetzt das mit Trompeten verkündete österreichische Reformwerk als ein Gaukelspiel, als ein schmerlingisches Blendwerk, hinter dem für das Volk nichts war. Diese schmerlingische Reformakte hatte auch gar keinen andern Kern, als das absonderliche Interesse des österreichischen Hauses, für welches die deutschen Mittelstaaten ihr Gut und Blut in Gefahren dieses Hauses hergeben und dagegen den Schein einer Nationalvertretung empfangen sollten.

Der persönlich vom österreichischen Kaiser im Bade zu Gastein und bald darauf vom Könige von Sachsen in Baden-Baden eingeladene König von Preußen erschien nicht auf dem Fürstencongreß zu Frankfurt, und schon am 21. August 1863 gab sein Ministerpräsident Bismarck an den preußischen Bundestagsgesandten die Erklärung ab: „Die österreichischen Reformplane entsprechen weder der berechtigten Stellung der preußischen Monarchie, noch den berechtigten Interessen des deutschen Volkes. Preußen würde durch deren Annahme der Stellung, die seine Macht und seine Geschichte ihm in dem europäischen Staatenverein geschaffen haben, entsagen und Gefahr laufen, die Kräfte des Landes Zwecken dienstbar zu machen, welche den Interessen des Landes fremd sind.

Schon am 14. August hatte Bismarck eine Depesche an den preußischen Gesandten in Wien gerichtet, worin er sagte: „Mir scheint es, daß Vorschläge, welche tief in die gemeinsamen Interessen des Bundesstaates einzugreifen bestimmt sind, wenn sie Erfolg haben sollen, nicht von einer der Bundesregierungen vorbereitet und in einer für die andern überraschenden Weise bis zu dem Stadium schleuniger Beschlußnahme durch die Souveräne selbst gefördert werden können. — Die königliche Regierung hat ihrerseits den Moment zu Ergreifung der Initiative von Reformvorschlägen nicht für geeignet gehalten. Wenn sie aber veranlaßt wird, sich auf diesem Gebiet auszusprechen, so kann ich lediglich die Meinung wiederholen, daß ich nur in einer, nach Verhältniß der Volkszahl der einzelnen Staaten aus direkten Wahlen hervorgehenden Vertretung des deutschen Volkes, mit Befugniß beschließender Mitwirkung in Bundesangelegenheiten, die

Grundlage solcher Bundesinstitutionen erkenne, zu deren Gunsten die preußische Regierung in irgend welchem erheblichem Umfang entsagen könnte, ohne die Interessen der eigenen Unterthanen und die politische Stellung des preußischen Staates wesentlich zu benachtheiligen."

Dieser Vorschlag eines wirklichen deutschen Parlamenls, mit allgemeinem und gleichem Wahlrecht, welchen Bismarck machte, wurde in schnellste Verbreitung gesetzt. Viele sahen darin einen „nur zur Abwehr geführten diplomatischen Gegenstoß" gegenüber von Oesterreich; aber er nützte Preußen in Deutschland sehr. Es wurde dadurch dem Letzten, der nicht blind war, augenscheinlich, was für ein leerer Schein die „großdeutsche Einigung Deutschlands" war, womit der österreichische Hof die deutschen Völker abzuspeisen versuchte, in Vergleich mit dem, was Preußen in Aussicht stellte, und eine berechtigte Forderung der deutschen Nation nannte. Eine Mehrheit glaubte, daß es Preußen damit ernstlich meine.

Jedenfalls zerging an Preußens Widerstand das österreichische Reformprojekt, und aller Nimbus, welcher im Sonnenglanz von ein paar Sommermonaten den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und die österreichische Politik umgab. Schmerling mit seinem Kaiser und seiner Bundesreform hatte sich an die Fürsten gewandt; Bismarck dagegen an die deutsche Nation. Oesterreich hatte gegen die demokratische Strömung in Deutschland seine Reformakte insgeheim errichtet, es hatte ihr gegenüber die Initiative der Regierungen durch den Fürstencongreß wieder zur Geltung bringen wollen; Bismarck hatte der demokratischen Strömung durch sein auf allgemeines Stimmrecht gegründetes Parlament Rechnung getragen. Oesterreichs Reformakte hatte der vollziehenden Gewalt so ausgedehnte und die bisherige Bundesverfassung so neugestaltende Befugnisse beigelegt, daß der Vorsitz im neuen Bunde nicht mehr bloß ein Ehrenvorsitz, sondern eine Einrichtnng von mächtiger politischer Bedeutung werden mußte. Diesen Vorsitz nahm aber Oesterreich vornherein für sich in Anspruch. Dadurch sollte Preußen unter das österreichische Uebergewicht für immer untergeordnet, in die zweite Stelle versetzt und aus seinen deutschen Bestrebungen hinausgewiesen werden. Schmerling wollte die Citrone von Olmütz nachträglich noch einmal und vollends ganz auspressen. Aber dießmal fand die österreichische Politik keinen Manteuffel vor sich, sondern den Herrn Otto von Bismarck-Schönhausen.

Einem Theil der deutschen Höfe war sogar diese österreichische Reformakte schon zu weit gegangen. Dieser Theil hatte nur mit

Widerwillen, nur zum Schein, dem österreichischen Projekt zugestimmt; denn er hatte keine Lust, von seiner Souveränität nur das Mindeste abzugeben, und für diese wäre selbst österreichische Oberleitung tief eingreifend und beengend geworden. Aber selbst nationalgesinnte deutsche Fürsten dachten so wenig, als jene, daran, für diese Reformakte einzutreten, weil alle liberalen Schattirungen in ihren Staaten diese Fehlgeburt verwarfen, welche aus dem Schattenbild der bisherigen Bundesverfassung nur ein neues, anders geformtes Schattenbild nationaler Einigung hervorgehen lassen wollte, das alle Gebrechen des ersten an sich getragen hätte, der Nation nichts, dem Hause Oesterreich aber, und zwar dem unreformirten Hause Habsburg-Lothringen, dem Oesterreich mit der alten Physiognomie und Signatur, die Oberherrlichkeit über Deutschland gegeben, und zwar auch der Reibung Preußens und Oesterreichs entgegen gewirkt hätte, aber so, daß Preußen dadurch auf die Stufe eines deutschen Mittelstaats herabgedrückt worden wäre. Das wollten manche Fürsten, das wollte die denkende Mehrheit des deutschen Volkes nicht. Weil der österreichische Hof die Mitwirkung der deutschen Fürsten zur Durchführung seiner Reformakte nicht hatte, vermochte er Preußen auch nicht mit Gewalt zum Beitritt zu derselben zu nöthigen, und stellte das verunglückte Projekt bei Seite. Bismarck aber hatte das schon jetzt an Oesterreich abgerächt, womit dieses in den Jahren 1849 und 1850 Preußen tödtlich gekränkt hatte: die Demüthigung von Olmütz war heimgegeben.

In Preußen war man überall, auch in den freisinnigsten Kreisen, mit diesem Ergebniß sehr zufrieden. An der Thatkraft und dem Talent, welches Bismarck Oesterreich gegenüber bewiesen, richtete sich das preußische Selbstbewußtsein wieder auf: „Preußen beginnt sich selbst wieder zu finden," war die Tageslosung. Bismarck fuhr fort, dem österreichischen Hof nur die Wahl zu lassen, seine antipreußische Politik mit dem Stützpunkt auf die deutschen Mittelstaaten und deren Schaarung um Oesterreich aufzugeben und eine ehrliche Verbindung mit Preußen zu suchen, oder gewärtig zu sein, daß Preußen ein Bündniß mit einem Gegner Oesterreichs eingehe. In den letzten acht Jahren haben sich Oesterreich und Preußen auf dem Gebiete der deutschen Politik in einer schließlich nur für Dritte Vortheil bringenden Weise bekämpft.

Thatsache ist, daß zwar der König Wilhelm I. die ehrliche Verbindung Preußens und Oesterreichs wünschte; daß Bismarck sein Minister darum so sich ausdrückte; aber daß dieser an eine solche nicht

Grundlage solcher Bundesinstitutionen erkenne, zu deren Gunsten die preußische Regierung in irgend welchem erheblichem Umfang entsagen könnte, ohne die Interessen der eigenen Unterthanen und die politische Stellung des preußischen Staates wesentlich zu benachtheiligen."

Dieser Vorschlag eines wirklichen deutschen Parlamenls, mit allgemeinem und gleichem Wahlrecht, welchen Bismarck machte, wurde in schnellste Verbreitung gesetzt. Viele sahen darin einen „nur zur Abwehr geführten diplomatischen Gegenstoß" gegenüber von Oesterreich; aber er nützte Preußen in Deutschland sehr. Es wurde dadurch dem Letzten, der nicht blind war, augenscheinlich, was für ein leerer Schein die „großdeutsche Einigung Deutschlands" war, womit der österreichische Hof die deutschen Völker abzuspeisen versuchte, in Vergleich mit dem, was Preußen in Aussicht stellte, und eine berechtigte Forderung der deutschen Nation nannte. Eine Mehrheit glaubte, daß es Preußen damit ernstlich meine.

Jedenfalls zerging an Preußens Widerstand das österreichische Reformprojekt, und aller Nimbus, welcher im Sonnenglanz von ein paar Sommermonaten den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und die österreichische Politik umgab. Schmerling mit seinem Kaiser und seiner Bundesreform hatte sich an die Fürsten gewandt; Bismarck dagegen an die deutsche Nation. Oesterreich hatte gegen die demokratische Strömung in Deutschland seine Reformakte insgeheim errichtet, es hatte ihr gegenüber die Initiative der Regierungen durch den Fürstencongreß wieder zur Geltung bringen wollen; Bismarck hatte der demokratischen Strömung durch sein auf allgemeines Stimmrecht gegründetes Parlament Rechnung getragen. Oesterreichs Reformakte hatte der vollziehenden Gewalt so ausgedehnte und die bisherige Bundesverfassung so neugestaltende Befugnisse beigelegt, daß der Vorsitz im neuen Bunde nicht mehr bloß ein Ehrenvorsitz, sondern eine Einrichtnng von mächtiger politischer Bedeutung werden mußte. Diesen Vorsitz nahm aber Oesterreich vornherein für sich in Anspruch. Dadurch sollte Preußen unter das österreichische Uebergewicht für immer untergeordnet, in die zweite Stelle versetzt und aus seinen deutschen Bestrebungen hinausgewiesen werden. Schmerling wollte die Citrone von Olmütz nachträglich noch einmal und vollends ganz auspressen. Aber dießmal fand die österreichische Politik keinen Manteuffel vor sich, sondern den Herrn Otto von Bismarck-Schönhausen.

Einem Theil der deutschen Höfe war sogar diese österreichische Reformakte schon zu weit gegangen. Dieser Theil hatte nur mit

Widerwillen, nur zum Schein, dem österreichischen Projekt zugestimmt; denn er hatte keine Lust, von seiner Souveränität nur das Mindeste abzugeben, und für diese wäre selbst österreichische Oberleitung tief eingreifend und beengend geworden. Aber selbst nationalgesinnte deutsche Fürsten dachten so wenig, als jene, daran, für diese Reformakte einzutreten, weil alle liberalen Schattirungen in ihren Staaten diese Fehlgeburt verwarfen, welche aus dem Schattenbild der bisherigen Bundesverfassung nur ein neues, anders geformtes Schattenbild nationaler Einigung hervorgehen lassen wollte, das alle Gebrechen des ersten an sich getragen hätte, der Nation nichts, dem Hause Oesterreich aber, und zwar dem unreformirten Hause Habsburg-Lothringen, dem Oesterreich mit der alten Physiognomie und Signatur, die Oberherrlichkeit über Deutschland gegeben, und zwar auch der Reibung Preußens und Oesterreichs entgegen gewirkt hätte, aber so, daß Preußen dadurch auf die Stufe eines deutschen Mittelstaats herabgedrückt worden wäre. Das wollten manche Fürsten, das wollte die denkende Mehrheit des deutschen Volkes nicht. Weil der österreichische Hof die Mitwirkung der deutschen Fürsten zur Durchführung seiner Reformakte nicht hatte, vermochte er Preußen auch nicht mit Gewalt zum Beitritt zu derselben zu nöthigen, und stellte das verunglückte Projekt bei Seite. Bismarck aber hatte das schon jetzt an Oesterreich abgerächt, womit dieses in den Jahren 1849 und 1850 Preußen tödtlich gekränkt hatte: die Demüthigung von Olmütz war heimgegeben.

In Preußen war man überall, auch in den freisinnigsten Kreisen, mit diesem Ergebniß sehr zufrieden. An der Thatkraft und dem Talent, welches Bismarck Oesterreich gegenüber bewiesen, richtete sich das preußische Selbstbewußtsein wieder auf: „Preußen beginnt sich selbst wieder zu finden," war die Tageslosung. Bismarck fuhr fort, dem österreichischen Hof nur die Wahl zu lassen, seine antipreußische Politik mit dem Stützpunkt auf die deutschen Mittelstaaten und deren Schaarung um Oesterreich aufzugeben und eine ehrliche Verbindung mit Preußen zu suchen, oder gewärtig zu sein, daß Preußen ein Bündniß mit einem Gegner Oesterreichs eingehe. In den letzten acht Jahren haben sich Oesterreich und Preußen auf dem Gebiete der deutschen Politik in einer schließlich nur für Dritte Vortheil bringenden Weise bekämpft.

Thatsache ist, daß zwar der König Wilhelm I. die ehrliche Verbindung Preußens und Oesterreichs wünschte; daß Bismarck sein Minister darum so sich ausdrückte; aber daß dieser an eine solche nicht

glaubte, weil er wußte, daß die erste Bedingung dieses Bundes, die er stellte, und von seinem Standpunkt aus stellen mußte, die Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland auf gütlichem Wege, zu Wien nicht durchgehe. Nothwendigerweise schoß der Pilz einer preußisch-österreichischen Allianz plötzlich aus dem Boden hervor.

Im August 1863 lag der Bruch zwischen Preußen und Oesterreich offen zu Tag: im August 1864, am 20., zieht König Wilhelm von Preußen, mit feierlichstem Gepränge eingeholt, als Gast des Kaisers von Oesterreich in dessen Lustschloß Schönbrunn ein; am 21. sieht man sie heiter verkehrend im Theater, am 22. halten der König und der Kaiser Heerschau und am 23. jagen beide Monarchen und Minister Bismarck im Schönbrunner Walde. Sie sind Verbündete, Oesterreich und Preußen erscheinen in fröhlicher Eintracht miteinander: die zwei edeln Lande Schleswig und Holstein, die unzertrennlichen, sind von Dänemark abgetreten, aber nicht an Deutschland und dessen Vertreter, den deutschen Bund, sondern an Preußen und Oesterreich, welche vereint den deutschen Bund seine Nullität hatten fühlen lassen, und die deutscheste aller Angelegenheiten, die schleswig-holsteinische Frage, für sich allein abgemacht hatten, „sie zwei Beide." Dem Ausland gegenüber sagten sie, sie machen diese Sache, als eine deutsche innere Angelegenheit ab: ihren deutschen Bundesgenossen sagten sie, sie bringen diese Sache für sich als europäische Großmächte zu Ende.

Am 15. November 1863 war der König von Dänemark Friedrich VII. gestorben und mit ihm der Mannsstamm der königlichen Linie des Hauses Oldenburg auf dem dänischen Throne erloschen. Der schmachvolle Friedensvertrag, welchen Oesterreich, als die Reaktion in Blüthe stand, und im Schlepptau Oesterreichs auch Preußen, in Großmachtseigenschaft mit Dänemarck abgeschlossen und die herrlichen deutschen Herzogthümer gebunden an die Dänen ausgeliefert hatte, war von der dänischen Nationalpartei in Kopenhagen übermüthig gebrochen worden. Wegen dieses Vertragsbruchs gegenüber einem deutschen Bundesstaat, den man lange hatte gründlich mißhandeln sehen, war kurz vor dem Tode des Königs vom deutschen Bundestage die Bundesexecution angeordnet worden. Die Bundesstaaten Hannover und Sachsen wurden damit beauftragt, Oesterreich und Preußen dagegen sollten als Reserve dienen. Die Sachsen und Hannoveraner waren in Holstein eingerückt und die Dänen daraus zurückgewichen, als der Tod des Dänenkönigs Friedrichs VII. eintrat, und dadurch die Sachlage sich plötzlich veränderte.

Die deutschen Regierungen, Bayern voran, drangen ganz in Uebereinstimmung mit dem deutschen und insbesondere mit dem schleswigholsteinischen Volke darauf, daß diese deutschen Elbherzogthümer frei vom dänischen Joche und im Rechte der Selbstbestimmung fortan seien. Das „Londoner Protokoll“ und alle Abmachungen aus den Jahren 1851 und 1852, wonach die Glücksburger Linie auf dem dänischen Throne folgen sollte, war nicht von ihnen, sondern nur von Oesterreich und Preußen unterzeichnet.

Schon bei dem dänischen Vertragsbruch hatte der freisinnige deutschgesinnte badische Minister Franz von Roggenbach im Frühjahr 1863 in der zweiten Kammer erklärt: „Für Deutschland ist das volle Recht begründet, sich losgelöst von allen Verbindlichkeiten zu betrachten, welche es bei den früheren Verbindlichkeiten gegen Dänemark übernommen hat. Die großherzogliche Regierung wird somit festhalten, daß schon jetzt der alte Rechtszustand und die unveräußerlichen Rechte der Herzogthümer sich wiederhergestellt finden. Sie wird es thun in dem Bewußtsein, daß es sich hiebei um eine Frage der Existenz des ganzen bestehenden politischen Zustandes handelt, die nimmermehr eine solche Schädigung der Nationalehre zulassen könnte.“ Diese ehrenhaften Worte waren veranlaßt dadurch, daß die niemals vom deutschen Bund anerkannte Abmachung von der dänischen Nationalpartei benutzt wurde, das von dem selbständigen deutschen Bundesstaat auf ewige Zeit unzertrennliche Schleswig durch das Märzpatent von 1863 dem Gesammtstaat Dänemark einzuverleiben, und zwar unter einem ausgesprochenen Hohn gegen die gesammte deutsche Nation, und unter solchen Maßregelungen gegen die Holsteiner wie gegen die Schleswiger, die nicht dänisch werden, sondern deutsch bleiben wollten, daß Alles in Deutschland, ohne Unterschied der politischen oder religiösen Farbe, Mann und Weib, Jung und Alt, was nicht geradezu ein des gemeinsamen deutschen Vaterlandes vergessener Lump an Kopf und Herz war, in Aufregung gerieth.

Zum Erstenmale seit dem Jahre 1813 zeigten sich die Federn der politisch-nationalen Bewegung in Deutschland auch religiös gespannt. Die schandbare Verfolgung der deutschen Geistlichen in Schleswig-Holstein durch das blinde Dänenthum hatte die Geistlichkeit von ganz Deutschland, alle mit ihr zusammenhängenden religiösen Kreise an den Höfen und im Volk, zur Theilnahme am Kampfe des deutschen Geistes gegen das winzige Dänemark mit fortgerissen. Selbst der deutsche Pietismus ließ jetzt aus sich eine deutsch-nationale Gesinnung und

Begeisterung hervorgehen, welche rühriger und opferfähiger war, als größtentheils die politischen Vereine. Nur die preußischen Mucker thaten nicht mit, und brandmarkten sich auch dadurch noch. Eine gute Frucht davon war, daß sogar von denjenigen religiösen Kreisen in Preußen selbst, welche bisher noch mit Hengstenberg und Gerlach gegangen waren, diese und deren Genossen jetzt als das erkannten, was sie immer waren, und sich abwandten als von der Acht Verfallenen.

Die durch ganz Deutschland gehende Volksaufregung rauschte in so hohen religiös-politisch gefärbten Wogen, daß es an den Höfen zu Wien und Berlin gewissen Leuten bedenklich wurde. Die liberale Partei in Deutschland, und am lebhaftesten der Nationalverein, benützte die schleswig-holsteinische Sache, um mittelst derselben die deutsche Frage rasch zur Lösung zu bringen. Die Volksvertretungen in Mittel- und Süddeutschland verlangten die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit durch die deutsche Nationalversammlung, und zu diesem Behuf den Zusammentritt eines deutschen Parlaments. Da nach dem alten, in den Herzogthümern Schleswig-Holstein bisher in Thätigkeit gewesenen, unwidersprechlichen Erbrecht in diesen nicht der Prinz von Glücksburg, der jetzige Christian IX. von Dänemark, sondern der Prinz von Augustenburg als Herzog nachfolgen konnte, so nahmen sich die Fürsten von Bayern, von Württemberg, von Baden, von Sachsen und viele andere deutschen Bundesfürsten des Erbrechts des Augustenburgers an, in der richtigen Erwägung, daß es sich um ihre eigene Sache und Existenz handle. Konnte das uralte Erbrecht in Betreff der deutschen Elbherzogthümer durch einen bloßen Federstrich außerdeutscher Großmächte, denen Oesterreich und Preußen beitraten, mitten im Frieden, durch ein bloßes Londoner Protokoll, ausgestrichen und abgethan werden: so konnte folgerichtig das bei jedem Fürstenhaus des deutschen Bundes eben so gehalten und vollzogen werden, wenn nicht gegen diesen ersten Vorgang die deutschen Fürsten miteinander für ihre eigene Existenz, die deutschen Völker dem Ausland gegenüber für die Ehre der deutschen Nation eintraten, welche in der Sache Schleswig-Holsteins von dem österreichischen Jesuiten- und Slaven-Minister Schwarzenberg ans Ausland zu London verrathen worden war.

Nicht leicht hat in der Geschichte eine solche Reihe von schrecklichen Folgen sich an die niederträchtigen Handlungen eines Ministers angehängt, als an die dieses Schwarzenberg, für seinen eigenen Kaiser und dessen Haus und Reich, für ganz Deutschland, ja vielfach für Europa. So rollt der Fluch fort über die Häupter von Fürsten und Völker, über

Lande und Jahrzehente, wenn Fürsten und Völker es schweigend dulden, was Einer thut wider göttliches und menschliches Recht.

Bei dieser Sachlage im Jahre 1863 bis 1864 traf das deutsche Fürstenrecht und das deutsche Volksrecht ganz zusammen; und da diejenigen, welche ihr Thun und Lassen stets ganz nach dem von Oben wehenden Winde richten, den Ernst ihrer eigenen Fürsten sahen, so waren sie so eifrig, als Nationalverein, Liberale und Demokraten, als Geistliche und Weltliche, die ganze deutsche Nation für die Schleswig-Holsteiner, die den Prinzen von Augustenburg als ihren Herzog anerkannten, zur Theilnahme und zum thatkräftigen Eingreifen aufzuregen. Man hörte und las große Worte in Deutschland, wie z. B.: „Jetzt müsse man dem Vaterland jeden Parteigedanken zu opfern im Stande sein; selten seien die Gebote Gottes so leicht zu verstehen und so vielfach zu befolgen gewesen, wie heute"; oder auch: „Die deutschen Regierungen müssen sich entschlossen zeigen, mit ihren Mitteln die Sache selbstthätig durchzuführen, ohne Oesterreich und Preußen, und ihm Nothfall wider dieselben."

Der schon im ersten Viertel des Jahrhunderts aufgetauchte und hin und herbewegte Gedanke der deutschen „Trias", einer dritten deutschen Staatengruppe neben den zwei Gruppen Oesterreich und Preußen, trat bei dem augenblicklichen Haß, welcher mit den Höfen Oesterreichs und Preußens auch die Völker Oesterreichs und Preußens traf, mächtig in Süddeutschland hervor, um so mächtiger, als Fürst und Volk von Bayern, wie im Jahre 1815, so auch jetzt diesen Gedanken für eine Großmachtstellung Bayerns zu verwenden hoffte und zu diesem Zwecke der nationalen Strömung in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten entgegen zu kommen schien. Es wurde viel geredet und geschrieben von einem vereinigten Parlament dieser deutschen Staaten. Die liberalen und die demokratischen Vereine boten das „Volk in Waffen" ihren Regierungen an; von den Kanzeln und in religiösen Gesellschaften wurde die nationale Bewegung unterstützt, besonders auch in kirchlichen Zeitschriften und Flugblättern. „Es handelt sich nach dem Gefühl und Bewußtsein Aller um den Aufgang und Niedergang Deutschlands", das war die Tageslosung.

Mitten unter diesem großartigen Reden und Schreiben, und unter dieser leidenschaftlichen Aufregung standen wenige Besonnene in Süddeutschland, welche in einem Worte der badischen Landeszeitung den Ausdruck ihres eigenen Denkens fanden. Dieses Wort hieß: „Die

deutsche Nation scheint politisch zu tief heruntergekommen zu sein, um aus eigenem Aufraffen ihr politisches Schicksal zu gestalten."

Diese erfahrenen Männer wußten, daß wegen der Eigenart der deutschen Völker noch nie in der Geschichte desselben etwas Großes oder gar ein Ruck geschah, wenn in der Tiefe des Volks aus dem eigenen Geiste desselben hervor ein mächtiger Anlauf im Religiösen oder Politischen genommen wurde, es sei denn, daß dieser Gedanke und diese Bewegung des Volkes von Oben her in die Hand genommen wurde, von Fürsten und Ministern als Vorgängern und Leitern. Sie wußten auch, daß die größten nationalen Gedanken, selbst wenn ein edler Fürst oder großsinniger Minister eines kleineren Staates sie hatten oder in die Hand nahmen, stets zergangen waren an dem Fluch der deutschen Zerrissenheit, daran, daß Deutschland nicht national und staatlich eins war, an der Zerstücktheit in so viele Köpfe und Herzen Unten wie Oben, an dem alten deutschen Partikularismus; an dem Mangel an klappendem Zusammenwirken des einen Fürsten mit den andern, der Bevölkerung des einen Staats mit den Bevölkerungen der anderen Staaten. Sie wußten, daß diese redselige, an Versammlungen und Resolutionen reiche, phrasenhafte Agitation nicht in Thaten, sondern in Abspannung verlaufen werde, weil in dem größten deutschen Staat, um den die Bewegung sich lagerte, in Bayern, weder auf dem Thron noch an dem Thron ein Mann der That war, und für Roggenbachs Thatkraft die Mittel seines Fürsten wie des badischen Volkes zu klein waren, um mit Erfolg leitend an die Spitze der Bewegung zu treten.

Gefahr einer Revolution lag nicht vor bei solcher Sachlage, das wußte auch Bismarck. Er so gut als Einer wußte, daß weder der Münchner Hof, noch der Nationalverein Kreise von Revolutionären waren. Aber mit der ihm eigenen Schlauheit benützte er den Anlauf der nationalen Partei und die Mißstimmung des Wiener Hofes über die deutschen Bundesstaaten wegen ihres Nichteintretens für die Reformakte, um in Wien die „deutsche Revolution" im vollen Anzug sehen zu lassen. Die Aufregung sei in den kleinen Staaten gerade am stärksten, das Ansehen der Regierungen daselbst abgeschwächt; lasse man diesem den Regierungen verderblichen Treiben den Lauf, so werde es schnell zu revolutionären Bewegungen werden und diese sich, über die niedergetretenen Schranken der Furchtsamen und Gemäßigten hinweg, als volle Revolution vollziehen. Die Spitze werde der Bewegung dadurch abgebrochen, daß man dem Bundestag das politische Feld ganz entziehe, und im Nothfall gegen den Bundestag vorgehe.

Die Staaten zweiten Rangs und die kleineren Staaten müssen so zurückgeschoben werden, daß sie außerhalb jeder Möglichkeit sich finden, in der schleswig-holsteinischen Frage die Entscheidung zu geben. Durch schnelles, gemeinsames Handeln Oesterreichs und Preußens sei der Bundestag leicht bei Seite zu schieben. Beide Großmächte müssen um jeden Preis die Leitung der Dinge selbst in die Hand nehmen, damit nicht die Revolutionspartei auf den Schultern ihrer kurzsichtigen Vorkämpfer in den Mittel- und Kleinstaaten sich bald der Leitung gemeinsam bemächtigen.

Graf Rechberg, der leitende Minister Oesterreichs für das Auswärtige, und seine Freunde zu Wien ließen sich überlisten. Sie glaubten an die Gefahr einer deutschen Revolution, und damit die deutsche Aufregung sich nicht als Revolution organisire, schloß der österreichische Hof mit Preußen im März 1864 plötzlich eine Allianz ab. Das Wiener Ministerium entriß die schleswig-holsteinische Frage, welche klar wie der Tag deutsche Bundesangelegenheit war, rechtsbrüchig im Verein mit Preußen dem deutschen Bunde, er wurde zum Verräther an diesem. Ohne Zuziehung des deutschen Bundes, ohne Rücksicht auf die 12,900 Mann Sachsen und Hannoveraner, die als Bundesexekution mit Oesterreichs und Preußens Zustimmung bereits in Holstein standen und vor denen sich die Dänen hinter die Eider zurückgezogen hatten, rückten plötzlich 45,000 verbündete Oesterreicher und Preußen unter dem Oberbefehl des preußischen Feldmarschalls Wrangel in Schleswig-Holstein ein. Oesterreich hatte unter Gablenz seinen Heertheil in Wien und Mähren zusammengezogen und dieser war auf den österreichischen und preußischen Eisenbahnen im Flug und auf kürzestem Weg nach Hamburg geschafft worden.

Die Preußen hatten sich bei Minden und Perleberg gesammelt. Preußen und Oesterreich gaben sich den Namen „Vormächte." Am 28. Januar 1864 standen die Preußen und Oesterreicher, jene unter dem Namen des ersten, diese unter dem des zweiten Corps, im Norden Holsteins, am 31. rückten sie in Schleswig ein. 35,000 Dänen standen ihnen entgegen. In einer Reihe von Gefechten, worunter die bedeutendsten bei Oversee am 6. Februar, durch die Oesterreicher gewonnen, und bei Düppel am 18. April, wo die Preußen die zehn Schanzen erstürmten, waren die Dänen aus Schleswig hinausgeschlagen, und die Vormächte besetzten sogar Jütland. Den Exekutionstruppen des deutschen Bundes, jenen 12,000 Sachsen und Hannoveranern, wurde nicht gestattet, zu den Siegen mitzuwirken.

Die „Vormächte" bedeuteten ihnen zuerst, daß sie unthätig zu bleiben und ruhig zuzusehen haben. Dann wurden sie zurückgeschoben, zuletzt aus Holstein hinausgeschoben, hinausgedrängt. Man hatte sie heimgehen heißen, und, als sie nicht gingen, bedroht. Jedem, welcher Verstand in Staatssachen hatte, hätten die Augen für immer aufgehen sollen erstens dafür, daß Oesterreich und Preußen, die sich auf einmal als „Vormächte" aufthaten, nur so lange einen deutschen Bund und Beschlüsse desselben gelten lassen, als sie es für gut finden, und zweitens dafür, daß sogar die Gesammtheit der neben Oesterreich und Preußen bestehenden deutschen Bundesstaaten der Vereinigung Oesterreichs und Preußens gegenüber, wenn es zu handeln gelte, nichts sei, als eine glänzende Zerfahrenheit und Unmacht sehr vieler überraschter und unschlüssiger Herren auf Thronen, auf Minister- und auf Abgeordnetenbänken. Nie war eine sprechendere Illustration zu der ursprünglichen Nullität der deutschen Bundesverfassung, zu der im Jahr 1850 wieder aus dem Grab hervorgeholten Leiche des alten Bundestags gegeben worden, als durch die Heimweisung der deutschen Bundestruppen aus Holstein, durch die verbündete Politik Preußens und Oesterreichs.

Die abziehenden Krieger der deutschen Bundesstaaten knirschten; Heer und Volk in Hannover waren in höchster Aufregung; und doch war diese Schmach eben nur die natürliche Folge des undeutschen Partikularismus, in welchem mit dem Fürsten das Volk Hannovers in den Jahren 1848 und 1849 zusammenstimmte, und der bisherigen Geduld, womit Land und Volk Hannover einen solchen König, solche Minister, solche Kammern und so ein Regierungswesen in Staat und Kirche so lange sich hatte gefallen lassen. Wenn nur Einer recht fähig gewesen wäre, sei's ein Fürst oder ein Minister, zunächst nur in dem Einen Bundesstaat Hannover, so hätte er sich an die Spitze des empörten Landes Hannover gestellt, das Volk bewaffnet, die Streitkräfte der nächsten Bundesstaaten rasch an sich gezogen, und auf dem Boden von Schleswig-Holstein den Oesterreichern wie den Preußen mit augenblicklich überlegener Streitmacht diktirt, was deutsches Bundesrecht sei. Bei der damaligen Stimmung der Mehrheit des preußischen Volkes wäre das von entscheidender Wirkung auf den Berliner Hof gewesen und auf ganz Deutschland. Aber Bismarck wußte eben gerade, daß weder ein solcher Fürst noch ein solcher Minister in Hannover war, und trotz den eifrigen Bemühungen des sächsischen Ministers Herrn von Beust die mittleren und kleineren Staaten des

deutschen Bundes zum wagnißvollen Handeln überhaupt nicht, und am wenigsten zum gemeinsamen und dabei zum raschen Handeln zu bringen waren.

Das wußte Bismarck, und richtete sein Thun darnach ein. Das wissen heute noch sonst begabte, aber schwärmerisch und namentlich im Dienst der Freiheit arbeitende deutsche Vaterlandsfreunde nicht. Deutsche Fürstenhöfe sind etwas Anderes, als die Regierungen der Schweizer Kantone, und Volksstämme und Staaten Deutschlands sind auch etwas Anderes, als schweizerische Kantonsbevölkerungen. Die deutschen Fürstenhöfe und die Bevölkerung der mittleren und kleineren Staaten Deutschlands unter Einen Hut zu bringen, durch Ueberzeugung, ohne Gewalt, anders als durch Revolution, sei's eine von Unten oder eine von Oben, ist ein poetischer, aber nicht ein politischer Gedanke. An die Möglichkeit der Verwirklichung einer solchen poetischen Idee wurde selbst in der begeisterungsvollen Zeit von 1848 und 1849 weder gedacht noch geglaubt, nicht einmal im Centrum der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, geschweige auf der Linken.

So laut, so warm und so allgemein auch die öffentliche Stimme in der Gesammtheit der deutschen Bundesstaaten wider dieses wegwerfende Benehmen der beiden „Vormächte" gegenüber von ihren deutschen Bundesgenossen sich erhob und die Fürsten und Regierungen Tag für Tag aufforderte, das Volk in die Waffen zu rufen gegen solche Vergewaltigung, ja so laut sie den deutschen Fürsten ins Angesicht sagte, wenn sie nicht gemeinsam zusammenstehen und rasch alles Volk bewaffnen, so seien ihre Tage gezählt: so waren die deutschen Fürsten doch nicht zur Einigung und zu gemeinsamem Zusammenstehen und Handeln zu bringen. Es blieb beim Reden und Schreiben und beim Nichtsthun seitens der Fürsten, aber auch bei dem Volke der deutschen Bundesstaaten, obgleich Fürsten und Volk sagten, „es handle sich um die Ehre nicht bloß, sondern um die Existenz." Die Höfe von Hannover, Sachsen, Kurhessen, Darmstadt und Nassau, und auch noch andere, waren ja seit lange nichts als ein Tummelplatz, auf welchem sich Preußen, Oesterreich und Rußland um die Herrschaft darüber im Wettstreit bewegten, und wo jede dieser Mächte, in undeutschem d. h. in ihrem eigenen Interesse, ihren Einfluß durch ihre Leute vertreten ließ.

So kam es, daß die beiden „Vormächte" weiter und immer weiter vorgingen. Nicht, wie man nachher öffentlich vorspiegelte, um „die Einmischung des Auslandes in die schleswig-holsteinische Frage abzu-

wehren", sondern, wie man am Wiener Hof und am Berliner Hof, den hellsehenden Rechenmeister Bismarck ausgenommen, glaubte und sagte, „um einer Revolution des deutschen Volkes zuvorzukommen", machten sie „Revolution" von „Oben". Denn das war bereits dieses Vorgehen Oesterreichs und Preußens gegen den deutschen Bund. Das geschlagene Dänemark kam mit einem Verlust davon und genas. Der deutsche Bund aber empfing eine Wunde, welche forteiterte, an welcher er eine zeitlang noch fortsiechte, deren Ausgang aber kein anderer sein konnte, als Auflösung und Tod.

Nach der Heimschickung der Truppen des deutschen Bundes, nahmen Oesterreich und Preußen das schöne Land Schleswig-Holstein nicht für den, welchem die Bevölkerung beider Herzogthümer bereits gehuldigt hatte, nicht für den klar berechtigten Prinzen von Augustenburg, sondern, wie sie sagten, als ein „erobertes Land" für sich in Besitz. Im Wiener Frieden, vom 39. Oktober 1864, wie zuvor schon im Waffenstillstand, ließen die Höfe von Preußen und Oesterreich das rechtlich nicht ihnen gehörende Land Schleswig-Holstein von der Krone Dänemark abtreten an die Kronen — Oesterreich und Preußen.

Diese gute Beute und die Freude an ihren Siegen über die Dänen waren es, was Kaiser und König, Rechberg und Bismarck so heiter und einträchtig zu Schönbrunn beisammen sitzen ließ.

Preußen hatte in dem Krieg gegen Dänemark weit die größere Arbeit gethan, und die glänzenderen Erfolge gewonnen, weil man am Wiener Hofe den großen Fehler begangen hatte, eine viel schwächere Streitmacht, als die preußische war, nach Schleswig-Holstein zu schicken, und weil jedesmal die Oesterreicher den Dänen in der Minderzahl gegenüber standen, während die Preußen überall den Dänen gegenüber durch Zahl und Art der Waffen und der Truppen diesen weit überlegen waren, besonders auch durch Verpflegung. Die Politik Bismarcks gedachte von Anfang an das in der preußischen Machtsphäre gelegene Schleswig-Holstein entweder geradezu für sich zu behalten, oder wenigstens es in ein solches Verhältniß zu Preußen zu bringen, daß es zur Land und zur See den preußischen Interessen dienstbar und nützlich werde.

In einer offiziösen Flugschrift hatte er es noch im Herbst 1864 aussprechen lassen, daß „die Wiederaufrichtung der Großmachtstellung Preußens in Deutschland, durch rücksichtsloses Einsetzen und Geltendmachung der eigenen Staatskraft, allein zu einer besseren Gestaltung

Deutschlands führen könne. Die Ueberzeugung, daß dem jetzigen Zustand ein Ende gemacht werden müsse, werde dem an der Spitze der preußischen Regierung stehenden Staatsmann helfende Kräfte aus allen Schichten des Staates zuführen, mögen ihn die Wogen des Parteihasses auch sonst noch so sehr umfluthen. Zum Ziele nationaler Macht und Größe komme Deutschland doch schwerlich ohne eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich; die beiden schroffen politischen Gegensätze können sich in ihren durchsichtigen Verhüllungen nicht ins Unendliche fortspinnen. Die Politik Oesterreichs habe im Jahre 1815 Preußen der festen Defensivstellung gegen Wien beraubt, welche Dresden mit Pirna und dem Königstein Preußen gewährt hätte. Das Jahr 1850 habe diese Defensivstellung schmerzlich vermissen lassen. Eben so entspreche die preußische Forderung der alleinigen Besetzung der Festung Mainz durch preußische Truppen einer wahrhaft deutschen Politik; Mainz, der Schlußstein des preußischen Festungssystems am Rhein, sei unbestritten der Schlüssel zu Mittel- und Norddeutschland bis zur Elbe hin.

„Verhältnißmäßig leicht wäre eine nationale Vereinfachung des Bundesvertrags und die Bildung von „Staatengruppen“ innerhalb des Bundes, welche den Widerstreit gegensätzlicher Interessen von Nord und Süd beseitigen, wenn Oesterreich gemeinsam mit Preußen zum Werke schritte. Aber auch ohne diese Mitwirkung sei Preußen stark genug, durch konsequente Verfolgung einer Realpolitik, welche das spezifische Staatsinteresse in jedem Augenblick rücksichtslos zur Geltung bringe und zur alleinigen Richtschnur seines Verhaltens mache, der Entwicklung der Dinge in Deutschland jene Richtung zu geben. Die Auseinandersetzung in Gruppen, welche sich nach analogen Staatsinteressen bilden und darnach unter sich gravitiren müssen, werde sich als natürliche Folge einer spezifisch-preußischen Politik von selbst ergeben.“

„Mit der Mondscheinpolitik, welche auf der Errungenschaft von Sympathien, auf moralischen Eroberungen, ein großes Deutschland gründen wolle und auf dem besten Wege gewesen sei, ein verwesendes Preußen zu schaffen, um es in ein zerfallendes Deutschland aufgehen zu lassen — mit dieser Mondscheinpolitik müsse gründlich gebrochen werden. Was für eine Rolle zwanzig Millionen Preußen in einem territorial abgerundeten Staate mit straffer Organisation in Deutschland und Europa hätten spielen können, welche Anziehungskraft sie geübt hätten und wie sie zum Schwerpunkt des deutschen Volkes ge-

worden wären — das erscheine um so handgreiflicher, je klarer man das Schauspiel in das Auge fasse, welches das ohnmächtige Ringen des territorial zersplitterten Staates nach demselben Ziele biete."

„Die preußische Reformidee verlange eine wirkliche, keine scheinbare Concentration der Staatskräfte Deutschlands. Man fühle es mehr denn je, daß es eine Versündigung an der staatlichen Entwicklung der deutschen Stämme wäre, wenn der alte römische Reichsplunder, unter irgend einer theoretischen Construktion, erhalten bliebe. Darum sei Preußens Programm: Beseitigung des inneren Conflikts durch eine großartige äußere Politik, Hegemonie in Norddeutschland mit voller Beherrschung der militärischen und maritimen Hülfsmittel derselben, Verdrängung Oesterreichs aus dem deutschen Bunde; und für den Fall, daß die deutschen Bundesgenossen der Erfüllung der Lebensbedingungen Preußens sich widersetzen, sogar Annexionen. Solche Lebensbedingungen Preußens aber seien: militärische Basirung Preußens zwischen Ost- und Nordsee, Entwicklung seiner Kriegsmarine, und Stärkung seiner Basis am Rhein durch den Besitz von Mainz und durch richtige Organisation der deutschen Wehrkräfte zwischen den getrennten preußischen Provinzen."

So fest hatte Bismarck sich seine Ziele schon damals gesteckt, so klar das, was unter gewissen Umständen zu thun sei, ins Auge gefaßt. Aus diesem Programm ergab sich von selbst, daß, wenn Preußen seine Politik durchführen wollte, es zum wenigsten die Herzogthümer Schleswig-Holstein ausschließlich unter seine Fittige nehmen und die Wehrkraft derselben eng mit seinem eigenen Heer und mit seiner Flotte zu verbinden suchen mußte. Bald entdeckte man auch in Wien, daß Bismarck den Minister Rechberg überlistet hatte, und dieser Graf, welcher die preußische Allianz geschlossen hatte, erhielt seine Entlassung. Bismarck hatte dem österreichischen Hofe den Vorschlag gemacht, wie sie es gemeinschaftlich in Schleswig-Holstein gethan, so wolle Preußen Oesterreich helfen, in den kleineren deutschen Staaten die revolutionäre Bewegung zu ersticken: so nannten sie die Theilnahme Süddeutschlands für das Selbstbestimmungsrecht der Elbherzogthümer und für das Erbrecht des Augustenburgers. Preußen wolle in Schleswig-Holstein beruhigen und es behalten, aber zugleich gemeinsam mit Oesterreich in den süddeutschen Staaten einschreiten und die seitherige Agitation zur Ruhe bringen.

Diesen bedeutenden Machtzuwachs Preußen zu gewähren, hatte

Oesterreich niemals Lust gehabt; es hatte ja nur das Schwert gegen Dänemark gezogen, um zu verhindern, daß der Feuerheerd Schleswig-Holstein mit seinen Feuerbränden nicht ganz Deutschland entzünde, und die deutsche Aufregung sich nicht zur vollen Revolution gestalte. Inzwischen hatte man in der Wiener Hofburg von den Gesandten der Staaten des deutschen Bundes sich doch überzeugen lassen, daß daselbst von einer „Organisation der Revolution" keine Rede und keine Spur sei. Tödtlich verletzt, daß man den deutschen Bund eine so klägliche Rolle hatte spielen lassen, hatten die deutschen Mittelstaaten in Wien nicht versäumt, darauf aufmerksam zu machen, wie Preußen auch die Oesterreicher selbst in Schleswig nordwärts über die Eider und über die Gränze Jütlands geschoben, wie auf diese Art es den Oesterreichern unmöglich gemacht worden, eine glänzende Rolle zu spielen, und wie Preußen sie zuletzt noch gegen die deutschen Bundestruppen mißbraucht habe. Alle höheren Offiziere Oesterreichs fühlten oder sagten ganz das Gleiche. Die Staatsmänner der Wiener Hofburg empfanden mit Verlegenheit, wie sie sich von Bismarck auf diesen Weg zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage hatten verführen lassen. Der preußische Adler hatte seinen Horst ganz neben dem Ort, wo die von den beiden Vormächten gemachte schöne Beute lag; der österreichische Adler hunderte von Stunden davon, und wenn Preußen es hindern wollte, so konnten Oesterreichs Truppen gar nicht mehr dazu kommen. Es gab Leute am Wiener Hof, die lieber, als daß sie die Elbherzogthümer in der Gewalt Preußens bleiben lassen wollten, diese auch jetzt wieder, wie im Jahre 1851, an Hand und Fuß gebunden an Dänemark ausgeliefert hätten, stumpf gegen das Unsägliche von Schmach und Fluch, womit jener erste Verrath des ehrlosesten aller österreichischen Kabinette von allen bessern Deutschen, nicht bloß von den Schleswig-Holsteinern, verurtheilt worden war.

Gerade diese Leute, welche um so leichter vergessen, weil sie nie etwas recht begreifen, und welche in weltlicher und geistlicher Kleidung seit Jahrhunderten am Wiener Hofe zahlreicher als anderswo sind, machten geltend, die deutschen Elbherzogthümer an Preußen überlassen, hieße ein Zugeständniß an das Nationalitätsprinzip machen; die Anerkennung des Nationalitätsprinzips aber hieße so viel, als die Selbstauflösung der österreichischen Monarchie, das Auseinanderfallen des Kaiserstaats dekretiren. Darum gab es im Innern und in der Nähe der Wiener Hofburg auch jetzt wieder „Dänenfreunde". Verständigere aber machten bemerklich, bei der ersten Auslieferung Schleswig-Hol-

steins an Dänemark habe Oesterreich sich nicht am Kriege gegen Dänemark betheiligt, dießmal aber habe es gemeinsam mit Preußen den Krieg gegen Dänemark geführt, und die Herzogthümer mit eigenem österreichischem Blut von Dänemark zurückerobert. Dadurch sei die schleswig-holsteinische Frage so verfahren, daß man, um die Herzogthümer Preußen aus den Zähnen zu bringen, jetzt einen andern Weg suchen müsse, als die Zurücküberlieferung an Dänemark.

Und als dieser Weg oder Ausweg erschien diesen Staatsmännern — der deutsche Bund, eben derselbe Bund, dessen Truppen kurz erst zuerst aus Schleswig, dann aus Holstein hinauszuwerfen, der österreichische Hof seinen eigenen Heertheil von Bismarck hatte benützen lassen. Vom alten Fürsten Metternich ist das Stichwort bekannt: „Der Frankfurter Bundestag läuft uns nicht davon, wenn wir ihn auch eine Zeit lang aus dem Gesichte verlieren.“ Von jeher kam und griff die österreichische Hauspolitik auf den deutschen Bund nur dann zurück, wenn er ihr brauchbar schien, und verhielt sich dann stets zu ihm so, wie man etwas, was man sonst nicht beachtet oder gar bei Seite schiebt, in gewissen Fällen hervorzieht und gebraucht, um es nach dem Gebrauch wieder zu verachten und bei Seite zu werfen. So hatten sich unter dem alten metternichschen System in Mehrheit die deutschen Bundesfürsten und ihre Minister von Oesterreich gebrauchen lassen; so waren die Völker der deutschen Bundesstaaten mißbraucht worden im Interesse der lothringischen Hauspolitik zum Schaden aller Deutschen.

Wie früher, so ließ sich auch jetzt die Mehrheit des deutschen Bundes, allem Erlebten zum Trotz, wieder für Oesterreich stimmen und von Oesterreich gebrauchen.

Die Mehrheit der deutschen Fürsten und Regierungen zog es vor, statt auf das mit Begeisterung sich zur Waffenerhebung erbietende eigene Volk sich zu stützen, die Stütze des Hauses Oesterreich anzunehmen und für Oesterreich gegen das Vorgehen Preußens einzutreten. Gerade die Mittelstaaten des deutschen Bundes fand Oesterreichs Hof als die Ersten sogleich sich wieder zur Hand, sowie Rechbergs Nachfolger im Ministerium, Graf Mensdorff-Poully, in seinem noch geheimen Widerstand gegen Preußen den Bundestag als Ausweg zu benützen anfing. Der Prinz von Augustenburg hatte sich als der gesetzmäßige Landesfürst von Holstein mit einer Art von herzoglichem Regiment und Hof zu Kiel gesetzt: er besaß die Herzen der Schleswig-Holsteiner mit Ausnahme einer ganz kleinen preußischen

Partei; Preußen besaß durch seine Heermacht den Grund und Boden. Schon zu Ende des Jahres 1864 schlug Mensdorff vor, „die durch den Krieg und Frieden mit Dänemark erworbenen Souveränetätsrechte Oesterreichs und Preußens" an den Prinzen Friedrich von Augustenburg zu übertragen.

Die österreichische Politik hatte dabei entfernt keinen Gedanken daran, das Recht der Legitimität im Sinne des deutschen Bundestags zu verfechten, sondern lediglich daran, einen neuen Bundesfürsten in dem Augustenburger einzusetzen, so Preußens Vergrößerung mit den Elbherzogthümern zu beseitigen und zugleich in dem Augustenburger einen Freund und eine Stimme weiter auf dem Frankfurter Bundestag für sich zu gewinnen. Denn die ganze Maschinerie des alten Bundestags wurde von Wien aus wieder in Bewegung zu setzen versucht.

Es gab manchen Freund des Vaterlands und der Freiheit auf deutschem Boden, der weder an Oesterreichs noch an Preußens Fürsten, Ministern und Regierungsweise eine Freude hatte, und der doch Schleswig-Holstein lieber mit Preußen ganz vereinigt, als durch einen neuen Bundesfürsten die Zahl derjenigen deutschen Fürsten vermehren wollte, welche zum Schaden von ganz Deutschland waren und thaten, wie der Kurhesse, der Nassauer und der Hannoveraner. Es ist unläugbar, und nur Blindheit und böser Wille kann das bestreiten: nichtpreußische deutsche Männer, deren Liebe zur Freiheit und zum Volke durch Opfer bis heute über allen Verdacht erhaben ist, haben von Anfang der schleswig-holsteinischen Frage an die Ueberzeugung gehabt, es solle kein neuer Bundesfürst eingesetzt und Schleswig-Holstein einfach mit Preußen vereinigt werden, aus dem Hauptgrunde, weil nur in dem engsten Anschluß an Preußen diese Herzogthümer eine Gewähr haben und geben, daß sie nicht wieder der Politik einer fremden, den deutschen Interessen feindseligen Macht dienstbar werden und zweitens, daß die große natürliche Bedeutung, welche dieselben zu Land und zur See für das deutsche Gesammtvaterland haben, in vollem Umfang nutzbar gemacht werden könne. Sie anerkannten den Prinzen von Augustenburg als erbberechtigt; aber was Deutschland und den Herzogthümern selbst noth thue, sei die Einigung des gesammten Deutschlands. Die Augustenburger seien nie auf dem Throne der Herzogthümer gesessen. Mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes habe zu Anfang dieses Jahrhunderts die Bewegung der deutschen Geschichte zu einer größeren Einigung uralte, viele Jahr-

hunderte lang selbständig auf dem Fürstenstuhl gesessene Häuser ohne Weiteres beseitigt, freie Städte, deren Reichsfreiheit durch Kaisersiegel und mehr als ein halb Jahrtausend geweiht gewesen, kurzweg einverleibt. Vom deutschen Standpunkt aus stehe das Recht der deutschen Nation am höchsten, vor diesem Recht haben alle Einzelrechte zurückzutreten; also auch das bloße Erbrecht des Augustenburgers. Ja sie waren sogar überzeugt, daß die Einverleibung der kleineren norddeutschen Staaten allesammt noch besser für die politischen Bedürfnisse nicht bloß Norddeutschlands, sondern Gesammtdeutschlands wäre, als bloß theilweise Mediatisirung, und daß das eine oder das andere in nächster Zukunft mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes vor sich gehen werde.

Weil Bismarck selbst für Schleswig-Holstein wenigstens den Anschluß an Preußen für besser hielt, als die Selbständigkeit eines Kleinstaats unter dem Haus Augustenburg, und weil König Wilhelm I. vor der Welt und Oesterreich gegenüber noch einen anderen Rechtsgrund, als das vor der öffentlichen Meinung nicht stichhaltende Recht der Eroberung haben wollte, so wurde Friedrich der Große nachgespielt, und gegen Oesterreich erklärt, das brandenburgische Haus habe selbst „Erbansprüche" auf die Elbherzogthümer, und es werde sich genöthigt sehen, diese geltend zu machen, wenn Preußen nicht durch die neue Gestaltung der Regierung in den Herzogthümern die Bürgschaft für eine Sicherung seiner staatlichen Interessen und der allgemeinen Interessen Deutschlands geboten werde.

Sogleich beauftragte der König seine Kronjuristen, die angeblichen Rechte des Prinzen von Augustenburg zu prüfen, und ein Rechtsgutachten über diese sowie über das brandenburgische Erbrecht abzugeben. Die königlich preußischen Kronjuristen verstanden den Willen ihres Königs und waren ihm unterthänig. Ihr Gutachten fiel gegen den Augustenburger und zu Gunsten des preußischen Hauses aus. Wie ganz Deutschland, so sprach, mit wenigen Ausnahmen am Hofe, ganz Preußen, das Gutachten der Kronjuristen habe keinen Werth und mache Preußen wenig Ehre. Nicht auf so eine Federarbeit, sondern auf Anderes gründete das preußische Volk seinen allgemeinen Wunsch, die Elbherzogthümer in Besitz zu nehmen, auf die politische Nothwendigkeit derselben für Preußen zu seiner und Deutschlands Vertheidigung nach Außen, sowie zur Entwicklung seiner Seemacht, zum thatsächlichen Anfang in der Schaffung einer deutschen Flotte, welche durch den alten Bundestag nie zu Stande kommen

würde; aber auch darauf, daß Schleswig-Holstein mit so viel preußischem Blut den Dänen abgewonnen worden sei, und daß kein Preuße daran denken könne, dieses Blut solle nur dazu vergossen worden sein, einen neuen Bundesfürsten zu installiren und in seiner Person und Stimme am Frankfurter Bundestag die Zahl der Gegner Preußens noch zu vermehren.

Bismarck hat auch auf das Rechtsgutachten niemand gegenüber jemals einen Werth gelegt. Am 22. Februar 1865 that Bismarck, als wolle die preußische Regierung auf den Vorschlag Oesterreichs, den Prinzen von Augustenburg zu installiren, unter gewissen Bedingungen eingehen. Diese Bedingungen Preußens waren weitgehend. Es forderte für sich die Verfügung über die Wehrkräfte der Herzogthümer zur Land und zur See so, daß diese ein integrirender Bestandtheil der preußischen Armee und Flotte werden die Kontrole über das Lootsen-, Betonnungs- und Erleuchtungswesen an den schleswig-holsteinischen Küsten; ungehinderte und abgabenfreie Cirkulation und Stationirung der preußischen Flotte in allen schleswig-holsteinischen Gewässern; die Regelung des Befestigungsystems in den Herzogthümern; die alleinige Besetzung Rendsburgs so lange, bis es mit Uebereinstimmung aller Betheiligten zur Bundesfestung erklärt wurde; die Abtretung Sonderburgs, beider Ufer des Alsensundes, eines Gebiets zu Errichtung von Befestigungen an der Mündung des anzulegenden Nordostseekanals; und zwar alle diese Abtretungen an Preußen mit vollem Souveränetätsrechte; die Vereinigung des Post- und Telegraphenwesens mit dem preußischen; den Eintritt der Herzogthümer in den Zollverein, sowie die diplomatische Vertretung Schleswig-Holsteins durch Preußen.

Diese Forderungen Preußens waren der Art, daß sie der Augustenburger nicht annehmen konnte, ohne daß er zum bloßen Figuranten auf dem Thron herabsank, und durch die, wenn er sie annahm, für die Schleswig-Holsteiner ein Verhältniß geschaffen wurde, das ihnen peinlichst geworden wäre. Sie hätten, ohne die Ehre, ohne die Rechte und ohne die Vortheile der preußischen Staatsbürger, welche die einfache Vereinigung mit Preußen bot, das Schwere der Lasten zu tragen gehabt, welche der preußische Bürger zu tragen hat. Die „Februarbedingungen“ heißen sie, weil sie am 22. Februar 1865 gestellt wurden. Zwar hat Bismarck später im preußischen Abgeordnetenhaus erklärt, er habe es ernstlich gemeint, und nicht bloß täuschen und Zeit gewinnen wollen, und es sei nicht wahr, daß der Prinz von Augusten-

burg die Februarbedingungen ohne Hinterthürchen anzunehmen bereit gewesen sei; noch kurz vor dem Gasteiner Uebereinkommen sei ihm durch Vermittlung des bayrischen Ministers von der Pfordten die Hand geboten worden, aber er habe sie abgelehnt. Dennoch ist gewiß, daß Bismarck die einfache Einverleibung Schleswig-Holsteins zu Anfang wie zu Ende für das einzig Richtige, und die Einsetzung eines neuen Fürsten in den Herzogthümern für diese wie für Preußen und Deutschland eben so unzuträglich erachtet hat, als eine auf dem Wege der Kronjuristen anzubahnende Personalunion. Deutschlands Einheit und Zukunft war ja für ihn wie für die preußische Fortschrittspartei das Entscheidende, „Deutschlands Recht auf Einheit", aber diese Einheit unter der Vorstellung, daß Preußen nicht mehr ein deutscher Staat sei, sondern der deutsche Staat."

Der Wiener Hof mußte vom Standpunkt seiner falschen Hauspolitik aus Bismarcks Februarbedingungen ablehnen. Er beschränkte sie in seiner Antwort vom 5. März in der Art, daß von preußischer Seite die Ablehnung dieser Beschränkungen so gewiß vorauszusehen war, als zuvor von österreichischer Seite die Ablehnung der Forderungen Preußens.

Der Prinz von Augustenburg, um dessenwillen die europäische Diplomatie und Presse in Bewegung war, hat dabei eine Rolle gespielt, welche es Bismarck leicht machte, in höherem, nicht bloß preußischem, sondern deutschem Interesse über das Erbrecht desselben hinwegzugehen, und das Unrecht, das er ihm dadurch anthat, in den Hintergrund treten zu lassen. Dieser Erbprinz griff nicht zum Schwert, um mit den Schleswig-Holsteinern, um mit den deutschen Bundestruppen den Dänen sein Erbe abzukämpfen. Er hat weder seine Person und sein Blut, noch Geld dafür eingesetzt. Er ließ sich vom Wiener Hof gebrauchen als eine politische Schachbrettfigur sehr untergeordneter Art. Er war der von Wien bloß Vorgeschobene, um unter dem Vorwand, unter welchem er und sein Erbrecht in Schutz genommen wurde, den Machtfortschritt Preußens zu bekämpfen. Er aber bildete sich ein, der Wiener Hof verfechte im Ernste sein, des einzelnen Augustenburgers, Erbrecht, obgleich das Haus Habsburg-Lothringen so etwas seit seinem Anfang an niemals gethan hatte. In dieser Einbildung sprach er große Worte mit großer Miene derjenigen europäischen Macht gegenüber, in Bezug auf welche ihm sogar die einfachste Kenntniß von der Politik überhaupt, und insbesondere von der Politik dieser Großmacht, vornherein sagen mußte, daß nur angenehmes Benehmen

gegen dieselbe ihm das Steigen auf den Stuhl der Herzogthümer möglich mache.

Seine Rathgeber, und darum er selbst, hatten eine so hohe Vorstellung von den Machtverhältnissen Oesterreichs, daß sie diesen gegenüber das Wollen und Können Preußens unterschätzten und mißachteten. Dieselbe Vorstellungsweise war aber auch an den Höfen der Mittel- und Kleinstaaten des deutschen Bundes die beliebte und hergebrachte.

Der Haß der alten Fürstenhäuser gegen das emporgekommene Neuhaus Hohenzollern-Brandenburg und den Neustaat Preußen, und ihre Sympathie mit dem Althaus Oesterreich, erklären weit nicht Alles, weder das, was gethan wurde, noch das, was unterlassen wurde. Die deutschen Höfe der Mittel- und Kleinstaaten konnten noch jetzt jeden Augenblick, wenn sie die dargebotenen Hände und Herzen ihres Volkes und der Männer des Volkes ergriffen, gegen die Politik Preußens wie Oesterreichs Front machen, und sich ihren Stuhl fest stellen auf die Grundlage der Volksfreiheit und auf die in Waffen für freisinnige Fürsten eintretenden Völker. Aber diese Fürsten hatten solche Rathgeber um sich, die sie auch jetzt noch das eigene Volk für sie in Waffen mehr fürchten ließen, als den Anschluß an Oesterreich. Diejenigen Staatsmänner der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands, welche vornherein nicht liberal oder aus irgend einem Grunde österreichisch gesinnt waren, ordneten sich der Führung des sächsischen Ministers von Beust unter, welcher vornherein so entschieden für die österreichische Politik gewonnen war, daß er nachher das Ministerium Sachsens mit dem Auswärtigen Ministerium Oesterreichs vertauschen konnte.

Das Zusammengehen Oesterreichs mit Preußen hintertrieben diese Höfe allesammt, weil sie fürchteten, die Folge eines dauernden Bündnisses zwischen Preußen und Oesterreich würde ihre Mediatisirung sein; auf die Seite Oesterreichs traten sie, weil sie von diesem das Versprechen und darauf hin die Hoffnung hatten, in ihrer Souveränetät vor den Fängen des preußischen Adlers geschützt zu werden. Je mehr die Macht und das Streben Preußens auf sie drückte, desto näher lag ihnen der Wunsch, durch Oesterreich im Vereine mit dem deutschen Bund Preußen so zu demüthigen und zu schwächen, daß es ihnen nicht mehr bange machen konnte, vielleicht sogar die eröffnete Aussicht und die Erwartung, mit einem Theil der Abfälle Preußens sich zu vergrößern.

Bismarck erkannte aus alledem noch mehr, daß der österreichische

burg die Februarbedingungen ohne Hinterthürchen anzunehmen bereit gewesen sei; noch kurz vor dem Gasteiner Uebereinkommen sei ihm durch Vermittlung des bayrischen Ministers von der Pfordten die Hand geboten worden, aber er habe sie abgelehnt. Dennoch ist gewiß, daß Bismarck die einfache Einverleibung Schleswig-Holsteins zu Anfang wie zu Ende für das einzig Richtige, und die Einsetzung eines neuen Fürsten in den Herzogthümern für diese wie für Preußen und Deutschland eben so unzuträglich erachtet hat, als eine auf dem Wege der Kronjuristen anzubahnende Personalunion. Deutschlands Einheit und Zukunft war ja für ihn wie für die preußische Fortschrittspartei das Entscheidende, „Deutschlands Recht auf Einheit", aber diese Einheit unter der Vorstellung, daß Preußen nicht mehr ein deutscher Staat sei, sondern der deutsche Staat."

Der Wiener Hof mußte vom Standpunkt seiner falschen Hauspolitik aus Bismarcks Februarbedingungen ablehnen. Er beschränkte sie in seiner Antwort vom 5. März in der Art, daß von preußischer Seite die Ablehnung dieser Beschränkungen so gewiß vorauszusehen war, als zuvor von österreichischer Seite die Ablehnung der Forderungen Preußens.

Der Prinz von Augustenburg, um dessenwillen die europäische Diplomatie und Presse in Bewegung war, hat dabei eine Rolle gespielt, welche es Bismarck leicht machte, in höherem, nicht bloß preußischem, sondern deutschem Interesse über das Erbrecht desselben hinwegzugehen, und das Unrecht, das er ihm dadurch anthat, in den Hintergrund treten zu lassen. Dieser Erbprinz griff nicht zum Schwert, um mit den Schleswig-Holsteinern, um mit den deutschen Bundestruppen den Dänen sein Erbe abzukämpfen. Er hat weder seine Person und sein Blut, noch Geld dafür eingesetzt. Er ließ sich vom Wiener Hof gebrauchen als eine politische Schachbrettfigur sehr untergeordneter Art. Er war der von Wien bloß Vorgeschobene, um unter dem Vorwand, unter welchem er und sein Erbrecht in Schutz genommen wurde, den Machtfortschritt Preußens zu bekämpfen. Er aber bildete sich ein, der Wiener Hof verfechte im Ernste sein, des einzelnen Augustenburgers, Erbrecht, obgleich das Haus Habsburg-Lothringen so etwas seit seinem Anfang an niemals gethan hatte. In dieser Einbildung sprach er große Worte mit großer Miene derjenigen europäischen Macht gegenüber, in Bezug auf welche ihm sogar die einfachste Kenntniß von der Politik überhaupt, und insbesondere von der Politik dieser Großmacht, vornherein sagen mußte, daß nur angenehmes Benehmen

gegen dieselbe ihm das Steigen auf den Stuhl der Herzogthümer möglich mache.

Seine Rathgeber, und darum er selbst, hatten eine so hohe Vorstellung von den Machtverhältnissen Oesterreichs, daß sie diesen gegenüber das Wollen und Können Preußens unterschätzten und mißachteten. Dieselbe Vorstellungsweise war aber auch an den Höfen der Mittel- und Kleinstaaten des deutschen Bundes die beliebte und hergebrachte.

Der Haß der alten Fürstenhäuser gegen das emporgekommene Neuhaus Hohenzollern-Brandenburg und den Neustaat Preußen, und ihre Sympathie mit dem Althaus Oesterreich, erklären weit nicht Alles, weder das, was gethan wurde, noch das, was unterlassen wurde. Die deutschen Höfe der Mittel- und Kleinstaaten konnten noch jetzt jeden Augenblick, wenn sie die dargebotenen Hände und Herzen ihres Volkes und der Männer des Volkes ergriffen, gegen die Politik Preußens wie Oesterreichs Front machen, und sich ihren Stuhl fest stellen auf die Grundlage der Volksfreiheit und auf die in Waffen für freisinnige Fürsten eintretenden Völker. Aber diese Fürsten hatten solche Rathgeber um sich, die sie auch jetzt noch das eigene Volk für sie in Waffen mehr fürchten ließen, als den Anschluß an Oesterreich. Diejenigen Staatsmänner der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands, welche vornherein nicht liberal oder aus irgend einem Grunde österreichisch gesinnt waren, ordneten sich der Führung des sächsischen Ministers von Beust unter, welcher vornherein so entschieden für die österreichische Politik gewonnen war, daß er nachher das Ministerium Sachsens mit dem Auswärtigen Ministerium Oesterreichs vertauschen konnte.

Das Zusammengehen Oesterreichs mit Preußen hintertrieben diese Höfe allesammt, weil sie fürchteten, die Folge eines dauernden Bündnisses zwischen Preußen und Oesterreich würde ihre Mediatisirung sein; auf die Seite Oesterreichs traten sie, weil sie von diesem das Versprechen und darauf hin die Hoffnung hatten, in ihrer Souveränetät vor den Fängen des preußischen Adlers geschützt zu werden. Je mehr die Macht und das Streben Preußens auf sie drückte, desto näher lag ihnen der Wunsch, durch Oesterreich im Vereine mit dem deutschen Bund Preußen so zu demüthigen und zu schwächen, daß es ihnen nicht mehr bange machen konnte, vielleicht sogar die eröffnete Aussicht und die Erwartung, mit einem Theil der Abfälle Preußens sich zu vergrößern.

Bismarck erkannte aus alledem noch mehr, daß der österreichische

Hof nicht nur wider seinen Plan mit den Elbherzogthümern, sondern wider seine Person und seine Stellung arbeite. Für jeden aber legte täglich es sich aufs Neue vor Augen, wie der alte Krebsschaden Deutschlands, das Dasein zweier deutscher Großmächte mit ihren sich widerstrebenden Interessen und mit ihrer Eifersucht, ausgeschnitten werden müsse. Bismarck hätte sich schon jetzt nicht gescheut, sogleich diese Seite der deutschen Frage gewaltsam zur Lösung zu bringen, durch offenen Bruch mit Oesterreich und durch das Schwert. „Ich will Krieg mit Oesterreich", sagte er am 5. Juli 1865 in Karlsbad zu dem Herzog von Grammont, dem französischen Botschafter am Wiener Hofe. Er sprach dies im Angesichte der täglichen Reibungen und des immer bitterer hervortretenden Widerstreits der beiderseitigen Interessen in dem von Oesterreich und Preußen gemeinsam verwalteten Schleswig-Holstein.

Freiherr von Zedlitz nämlich, der preußische Bevollmächtigte in den Herzogthümern, ging seiner Weisung gemäß darauf, die Bevölkerung derselben der preußischen Herrschaft zuzuführen. Traf er dahin zielende Anordnungen, so versagte der österreichische Bevollmächtigte, Freiherr Halbhuber, seinen Wiener Weisungen gemäß, den Anordnungen seines preußischen Amtsgenossen die Zustimmung. Wurde von preußischer Seite die Einsetzung des Augustenburgers mit Souveränetät der schleswig-holsteinischen Bevölkerung als etwas für Schleswig-Holstein selbst, für Preußen und für Deutschland ganz Unzuträgliches hingestellt, so wurde von österreichischer Seite eben so eifrig der Prinz von Augustenburg, der zu Kiel Hof hielt, gehalten, als der Erbberechtigte fast schon als Herzog behandelt, und der Bevölkerung unter ihm die staatliche Selbständigkeit in Aussicht gestellt.

Unterstützt von dem Beifall fast ganz Süddeutschlands, des Volkes wie der Regierungen der deutschen Bundesstaaten, geduldet oder gar genährt von den in Holstein anwesenden Oesterreichern, nahm die Volksbewegung in Schleswig-Holstein einen neuen Aufschwung, kühner als zuvor. Die Erbitterung zwischen Preußen und Oesterreichern im Lande war groß, weit größer aber die der unendlichen Mehrheit der Bevölkerung gegen die Preußen im Lande wie gegen den König von Preußen und seinen Minister Bismarck. Als der letztere gegen den französischen Botschafter jene Aeußerung that, daß er den Krieg gegen Oesterreich wolle, hatte er nicht bloß diese Sachlage in den Herzogthümern, sondern auch neue Verlegenheiten des Wiener Hofes im Auge.

Am 26. Juni 1865 hatte die Partei des reinen Absolutismus am Wiener Hofe gesiegt. Hinter dem Rücken des Staatsministers Schmerling wurden die Hofkanzler von Ungarn und Siebenbürgen, Zichy und Nadasdy, welche an der Februarverfassung für den Gesammtstaat festhielten, entlassen, der altkonservative Graf Maylath zum Hofkanzler für Ungarn ernannt, das Ministerium Schmerling gestürzt, und das Ministerium Belcredi, wie es am Hofe hieß, ein „Ministerium der rettenden That", ergriff die Zügel. Das Erste, was es vornahm, war die Sistirung der österreichischen Reichsverfassung. Oesterreichs Kredit, zuvor schon sehr leidend, wurde durch diesen Schlag bei der Finanzwelt von ganz Europa noch tiefer erschüttert. Diesen Augenblick hielt Bismarck, der über ein wohlausgerüstetes Heer zu verfügen hatte, für den rechten zur Erringung der Oberherrschaft in Deutschland, durch Krieg gegen Oesterreich.

Die Depeschen Bismarcks vom 11. Juli an waren ganz dazu angethan, es zwischen Preußen und Oesterreich zum Bruch zu bringen. Sein König war auf der Reise ins Bad Gastein. Bismarck brachte ihn so weit, daß er unterwegs, am 22. Juli, zu Regensburg einen Ministerrath abhielt. Darin wurde der Beschluß gefaßt, von preußischer Seite selbständig in den Herzogthümern vorzugehen, und es auf einen Krieg gegen Oesterreich ankommen zu lassen.

In Wien hatte man sich seit einem Jahre auf manches Hoffest vorbereitet, aber auf Alles eher, als auf einen Krieg. In einer Verblendung, welche selbst dann, wenn man den geringsten Grad von Befähigung der österreichischen Diplomatie annehmen wollte, immer noch unerklärlich bleibt, war vom Wiener Hofe nicht bloß nichts für eine zeitgemäße Heerrüstung geschehen, sondern sogar die Heerrüstung Preußens in größtem Maßstab, welche seit vollen fünf Jahren im Gange war, war in der Wiener Hofburg völlig unbeachtet geblieben. Und doch hatte Bismarck seit Jahren das Königreich Italien, Oesterreichs Gegner, zuvorkommend anerkannt, einen günstigsten Handelsvertrag abgeschlossen, den französisch-deutschen Handelsvertrag für Preußen und den ganzen deutschen Zollverein durchgesetzt, und der Verkehr Bismarcks mit dem Kaiser Napoleon war denn doch in den Augen gewöhnlicher Menschen als etwas erschienen und öffentlich als etwas viel besprochen worden, was nicht ohne Bedeutung sei.

Weil der Wiener Hof auf einen Krieg gar nicht gefaßt war, gab er zunächst dem preußischen Hofe nach, und im Bade zu Gastein verständigte sich Oesterreich mit dem Könige von Preußen über ein neues

Provisorium in Betreff der Herzogthümer. Den 14. August 1865 wurde die Gasteiner Uebereinkunft unterzeichnet. Darin überließ Oesterreich um dritthalb Millionen dänischer Thaler das Herzogthum Lauenburg an die preußische Krone, welche diese sogleich nach Wien auszahlte. Zugleich aber ließ Oesterreich die ausschließliche Verwaltung des Herzogthums Schleswig der Krone Preußen, und übernahm für sich die Verwaltung Holsteins. Die noch immer starke österreichische Partei am Berliner Hofe und die Unentschlossenheit des Königs weit mehr, als das den Gasteiner Ausweg suchende Oesterreich, hatten dießmal den Ausbruch des Krieges verhindert, welchen Bismarck schon jetzt gewollt. In Salzburg waren am 19. August der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen persönlich zusammengekommen. Sie hatten sich aufs Neue über die Nothwendigkeit verständigt, „gemeinsam die Revolution zu bekämpfen." Das galt wieder, wie früher, dem deutschen Volke, sowohl dem in Schleswig-Holstein, als dem in den andern deutschen Staaten, hauptsächlich in den süddeutschen.

Die fortwährende Vergewaltigung Schleswig-Holsteins durch Preußen und Oesterreich hatte das dadurch verletzte Rechtsgefühl des deutschen Volkes in letzter Zeit noch bitterer und rühriger gemacht. Dieses einfache Rechtsgefühl des Volkes, selbst Mancher in Preußen, sträubte sich gegen die Sophistik der Feudalen und ebenso der Vertheidiger der Bismarckischen Politik, welche mit Gründen des Staatsrechts die preußischen Einverleibungsgelüste als berechtigte darstellten. Das Volk sagte: „Preußen hat gegen Schleswig-Holstein keinen Krieg geführt, es kann daher nicht einmal das sogenannte Eroberungsrecht gegenüber Schleswig-Holstein geltend gemacht werden. Die Einverleibung Schleswig-Holsteins an Preußen könnte daher nur unter der freien Zustimmung des schleswig-holsteinischen Volkes, vermöge des jedem Volke zukommenden Selbstbestimmungsrechts, gut geheißen werden."

Da die deutschen Regierungen sich in dieser Richtung nicht thatkräftig auswiesen, so nahm zwar nicht das deutsche Volk die Sache in die Hand, wohl aber die deutsche Presse, der deutsche Abgeordnetentag und sein Sechsunddreißiger-Ausschuß, und der Nationalverein, sowie eine Reihe von diesen drei Seiten her veranstalteter Volksversammlungen. Keine davon aber ging weiter vor, als zu starken Protesten gegen die Vergewaltigungspolitik der zwei Vormächte. Denn es lief um, Oesterreich werde jeden Augenblick die Herzogthümer der Krone Preußen überlassen, sobald nur dieses ihm einen Theil von

Preußisch-Schlesien oder sonst einen Ersatz auf außerpreußischem deutschem Boden gewähre.

Um welchen Preis das Ministerium Belcredi zu Wien die Herzogthümer an Preußen verkaufen wollte, darüber liegt noch nichts Gewisses vor; wohl aber ist das gewiß, daß dem Wiener Hof es nur darauf ankam, seinen rechtswidrigen Antheil an dem vergewaltigten Schleswig-Holstein um einen so hohen Preis als möglich an Preußen zu verkaufen oder zu vertauschen.

Aber darauf eben war Bismarck nicht eingegangen. Er zog den Wiener Hof hinaus, und machte dem Kaiser Franz Joseph, welchem vermöge seiner Jugendeindrücke jede Art von freierer Bewegung des Volkes als eine heranwogende Revolution, als eine Pest, welche ansteckend seine Staaten ergreifen würde, verdächtig gemacht werden konnte, zu Salzburg, bei der Unterzeichnung des Gasteiner Vertrags, „es ganz klar", daß Oesterreich und Preußen „zunächst nur den gemeinsamen Feind beider Großmächte, die Revolution, zu bekämpfen haben."

Bismarck und das österreichische Ministerium „einigten" sich damals wiederum über „die Nothwendigkeit und den Plan des Kampfes gegen die revolutionären Bestrebungen." Diese waren aber eben nichts Anderes, als die ganz innerhalb der Landesgesetze sich bewegenden, nur in Worten und Beschlüssen sich offenbarenden Unwillensbezeugungen der genannten Vereine gegen „die Revolution von Oben", welche die Kronen Preußen und Oesterreich gegen Schleswig-Holstein und den deutschen Bund sich erlaubt hatten, gegen das Vorgehen Beider, welches das bestehende Recht mit Füßen trat. Dießmal waren die Kronen Oesterreich und Preußen die Revolutionäre, und diejenigen, welche niederzuwerfen sie sich verabredeten, waren die Vertheidiger des bestehenden Rechtszustandes. Aber nach einer in der Diplomatie hergebrachten Weise wurden diese Bestrebungen für das Selbstbestimmungsrecht des schleswig-holsteinischen Volkes und für das Recht Deutschlands zu Umtrieben gestempelt, deren Ziel eine demokratische und sozialistische Umwälzung sei.

Das gemeinsame Auftreten Oesterreichs und Preußens gegen die nationale Bewegung in den kleineren deutschen Staaten begann mit einer an den Senat der freien Stadt Frankfurt gerichteten Note. Diese Note bedrohte die freie Stadt, den Sitz des deutschen Bundes, mit dem Einschreiten der „Vormächte", wofern der „Zügellosigkeit der Frankfurter Presse", den Vereinen und Versammlungen zur Agitation,

zu denen Frankfurt sich hergebe, von Seiten des Senates kein Einhalt gethan werde. Die Stimmung in der Bevölkerung Frankfurts wurde durch diese gemeinsame, wenn auch in getrennter Fassung, von den Kronen Oesterreich und Preußen, zwei Mitgliedern des deutschen Bundes, gegen die Bundeshauptstadt geschleuderte Note so aufgeregt, daß der Frankfurter Senat nicht anders konnte, als sich Muth zu fassen, und diese Note würdig zurückzuweisen. Gegen diesen Eingriff in die Rechte eines selbständigen Staates von Seiten Oesterreichs und Preußens war nicht bloß alles Volk in Süddeutschland empört, sondern selbst Fürsten und Regierungen erklärten sich gegen dieses Vorgehen, vielleicht aus Rücksicht auf die Volksstimmung ihrer Staaten, jedenfalls im richtigen Gefühl und Schluß, daß der Eingriff in die Rechte des einen Bundesglieds Frankfurt zugleich ein Eingriff in die Rechte der andern Bundesglieder, also in ihre eigenen Souveränetätsrechte, sei. War ja doch wirklich zu Gastein und Salzburg die Maßregelung der „Kleinstaaten" überhaupt von den zwei Groß- und Vormächten beschlossen worden.

Eine solche Wirkung der an Frankfurt gerichteten Note hatten Kaiser Franz Joseph und sein Ministerium nicht in Rechnung genommen: Oesterreich lenkte ein, der Drohung wurde keine Folge gegeben. Aber das geschah nicht darum, weil die Thron- und Altarpartei in der Wiener Hofburg, die Sippe der Jesuiten und der Junker an der Donau, durch die Rechtsausführungen des Frankfurter Senats und durch die Sinnesoffenbarung von Fürsten und Völkern in Deutschland etwa zur Einsicht in das angethane Unrecht und zur Reue gekommen wären. Die Sachlage ist ja nicht zu vergessen; sie war und blieb folgende:

Die Führer der am Wiener Hof und in Oesterreich überhaupt herrschenden Partei waren nach wie vor die Alten; sie waren die Partei der Reaktion; ihr Zweck war und blieb — unumschränkte Herrschaft in Oesterreich, und Oesterreichs Oberherrschaft in Deutschland, Erdrückung der deutschen Bestrebungen für Freiheit und Einheit, und Begründung der österreichischen Oberherrschaft in Deutschland gerade auf die Stärkung und Hegung des Partikularismus der einzelnen deutschen Fürstenhäuser, deren größter Theil eben sowohl der Volksfreiheit wie der deutschen Einheit gegenüber ganz ebenso dachte, wie die Herren und Damen der Wiener Hofburg mit ihren slavischen Anschauungen. Es ist geradezu unverantwortlich, wie leicht nicht bloß die Masse der süddeutschen Bevölkerung, sondern ein großer

Theil der Gebildeten darunter, sich immer wieder täuschen ließ, so oft von Wien aus die Hoflockpfeife eine liberale Weise spielte.

Nachdem der letzte Versuch des Wiener Thrones und Altars, durch den Scheinconstitutionalismus der kaiserlichen Reformakte die deutschen Völker zu bethören, durch Bismarcks Dazwischentreten und seine Fackelbeleuchtung mißlungen war, schlüpfte die Wiener Hofpolitik rasch nacheinander in zwei neue Verkleidungen hinein. In der einen zeigte sie sich plötzlich als Vorkämpferin für die Souveränetätsrechte der Fürsten mit der Miene, als ob sie den Fortbestand auch der allerkleinsten deutschen Staaten wolle und gewähre. In der andern that sie bald darauf eben so plötzlich, als ob es ihr ein heiliger Ernst wäre, für die Rechte der deutschen Bundesvölker gegen die Vergewaltigungen der Krone Preußen einzutreten. Gefährlich ists, daß das deutsche Volk allenthalben so oft vertraut, wenn ein Einzelner für selbstische Zwecke in den Ueberwurf des Liberalismus sich kleidet; gefährlicher, wenn es ein Bismarck thut wenigstens zunächst bloß für preußische Zwecke; am gefährlichsten, wenn es Minister und Kardinäle zu Wien, wie Mensdorff und Rauscher, geräuschvoll thun.

Diesen war es keinen Augenblick um das Recht der deutschen Völker, auch nicht um den Fortbestand der Souveränetät ihrer Fürsten, auch nicht um die Einigung Deutschlands unter dem Panier der Freiheit zu thun, sondern nur darum, die Fürsten wie die Völker Deutschlands zu bethören, beide zu mißbrauchen zur Bekämpfung und Schwächung Preußens, um dann nach dem Siege, nach der Beseitigung der Vormacht Preußens, Deutschland zu einigen unter der Herrschaft eines unumschränkten habsburgischen Kaisers, indem eben so, wie im österreichischen Kaiserstaat selbst, in den deutschen constitutionellen Staaten überall die so manchem deutschen Bundesfürsten unliebsame Verfassung „sistirt" d. h. beseitigt, den Fürsten dieser Sorte freier Spielraum für ihre eigenen Launen und für die Selbstsucht der Bevorrechteten gewährt, und auf dem frischen Grabe der letzten Reste von Volksfreiheit das Panier der Herrschaft des Absolutismus, der Junker und der Priester aufgeworfen und der Kampf auf Tod und Leben mit den Ideen und Errungenschaften der Gegenwart, mit dem Geiste der Gegenwart, mit dem Geiste der neuen Zeit aufgenommen worden wäre.

Das ist das Programm der Unverbesserlichen in Wien noch heute, wie vor einem halben Jahrhundert. Noch heute heißt bei diesen Leuten, wenn und wo sie unter sich sind, was freiheitlich und volksthümlich lautet, geradezu „revolutionär". Selbst diejenigen deutschen

Bundesstaaten, in welchen der still und langsam schaffende Geist der Reform in Jahrzehnten kaum das Unerläßlichste durch die aufopferungsvolle Arbeit treuer Männer fortschreitend vor sich gebracht hat, wurden und werden noch heute in jenen Wiener Kreisen als „Herde der Revolution" losungsmäßig bezeichnet. Sie wurden so genannt und so behandelt zu Gastein und zu Salzburg. Der edle Verfassungsstaat Baden ganz insbesonders war den von der römisch-gesinnten Priesterschaft jesuitischer Art umfaßten feudalen Damen- und Herrenwelt in Wien, laut Berichten der Ultramontanen an der Freiburger Universität im Breisgau, ein „Mittelpunkt der Revolution in Deutschland." Unterdrückung der Gewissensfreiheit und der bürgerlichen Freiheit benannte man in diesen Kreisen „Bekämpfung der Revolution." Das beabsichtigte Stummmachen des Rechtsgefühls, der Verfassungen und der beide vertretenden Männer in Deutschland hieß im diplomatischen Ausdruck „Beruhigung der Kleinstaaten."

Daß diese Partei in Wien trotzdem plötzlich den Kleinstaaten gegenüber wieder einlenkte, kam nicht aus etwaiger Einsicht in das Unrecht. Man wollte zuerst Preußen zur Unterwerfung, zum Verzicht auf die Elbherzogthümer bewegen, dazu brauchte man die Kleinstaaten; man durfte also die Regierungen derselben nicht abstoßen und ihre Völker versuchte man ebenso plötzlich durch eine neue politische Aufführung zu täuschen und zu sich herüberzuziehen. Die „Beruhigung" der Kleinstaaten wurde nicht aufgegeben, nur zurückgelegt; man wollte sie nach dem Sieg über Preußen wieder aufnehmen, und wie nach dem Jahre 1849 in der Weise Schwarzenberg-Rauscher die Kleinstaaten zur Ruhe gebracht worden waren, so sollten sie dann in der Weise Mensdorff-Rauscher befriedigt, das Volk beruhigt, die Throne sicher gestellt werden.

Die deutschen Völker ließen sich abermals bethören; sie, wie ihre Fürsten, vergaßen die kurz zuvor erfahrene Treulosigkeit des Wiener Hofes, die ganze verächtliche Behandlung, die ihnen von Wien aus geworden war. Auf einmal griff in den Fürsten der Glaube um, ihr Interesse und das Oesterreichs sei Preußen gegenüber engst verknüpft, ganz eins und dasselbe. Der Wiener Hof ließ durch seinen Militärstatthalter von Gablenz in Holstein eine Politik verfolgen, welche der Bismarcks geradezu entgegengesetzt war.

Während der preußische Gouverneur, General von Manteuffel, in Schleswig die Zügel straff anzog und sich festsetzte, gegen jede Thätigkeit zu Gunsten des Prinzen von Augustenburg mit strengen

Maßregeln vorging, gegen die Presse, gegen die persönliche Freiheit von Schriftstellern, gegen das Vereins- und Versammlungsrecht: verfuhr die österreichische Regierung in Holstein auffallend freisinnig. Sie ließ der Rührigkeit der Presse und der Vereine für den Augustenburger freiesten Spielraum. Sie begünstigte offen die Ansprüche des Augustenburgers. Gegenüber diesem fast überliberalem Gebahren des sonst so reaktionären Oesterreichs stellte sich das Manteuffel'sche Gewaltsystem in ein höchst ungünstiges Licht: der Bevölkerung beider Herzogthümer wurden die Preußen und ihre Politik um so verhaßter. Die Holsteinische Presse brachte die bittersten Angriffe auf die Preußen. Von Gablenz ließ Alles ungerügt geschehen. Die Absicht Oesterreichs, durch die Begünstigung der Organisirung einer großen preußenfeindlichen Partei in beiden Herzogthümern den Absichten Preußens auf dieselben den Boden abzugraben, trat immer mehr hervor, am stärksten durch die Riesenvolksversammlung, die es auf holsteinischem Boden, zu Altona, gestattete, und die am 23. Januar 1866 abgehalten wurde von Kampfgenossen und Vereinen aus Schleswig wie aus Holstein. Mehrere tausend Personen aus beiden Herzogthümern, auch Vertreter der Rechte des schleswig-holsteinischen Volkes aus allen deutschen Staaten, zumal aus Süddeutschland, fanden sich auf dieser Massenversammlung ein. Die hier gehaltenen Reden und, noch tiefer wirkend, die Besprechungen und Verabredungen entzündeten die Gemüther, als die Heimkehrenden solche nach Schleswig brachten.

Die Folge davon waren Verhandlungen zwischen dem Berliner und dem Wiener Hofe. Sie begannen mit einer Note Bismarcks vom 26. Januar 1866, und wurden längere Zeit mit steigender Gereiztheit fortgeführt, bis sie der Kriegsausbruch unterbrach.

Bismarck war für die Gasteiner Uebereinkunft von seinem König in den Grafenstand erhoben worden. Unmittelbar darauf war er nach Paris und Biarritz gereist zur Besprechung mit dem Kaiser der Franzosen. Bismarck sah klar, daß der Bruch mit Oesterreich nur vertagt, der Krieg für Preußen unvermeidlich war, da er den Besitz der Elbherzogthümer als eine Lebensfrage Preußens für seine Großmachtstellung ansah, und für ihn von einem Verzichte darauf nicht die Rede sein konnte. Zu Biarritz verlangte er von Napoleon III. die Zusicherung der Neutralität Frankreichs für den Fall, daß es zwischen Preußen und Oesterreich zum Kriege komme. Es ist vielfach behauptet worden, für dieses Zugeständniß Napoleons, das, wie sich nachher gezeigt hat, für Preußen von unschätzbarer Wichtigkeit war, habe Graf

Bismarck dem Franzosenkaiser das Ablassen deutscher Gebietstheile an Frankreich in Aussicht gestellt. Ein Beweis dafür ist bis jetzt nicht erbracht worden; Bismarck selbst hat mit Ironie und Verachtung diese Unterstellung zurückgewiesen.

Daß aber von der preußischen Politik an die französische für gewisse Zukunftsfälle Aussichten, wenn auch nicht in Bezug auf deutsches, so doch auf europäisches Gebiet eröffnet wurden, läßt sich denken. Doch an und für sich schon konnte dem Franzosen ein Krieg zwischen den zwei deutschen Großmächten nur angenehm sein. Das Zerreiben der österreichischen und preußischen Wehrkraft aneinander selbst, die Abschwächung der einen dieser Mächte wie der andern durch einen länger dauernden Krieg war für Frankreich nur vortheilhaft, für Napoleon stellte er ohne Opfer glänzenden Gewinn in Aussicht. Bei dieser Gelegenheit konnte sich von selbst erfüllen, was er Italien versprochen hatte, dessen Freimachung bis zur Adria. Er konnte, wenn sich Oesterreich und Preußen verblutet hatten, mit seinen unberührten Heermassen unter die Streitenden hineintreten und allen Theilen die Bedingungen des Friedens vorschreiben; er hoffte sicher, als Schiedsrichter angerufen zu werden. Wie die Neutralität Frankreichs, so wurde zu Biarritz auch schon ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Italien gegen Oesterreich verabredet.

Der natürliche Gegner Oesterreichs, das neue Königreich Italien, bot sich der Politik Bismarcks von selbst als ein natürlicher Bundesgenosse Preußens. Hatte der italienisch-preußische Handelsvertrag das Anknüpfen erleichtert, so wurde das Bündniß noch von Napoleon begünstigt und vermittelt. Während Adel und Geistlichkeit in der Wiener Hofburg durch den Anschluß der deutschen Mittelstaaten an Oesterreich Preußen isolirt glaubten, hatte sich Bismarck, wie er schon Jahre zuvor in Aussicht gestellt hatte, mit dem Erzfeind Oesterreichs, mit Italien, eingelassen, das der Krone Oesterreich gefährlicher werden konnte, als alle deutschen Mittelstaaten zusammen ihr nützlich zu werden vermochten.

Auf solcher Grundlage stand Bismarck, als er die Note vom 20. Januar 1866 nach Wien abgehen ließ. Er sagte darin, „das kaiserliche Kabinet in Wien sei zuerst auf den Vorschlag Preußens, gemeinsam die Revolution zu bekämpfen und darum zunächst gegen den Senat von Frankfurt einzuschreiten, eingegangen, habe aber bald diesem Vorgehen die Spitze abzubrechen gesucht; dadurch sei dessen Wirkung in Nichts verlaufen. Dieses Verhalten sei wohl geeignet

gewesen, das preußische Kabinet bedenklich zu machen. — Jetzt aber sei der Gasteiner Vertrag offen verletzt. Die Altonaer Versammlung mit ihren Protesten gegen Preußen beweise das. Damit, daß die österreichische Regierung das gestattet und begünstigt habe, habe sie sich in Holstein jetzt selbst revolutionäre Angriffe gegen Preußen erlaubt. Das müsse das von Sr. Majestät dem Könige von Preußen, lange und liebevoll gehegte Gefühl der Zusammengehörigkeit der beiden deutschen Mächte erschüttern und schwächen. Man wolle in Wien von der auf dem Gebiet des österreichischen Regiments begünstigten feindseligen Stimmung gegen Preußen Gebrauch machen. Wenigstens sei es nicht anders zu erklären, wenn man zugelassen habe, daß die süddeutschen Führer der Demokratie die unmittelbare Aufforderung zur Steuerverweigerung in das Land hinein schleuderten. So werde das bisher durch seinen konservativen Sinn ausgezeichnete Land Schleswig-Holstein zu einem Herde der Revolution gemacht. Wolle man das in Wien ruhig ansehen, in Berlin dürfe man es nicht. Das beiden Mächten zu Gastein wie ein Pfand der Loyalität anvertraute Land, das bis auf weitere Verständigung so, wie es war, erhalten werden sollte, werde deteriorirt, wenn das monarchische Prinzip beschädigt, die Autorität in Frage gestellt und dasjenige verhöhnt werde, was die beiden Mächte selbst bestimmt haben. Besonders schmerzlich berühre es den König aber, daß sich unter dem Schutze des österreichischen Doppeladlers, der noch vor Kurzem in einem blutigen Kampfe neben dem preußischen Banner geweht habe, revolutionäre Tendenzen entfalten dürfen. — Nicht Concessionen verlange Preußen, sondern nur Erhaltung des bestehenden Rechts. Sollte dieses Recht für Oesterreich wenig Werth haben, so sei doch die Durchführung derselben eine Lebensfrage der jetzigen preußischen Regierung und untrennbar von ihrer Gesammtpolitik. — Falls Oesterreich auf diese Vorstellungen eine ablehnende oder hinhaltende Antwort geben wollte, so würde das ein Beweis sein, daß sein Verfahren in den Herzogthümern das Mittel sei für die hergebrachten Gegenbestrebungen Oesterreichs gegen Preußen, ein Standpunkt, von dem man in Berlin angenommen habe, das Wiener Kabinet habe ihn längst überwunden. Falls die Gesammtpolitik der beiden deutschen Großstaaten ferner nicht zusammengehen könnte, so müßte Preußen sich seine ganze Freiheit bewahren und allein seine Interessen zu Rathe ziehen."

Am 7. Februar antwortete das österreichische Kabinet. Es wies die Beschwerden Preußens als einen Eingriff in die Selbständigkeit

der österreichischen Verwaltung Holsteins zurück; ebenso die von Preußen gewünschte Einverleibung der Elbherzogthümer. „König Wilhelm werde den Maßstab für den Werth, welchen der Kaiser auf seine Beziehungen zu Preußen lege, nicht von Oesterreichs Einwilligung oder Nichteinwilligung in den Wunsch der Einverleibung der Herzogthümer in Preußen entnehmen wollen. Ein so einseitiger Anspruch stehe den Gedanken des Königs sicher fern. Dennoch spreche die königliche Regierung mit dem Wiener Kabinet, als ob dessen so natürliche Weigerung, diese Einverleibung sich vollziehen zu lassen, nicht anders als durch eine Rückkehr zu einer Politik verderblicher Eifersucht und Rivalität erklärt werden könne. Niemals habe Kaiser Franz verkannt, daß dem Staatsinteresse Preußens eine Vereinbarung über die Herzogthümerfrage eine gerechte Befriedigung gewähren müsse. Die jüngste Vergangenheit habe gezeigt, daß das österreichische Kabinet, weit entfernt, eine Coalition gegen Preußen bilden zu wollen, im Gegentheil seine guten Beziehungen zu den Mittelstaaten dem Bündniß mit Preußen geopfert habe; das beweise die Vergeltung, welche die Mittelstaaten gegen Oesterreich durch die Anerkennung Italiens geübt haben."

Man übersehe nicht, wie scharf der österreichische Minister Mensdorff in dieser Antwort zwischen dem Wollen des Königs und dem der königlichen Regierung, zwischen Wilhelm I. und Bismarck, unterscheidet. Man wußte zu Wien recht gut durch die österreichische Partei am Wiener Hofe, daß nicht der greise König Preußens, sondern Bismarck es war, von welchem die Einverleibungsplane ausgingen, und man hoffte, der König, dem ein Krieg schwer fiel, werde sich nicht in die Fußtapfen Viktor Emanuels hineinreißen lassen, die österreichische Partei zu Berlin werde siegen, und Bismarck entweder nachgeben oder fallen. Auf der Hand liegt, daß man in der Wiener Hofburg von dem, was Bismarck mit Napoleon und mit Italien eingeleitet hatte, damals entweder nicht unterrichtet war, oder hochmüthig und leichtfertig das Berichtete nicht beachtete. Um so besser war Bismarck unterrichtet über jedes Einzelne, was am Wiener Hof und an den anderen Höfen des deutschen Bundes für seine Zwecke wichtig war. Darum kannte er längst vor Abgang seiner Note vom 26. Januar den Plan der Wiener Hofburg, die schleswig-holsteinische Frage durch den deutschen Bund entscheiden zu lassen: er kannte das karge Maß von Zugeständnissen, welche dabei von Oesterreich und den Mittelstaaten an Preußen gemacht würden. Es blieb ihm zur Durchführung seiner Zwecke nur der Versuch der Gewalt.

Nach Empfang der österreichischen Antwort erklärte er dem österreichischen Gesandten von Carolyi, nunmehr haben die Beziehungen Preußens zu Oesterreich ihren bisherigen „intimen" Charakter verloren; sie seien jetzt dieselben, wie zu jeder anderen fremden Macht; nicht besser, aber auch nicht schlimmer. Den Notenwechsel setzte er nicht fort. Desto eifriger unterhandelte er mit dem Hofe von Florenz. Zu gleicher Zeit, als er die kleinen Nordstaaten für Preußen zu gewinnen suchte, betrieb er den Abschluß des Bündnisses mit Italien. Es galt zwar als unerlaubt, daß eine deutsche Bundesmacht sich mit einer außerdeutschen Macht zu einem Angriffskrieg innerhalb des Bundes verbünde. Bismarck aber trat ins Einvernehmen mit Frankreich und in den Waffenbund mit Italien gegen Oesterreich und die mit ihm haltenden Fürsten des deutschen Bundes.

Seine Note vom 26. Januar war eigentlich schon der Absagebrief Preußens an Oesterreich gewesen. Er suchte den Streit, weil er entschlossen war, die Herzogthümer einzuverleiben, und zwar durch Waffengewalt, da es gütlich nicht ging. Schon daraus schloßen Denkende, was Bismarck wollte; und besonders noch aus einem geheimnißvollen Ministerrath in Berlin, welcher im Februar abgehalten wurde, und welchem in den offiziösen Blättern die Andeutung folgte, daß man unter Umständen zu Gewaltmaßregeln schreiten werde. Der Wiener Hof aber glaubte seinen Berichten aus Paris, welche versicherten, Napoleon werde Allem aufbieten, den Frieden in Deutschland und Europa zu erhalten, und sich gegen Jeden wenden, welcher ihn zu brechen versuchen würde. Napoleon aber gerade förderte um diese Zeit den Abschluß des italienisch-preußischen Bündnisses, welches am 8. April 1866 unterzeichnet wurde.

Schwer war es dem Grafen Bismarck geworden, dieses Bündniß. Die Gegner und die Hindernisse, die er dabei zu überwinden hatte, waren nicht in Florenz, sondern in Berlin. Das neue Königreich Italien war in den Augen der feudalen Partei eine Ausgeburt der Revolution, Viktor Emanuel ein Räuber auf dem Thron, der Sieg Italiens über Oesterreich der Triumph der Demokratie. Mit ihr so verhaßten, von ihr so verabscheuten Elementen sollte die Krone Preußen sich verbünden! Das erschien den Salbungsvollen und den Petrefakten unter der feudalen Partei geradezu als ein Gräuel. Bismarck überwand den österreichischen Einfluß am Hofe, den der Salbungsvollen und der Versteinten, auf den König; ein neuer Beweis seiner geistigen Ueberlegenheit und seiner Gewandtheit. Er spaltete die feudale Partei,

gewann den einen Theil für sich und riß den König mit sich fort, daß er am 8. April den Vertrag Preußens mit Italien unterzeichnete.

Darin machten beide Mächte sich verbindlich, den ausbrechenden Krieg gemeinsam zu führen, zu dem Zweck der Erwerbung Schleswig-Holsteins für Preußen, des venetianischen Königreichs für Italien; keine der beiden Mächte solle Waffenstillstand oder Frieden einseitig schließen, sondern jede nur in Uebereinstimmung mit der andern. Der Abschluß des Bündnisses solle jedoch erst im Augenblick der Kriegserklärung an Oesterreich veröffentlicht werden und in Kraft treten, von da an aber der Krieg von Seite Preußens wie Italiens mit allen Kräften geführt werden. Der Unterhändler aus Italien waren mehrere in Berlin ab- und zugegangen. Der letzte derselben war der General Govone. Der war längere Zeit in der preußischen Hauptstadt anwesend. Erst die längere Anwesenheit dieses letzten machte die Wiener Hofkreise ernsthaft aufmerksam. Und doch war so Vieles von Preußen inzwischen vorausgegangen. Am 2. März hatte Graf Bismarck auf das Gesuch von neunzehn holsteinischen Rittergutsbesitzern um Einverleibung in Preußen geantwortet, „er werde zwar noch einen Versuch machen, die Zustimmung Oesterreichs zur Einverleibung der Herzogthümer zu erlangen, unter allen Umständen aber werde Preußen die Einverleibung festhalten.

Am 11. März erließ Preußen eine provisorische Verordnung, welche feindselige Handlung gegen die souveräne Gewalt in Schleswig-Holstein, also jede Kundgabe zu Gunsten des Augustenburgers, mit Zuchthausstrafe bedrohte. Diese berüchtigte „Zuchthausverordnung“ bedachte auch die Holsteiner, nicht bloß die Schleswiger, ohne daß Preußen Oesterreich gefragt hatte, das doch im Mitbesitz war, und obgleich der Gasteiner Vertrag ausdrücklich verlangte, daß die Souveränitätsausübungen gemeinsam sein sollen. Im preußischen Abgeordnetenhaus äußerte sich Graf Bismarck über die Einverleibung Schleswig-Holsteins unzweideutig. Die im Vertrauen Bismarcks stehenden preußischen Zeitungen brachten bedrohliche Artikel, zumal in Bezug auf die ausgesetzte Stellung der österreichischen Brigade, welche unter General von Kalik, ohne alle Verbindung mit dem weit entlegenen Kaiserstaat, als Besatzung stand. Ein neuer Ministerrath, welchem militärische Autoritäten anwohnten, wurde unter dem Vorsitz des Königs in Berlin gehalten.

Auch die Festungen in Schlesien und an der Elbe ließ Preußen in Stand setzen, nicht als Vorsichtsmaßregeln, sondern weil für Bismarck der Krieg etwas ganz Entschiedenes, etwas Unumgängliches war; weil

er wußte, daß, wenn Preußen auch nicht zum Kriege griff, eine herrschende Partei in der Wiener Hofburg den Krieg gegen Preußen wollte und fest im Sinne hatte, loszuschlagen, sobald die Mittel dazu bereit wären und die Lage des Kaiserstaats es erlaubte.

Am 10. März versammelte sich zu Wien ein großer Marschallsrath. Der Kaiser selbst führte darin den Vorsitz. Aus Verona herbeigerufen, wohnte der Berathung auch der Feldzeugmeister Ritter Benedek an, der Oberbefehlshaber der österreichischen Streitkräfte in Italien, der vieljährige Waffengefährte Radetzky's. Jetzt weiß man, daß es sich dabei um ein sofortiges kriegerisches Vorgehen Oesterreichs gegen Preußen handelte, für welches die feudale Kriegspartei zu Wien war, aber auch, daß Benedek — davon abrieth, und für Verständigung mit Preußen war, selbst um den Preis der Ueberlassung der Herzogthümer an dasselbe.

Benedek gründete diese seine Ansicht auf die gesammte damalige Lage des Kaiserstaates. Das österreichische Heerwesen kannte niemand besser als er. Er erklärte, daß es im Augenblick nicht so darum stehe, daß ein Krieg mit Erfolg gegen Preußen unternommen werden könnte, und zugleich einer gegen Italien, dessen Ausbruch vor der Thüre sei. Einem gleichzeitigen Kampfe gegen zwei europäische Mächte hielt er Oesterreich für jetzt um so mehr ungewachsen, weil die politischen Verhältnisse so wenig dazu angethan waren, als die militärischen. Oesterreich war im Innern in größter Mißstimmung; die vielerlei Nationalitäten waren feindlich gegeneinander aufgeregt, und zugleich in Spannung mit der Regierung. Der „kühne Griff", welchen das Thron- und Altarministerium Belcredi mit der Sistirung der Reichsverfassung gethan hatte, trat mit jedem Tage mehr als ein unglückseliger hervor. Mit dem Kredit war der Sinn für den Gesammtstaat in dem Völkermischmasch gewichen, keine Nationalität war zu Opfern bereit, es sei denn, daß die Regierung zuvor die besondern konstitutionellen Forderungen jeder einzelnen befriedigt habe. Gerade das Letztere aber war eben gegen Plan und Willen der Regierung. Die öffentlichen Kassen waren bisher zu ganz andern Dingen geleert worden, als zu einer Reform des Heerwesens, zu einer zeitgemäßen Bewaffnung, zu einer feldmäßigen Ausrüstung. Um das Heer nur leidlich kriegsbereit zu machen, bedurfte es Zeit und Geld d. h. Anlehen, und die waren schwer zu machen bei dem Tiefstand des österreichischen Kredits seit der Beseitigung der Reichsverfassung.

Die Ansicht Benedeks entsprach zwar den Feudalen des Hofes

nicht. Seit sie des Daseins des italienischen Unterhändlers Govone am preußischen Hofe gewiß waren, kochten sie Rache, und die politische Correspondenz in den „preußischen Jahrbüchern“ (Mai 1866) behauptet, Graf Mensdorff habe gesagt: „Es ist natürlich, daß ein Kaiser von Oesterreich die Machtverstärkung Preußens nicht gestattet; aber höchst unerlaubt ist es, wenn ein König von Preußen deßhalb in der treuen Gefolgschaft gegen das Haus Habsburg wankend wird; ja, wenn er sich soweit vergißt, dem Räuberkönig Viktor Emanuel die Hand zu reichen.“ Wäre dieß auch nur eine an die Februarantwort Mensdorffs angelehnte rednerische Figur des Verfassers der politischen Correspondenz: die hergebrachte Anschauungsweise und das Rachegefühl der slavischen Partei mit ihren Junkern und Priestern in der Donauhofburg ist damit treffend gezeichnet. Für die hohe Achtung, in welcher Benedek durch sein bisheriges Verdienst bei dem Kaiser und bei einem Theil der Hofkreise stand, zeugt es, daß wenigstens vorerst seine nüchterne Erwägung der Lage des Heeres und des Staats durchdrang gegen die von Hochmuth und Rachlust erhitzten Herren und Damen des Hofes; die kaltblütige Ansicht eines Menschen, welcher trotz seiner Orden und Uniform in ihren Augen denn doch „nur“ ein Bürgerlichgeborener, der Sohn eines deutsch-ungarischen Arztes war.

Sie begnügten sich vorerst, am Schluß der Berathungen, am 13. März, solche Befehle zu erlassen, daß durch Zuzüge aus Galizien, Ungarn und Italien die Besatzungen Böhmens um zwanzig Bataillone Fußvolk und einige Reiterregimenter verstärkt wurden. Da diese Regimenter in Böhmen, in Mähren und in Oesterreichisch-Schlesien ursprünglich ihre Werbebezirke hatten, so konnten allda durch die Urlauber und Reservisten, obgleich diese nicht sofort eingezogen wurden, rasch diese Regimenter auf Kriegsstärke gebracht werden. Diese fernher anmarschirenden Truppentheile wußte Bismarck, dem Alles daran lag, das Hervorrufen des Kriegs Oesterreich zuzuschieben, als eine „Mobilmachung“, als umfassende Rüstungen und als einen vorbedachten Plan zum Angriff auf Preußen, durch die ihm dienenden Federn in der preußenfreundlichen Presse des gesammten Deutschlands auszubeuten. Er selbst mit dem ihm gleichgesinnten Kriegsminister v. Roon hatte besser verstanden, die preußischen Kriegsrüstungen zu verdecken, nicht bloß die in den letzten Jahren, sondern auch die in den letzten Monaten gemachten.

Freilich erleichterte das die ursprüngliche Einrichtung des preußischen Heerwesens. Daß die österreichische Regierung, um eine so

ärmliche kriegerische Kundgabe, wie die in Böhmen, von sich zu geben, solchen Lärm machen mußte, bewies vornherein gegen das österreichische Heerwesen. Das preußische Heerwesen machte an und für sich durch seine militärische Einrichtung es leicht, jeden Augenblick kriegsbereit zu sein, weil da in der Waffeneinübung und zugleich in der Ausrüstung Alles so vortrefflich nicht auf dem Papier, sondern in der Wirklichkeit da war, wie gar nirgends sonst in der Welt, am allerwenigsten in Oesterreich. Für Heermassen waren in Preußen nicht bloß alle nöthigen Bedarfe, sondern sogar die Schienenwege da. Ungewöhnlich große Truppenkörper konnten nicht bloß plötzlich ausgerüstet, sondern nach kurzem Aufgebot blitzschnell versammelt, und massenhaft ebenso blitzschnell dahin geworfen werden, wohin die Regierung es gut fand. Für diesen Zweck hatte die Regierung Preußens trotz des dem Staat 1815 durch die Treulosigkeit Oesterreichs und den Eigennutz der andern europäischen Mächte aufgezwängten Wespenleibs alle seine Lande mit vortrefflichen Eisenbahnen durchzogen.

Alles das zusammengenommen, machte es dem Grafen Bismarck leicht, ganz in der Stille Heermassen in Bereitschaft zu setzen, und doch zu behaupten, die zwanzig Bataillone Verstärkungen in Böhmen seien — eine Kriegsdrohung gegen Preußen. Freilich kannte er die Gesinnungen, die Aeußerungen, die Plane, die Schritte und Tritte der Leute am Wiener Hofe, die Truppenbewegungen, die Wege und Stege des Landes, die Angriffs- und Vertheidigungspunkte so genau, wie einst Napoleon I., und wahrscheinlich durch dieselben Mittel, wie dieser. Er war über alles Oesterreichische wohl unterrichtet. Er wußte die Vorhaben, ehe sie ausgeführt wurden. Darum konnte er lächeln zu dem österreichischen Vorgeben, der unruhige Sinn der czechischen Bevölkerung in Böhmen und die Judenverfolgungen durch dieselbe machen eine stärkere Truppenbesetzung allda nöthig. Er kannte das, was geschah, als den Anfang der größeren Rüstungen, mit denen die Kriegspartei in Wien umging, als die ersten Ausführungen des vorbedachten Plans zum Angriff auf Preußen. Er kannte auch ein Rundschreiben des Wiener Kabinets vom 16. März 1866, worin Graf Mensdorff an alle dem Haus Oesterreich zugethanen Höfe des deutschen Bundes die Warnung vor Preußens kriegerischen Absichten richtete, und die Nothwendigkeit vorstellte, sich schon jetzt an die Ausrüstung der Bundeskontingente zu machen; Oesterreich dürfte sich wohl bald veranlaßt sehen, die Mobilmachung des Bundesheeres am Bundestag zu beantragen.

nicht. Seit sie des Daseins des italienischen Unterhändlers Govone am preußischen Hofe gewiß waren, kochten sie Rache, und die politische Correspondenz in den „preußischen Jahrbüchern" (Mai 1866) behauptet, Graf Mensdorff habe gesagt: „Es ist natürlich, daß ein Kaiser von Oesterreich die Machtverstärkung Preußens nicht gestattet; aber höchst unerlaubt ist es, wenn ein König von Preußen deßhalb in der treuen Gefolgschaft gegen das Haus Habsburg wankend wird; ja, wenn er sich soweit vergißt, dem Räuberkönig Viktor Emanuel die Hand zu reichen." Wäre dieß auch nur eine an die Februarantwort Mensdorffs angelehnte rednerische Figur des Verfassers der politischen Correspondenz: die hergebrachte Anschauungsweise und das Rachegefühl der slavischen Partei mit ihren Junkern und Priestern in der Donauhofburg ist damit treffend gezeichnet. Für die hohe Achtung, in welcher Benedek durch sein bisheriges Verdienst bei dem Kaiser und bei einem Theil der Hofkreise stand, zeugt es, daß wenigstens vorerst seine nüchterne Erwägung der Lage des Heeres und des Staats durchdrang gegen die von Hochmuth und Rachlust erhitzten Herren und Damen des Hofes; die kaltblütige Ansicht eines Menschen, welcher trotz seiner Orden und Uniform in ihren Augen denn doch „nur" ein Bürgerlichgeborener, der Sohn eines deutsch-ungarischen Arztes war.

Sie begnügten sich vorerst, am Schluß der Berathungen, am 13. März, solche Befehle zu erlassen, daß durch Zuzüge aus Galizien, Ungarn und Italien die Besatzungen Böhmens um zwanzig Bataillone Fußvolk und einige Reiterregimenter verstärkt wurden. Da diese Regimenter in Böhmen, in Mähren und in Oesterreichisch-Schlesien ursprünglich ihre Werbebezirke hatten, so konnten allda durch die Urlauber und Reservisten, obgleich diese nicht sofort eingezogen wurden, rasch diese Regimenter auf Kriegsstärke gebracht werden. Diese fernher aumarschirenden Truppentheile wußte Bismarck, dem Alles daran lag, das Hervorrufen des Kriegs Oesterreich zuzuschieben, als eine „Mobilmachung", als umfassende Rüstungen und als einen vorbedachten Plan zum Angriff auf Preußen, durch die ihm dienenden Federn in der preußenfreundlichen Presse des gesammten Deutschlands auszubeuten. Er selbst mit dem ihm gleichgesinnten Kriegsminister v. Roon hatte besser verstanden, die preußischen Kriegsrüstungen zu verdecken, nicht bloß die in den letzten Jahren, sondern auch die in den letzten Monaten gemachten.

Freilich erleichterte das die ursprüngliche Einrichtung des preußischen Heerwesens. Daß die österreichische Regierung, um eine so

ärmliche kriegerische Kundgabe, wie die in Böhmen, von sich zu geben, solchen Lärm machen mußte, bewies vornherein gegen das österreichische Heerwesen. Das preußische Heerwesen machte an und für sich durch seine militärische Einrichtung es leicht, jeden Augenblick kriegsbereit zu sein, weil da in der Waffeneinübung und zugleich in der Ausrüstung Alles so vortrefflich nicht auf dem Papier, sondern in der Wirklichkeit da war, wie gar nirgends sonst in der Welt, am allerwenigsten in Oesterreich. Für Heermassen waren in Preußen nicht bloß alle nöthigen Bedarfe, sondern sogar die Schienenwege da. Ungewöhnlich große Truppenkörper konnten nicht bloß plötzlich ausgerüstet, sondern nach kurzem Aufgebot blitzschnell versammelt, und massenhaft ebenso blitzschnell dahin geworfen werden, wohin die Regierung es gut fand. Für diesen Zweck hatte die Regierung Preußens trotz des dem Staat 1815 durch die Treulosigkeit Oesterreichs und den Eigennutz der andern europäischen Mächte aufgezwängten Wespenleibs alle seine Lande mit vortrefflichen Eisenbahnen durchzogen.

Alles das zusammengenommen, machte es dem Grafen Bismarck leicht, ganz in der Stille Heermassen in Bereitschaft zu setzen, und doch zu behaupten, die zwanzig Bataillone Verstärkungen in Böhmen seien — eine Kriegsdrohung gegen Preußen. Freilich kannte er die Gesinnungen, die Aeußerungen, die Plane, die Schritte und Tritte der Leute am Wiener Hofe, die Truppenbewegungen, die Wege und Stege des Landes, die Angriffs- und Vertheidigungspunkte so genau, wie einst Napoleon I., und wahrscheinlich durch dieselben Mittel, wie dieser. Er war über alles Oesterreichische wohl unterrichtet. Er wußte die Vorhaben, ehe sie ausgeführt wurden. Darum konnte er lächeln zu dem österreichischen Vorgeben, der unruhige Sinn der czechischen Bevölkerung in Böhmen und die Judenverfolgungen durch dieselbe machen eine stärkere Truppenbesetzung allda nöthig. Er kannte das, was geschah, als den Anfang der größeren Rüstungen, mit denen die Kriegspartei in Wien umging, als die ersten Ausführungen des vorbedachten Plans zum Angriff auf Preußen. Er kannte auch ein Rundschreiben des Wiener Kabinets vom 16. März 1866, worin Graf Mensdorff an alle dem Haus Oesterreich zugethanen Höfe des deutschen Bundes die Warnung vor Preußens kriegerischen Absichten richtete, und die Nothwendigkeit vorstellte, sich schon jetzt an die Ausrüstung der Bundeskontingente zu machen; Oesterreich dürfte sich wohl bald veranlaßt sehen, die Mobilmachung des Bundesheeres am Bundestag zu beantragen.

Merkwürdigerweise hatte Benedek in dem Marschallsrath, je weniger er zunächst auf österreichische Kraft baute, auf die Wehrkraft und das Gerüstetsein der mittleren und kleineren deutschen Bundesstaaten gerechnet und gebaut. Auch das gehört zur mangelhaften Kenntniß der Verhältnisse, an welcher die österreichischen Staatsmänner und Generale litten, und zu der Selbsttäuschung, in der man sich wiegte. Der ganze Kriegsplan der Wiener Hofburg nahm die Bundesstaaten vollauf in Rechnung. Am 16. März hatte der österreichische Gesandte in Berlin die Frage zu stellen, ob Preußen den geheimen Vertrag gewaltsam zu brechen gedenke? und an selbem 16. März stellte das Wiener Kabinet in dem Rundschreiben an die Bundesstaaten die Aufforderung, sie sollen für den Fall, daß die Antwort des Berliner Hofes unbefriedigend ausfalle, sich zu dem Beschluß verbindlich machen, die vier Bundesarmeekorps gegen Preußen als Friedensbrecher ins Feld zu stellen. Bei denjenigen deutschen Höfen, welche gut-österreichisch gesinnt waren, war noch beigefügt, es komme darauf an, Preußen zur Unterwerfung zu bringen, bevor Italien sich gerüstet habe.

Auf die Frage des österreichischen Gesandten am 16. März, ob Preußen den Gasteiner Vertrag gewaltsam zu zerreißen gedenke? antwortete Bismarck mündlich ein kurzes trockenes Nein. Er, welcher das diplomatische Geheimniß Oesterreichs, jenes Rundschreiben, bereits in Händen hatte, konnte Oesterreich handeln lassen, und dann vor den Augen Europas auf dieses Schriftstück und auf die Truppenansammlungen in Böhmen hinweisen und sagen, Oesterreich habe den Gasteiner Vertrag gewaltsam zerrissen, Oesterreich sei der angreifende Theil. Am 24. März aber erließ er an die deutschen Mittel- und Kleinstaaten ein preußisches Rundschreiben. Darin sagte er, die Rüstungen Oesterreichs zwingen endlich auch Preußen, zum Schutze Schlesiens zu rüsten; 1850 habe sich ein schlagfertiges österreichisches Heer drohend an Preußens Gränze gestellt, ehe dieses gerüstet gewesen sei; einem zweiten Olmütz dürfe Preußen sich nicht aussetzen; sobald Oesterreich sich schlagfertig einem ungerüsteten Preußen gegenüber sehen würde, würde es nicht länger eine friedliche Sprache führen. Preußen suche die Bürgschaft seiner Sicherheit auf dem Boden der deutschen Nationalität und in der Kräftigung der Bande, welche es mit den übrigen deutschen Staaten verknüpfen. Der Bund sei aber zu kräftiger Aktion nie fähig. Eine Bundesreform, namentlich auch im Bundesmilitärwesen auf eine der Sicherheit Deutschlands dienliche Weise, sei dringlich. Es müsse

daher eine Erklärung erbeten werden, ob Preußen auf die Unterstützung des Bundes in dem Falle zu rechnen habe, daß es von Oesterreich angegriffen, oder auch durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genöthigt werde, und ob es auf den guten Willen seiner deutschen Bundesgenossen rechnen dürfe, wenn es an die Spitze des deutschen Bundes trete und die militärische Führung des Bundes übernehme.

Am 9. April stellte das preußische Kabinet wirklich einen Reformantrag beim Bundestage, welcher den Ausschluß Oesterreichs, Luxemburgs und Limburgs aus dem Bund enthielt.

Von den angegangenen deutschen Regierungen zeigten keine jetzt Lust, die von Preußen verlangten Zugeständnisse zu gewähren; unter Preußen wollten sie nicht treten, aber auch für Oesterreich nahm man wenigstens nicht offen Partei. Diese Regierungen zogen sich hinter den Artikel 11 der Bundesakte zurück. Dieser Artikel verbot den Mitgliedern des Bundes, ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, und gebot, diese vor den Bundestag zu bringen, der dann seinerseits vermitteln, oder, wenn dieß nicht glücke, ein Austrägalurtheil veranlassen werde, dem sich die streitenden Parteien ohne Appell zu unterwerfen haben.

Der bayrische Minister von der Pfordten fügte dem noch einen salbungsvollen Lobpreis der Segnungen des deutschen Bundes bei und empfahl als bestes Mittel zur Bewahrung des Friedens die alsbaldige Eröffnung von Unterhandlungen über eine Revision der Bundesverfassung. An den Höfen der Mittelstaaten drückte man sich hie und da die Hand darauf, daß der Artikel 11 der Bundesakte alles friedlich ausgleichen werde, so unblutig, wie zur Zeit der Schlacht von Bronnzell. Manche schrieben, nicht scherzend, sondern in trockenem Ernst, dem schon bei seiner Geburt zur Makulatur gewordenen Artikel 11 der Bundesakte diese Zauberkraft zu, Geister zu bannen und Stürme zu beschwichtigen.

In solchen mittelstaatlichen Kreisen war die Zahl derer, die an so etwas glaubten, weit die vorherrschende, besonders in den Ministerien und in den Thronumgebungen. Weil sie unter sich selbst keinen Mann von Genie und Thatkraft hatten und keinen aufnehmen mochten, so war ihnen der Maßstab ganz entzogen für eine Persönlichkeit und eine Politik, wie die Bismarkische. Jene Geister, welche der große Göthe „dämonische", d. h. Menschen und Schicksal bezwingende genannt hat, waren seit einem halben Jahrhundert nicht mehr hoffähig außerhalb Preußens.

Bismark empfing gleichzeitig vom österreichischen Kabinet eine Note, worin dieses erklärte, den Absichten des Kaisers liege nichts ferner, als ein angriffsweises Auftreten gegen Preußen, und Graf Bismark werde ersucht, diese Note zur Kenntniß seines Königs zu bringen. Am 5. April antwortete Bismark an das bayrische Kabinet sehr verbindlich auf dessen Vermittlungsanträge, es liege Preußen nichts ferner, als ein Angriffskrieg gegen Oesterreich; dieses Kabinet aber habe jetzt Gelegenheit, seine wohlwollenden Gesinnungen für den preußischen Staat durch Handlungen Ausdruck zu geben. Am 6. April erwiderte Bismark auf die österreichische Note, Preußen habe nicht zuerst gerüstet und auch jetzt nur Vertheidigungsanstalten getroffen. Habe die kaiserliche Regierung wirklich nicht die Absicht, Preußen anzugreifen, so vermöge die königliche Regierung nicht einzusehen, weßhalb Oesterreich jene kriegerischen Maßregeln ergriff. Der Verdacht einer von Preußen beabsichtigten Friedensstörung in der bisherigen Lage entbehre jedes Grundes und werde mit Bestimmtheit zurückgewiesen.

Zur näheren Beleuchtung dieser Antworten nach München und nach Wien darf nicht außer Acht gelassen werden erstens, daß die seit drei Jahren unausgesetzt ganz im Stillen betriebenen Rüstungen Preußens zur Ausführung des bismarkischen Plans in der Vollendung begriffen waren; zweitens, daß diese beiden Antworten vom 5. und 6. April waren, an welchen Tagen das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Italien diplomatisch abgeschlossen und die Reinschrift fertig war für den König, welcher am 8. April sie unterzeichnete. Auf diese Note Bismarks erließ Mensdorff am 7. April eine andere, worin, unter persönlichen Angriffen auf den preußischen Ministerpräsidenten, auf Grund des vom Kaiser verpfändeten Wortes unverweilt die Erklärung verlangt werde. Die Gesandten der Westmächte mißbilligten diese Note; der russische Botschafter rieth ihre Zurücknahme an: so aufgeregt, so anmaßend Preußen gegenüber, so verletzend für Bismark war Sprache und Ton derselben. Es ist anzunehmen, daß Mensdorff vielleicht nur dienstbar war, nur Ausdruck gab der aufgeregten Selbstüberschätzung der Hofburgreise. Als einen so beschränkten Kopf er sich ausgewiesen hat, so hatte er doch noch beschränktere Leute seine Partei, zu berücksichtigen. Diese Leute begriffen nicht, daß sie auf einen Bismark nicht herabzusehen, sondern an ihm hinaufzusehen alle Ursache hatten.

Nachdem das Wiener Kabinet sich diese Blöße gegeben, verstand

es sich dazu, den Anschauungen der fremden Botschafter zu folgen, und durch mündliche Erläuterungen seines Gesandten Carolyi in Berlin den übeln Eindruck zu mildern. Wäre es allein auf Bismarck angekommen, so hätte er auf diese Note hin den Krieg erklärt; Oesterreich war jetzt noch ohne Verhältniß leichter zu besiegen, als ein Vierteljahr nachher. Bismark hatte seit dem 8. April ja einen festen mächtigen Bundesgenossen an Italien, und nach Frankreichs Seite hin den Rücken frei. Oesterreich war weder selbst kriegsbereit, noch einer von seinen damals noch geheimen Bundesgenossen. Aber der greise König zu Berlin selbst war noch immer mehr für den Frieden, als für den Krieg, und man darf wohl annehmen, daß der König selbst den Abschluß des Bundes mit Italien, den er unterzeichnete, entfernt nicht so verstanden hatte, wie ihn Bismark meinte.

Bismark ging in seiner Antwort an das österreichische Kabinet vom 15. April vornehm über die Form der Mensdorff'schen Note hinweg mit seiner Geistesüberlegenheit. Mit dem feinen Lächeln der Ironie machte er auf das Unpassende aufmerksam, daß Preußen auf das kaiserliche Wort hin seine militärischen Anordnungen zurückziehen solle, während doch Oesterreich trotz des Wortes des Königs solche Zurücknahme für überflüssig halte. Vor Allem seien die österreichischen Rüstungen rückgängig zu machen.

Graf Mensdorff erklärte am 18. April, „nach den wechselseitigen Versicherungen der beiden Souveräne von Oesterreich und Preußen falle jeder Grund von militärischen Vorbereitungen weg, und Oesterreich werde am 25. April seine vorgeschobenen Truppen zurück verlegen, wenn am selben oder am nachfolgenden Tage Preußen den regelmäßigen Friedensstand derjenigen seiner Heertheile wieder herstellen werde, welche laut Befehls vom 27. März einen erhöhten Stand angenommen. Am 21. April versprach Bismark in demselben Maß und in denselben Zeiträumen den Friedensstand der preußischen Truppen herzustellen, in welchen die entsprechende Verminderung der österreichischen Kriegsbereitschaft vor sich gehen werde.

Auf diese Kunde war man an den mittleren und kleineren Höfen Deutschlands wieder ganz sicher und froh, daß Alles friedlich sich ende, da die gegenseitige „Entwaffnung“ jetzt entschieden sei. Diesen Glauben begreift nur, wer Höfe und Volk der mittleren und kleineren Bundesstaaten kannte. Das Spiel Bismarks, der immer noch mehr fortrüstete, aber nicht konnte, wie er wollte, begreift sich auch für Jedermann; nicht so das Spiel Mensdorffs oder vielmehr des Wiener

Hofes. Die Unwissenheit, wenn derselbe jetzt noch nicht wußte, wie er mit Bismark daran war, wäre unverzeihlich. Aber das Wissen von dem, was in Preußen vorging, und das Nichtsthun trotz dieses Wissens, die Lahmheit in dem Wenigen, was geschah, würde keine Erklärung finden, selbst nicht in der geistigen Unfähigkeit, selbst nicht in der sittlichen Untauglichkeit der oben in der Leitung Stehenden, sondern nur in der Thatsache, daß der österreichische Staatskörper schon damals wirklich in einem solchen Zersetzungs-, Auflösungs- und Verwesungsprozeß sich befunden hat, welcher das kürzlich in Umlauf gekommene Wort Napoleons III. erklären würde, „er wolle sich nicht mit einem Kadaver verbinden.“ Der Mann kannte jedenfalls sehr gut das österreichische Volk und dachte groß von diesem und seiner Zukunft. Das Volk Oesterreichs war es jedenfalls nicht, was er einen Leichnam nannte.

Am gleichen Tage aber, an welchem Bismark unter jener Bedingung sich zur Abrüstung bereit erklärte, kam die Hofburg in Wien in Allarm und außer sich. General Lamarmora, der Minister Italiens, hatte in der italienischen Kammer für den Fall eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen rückhaltslos einen Angriff des Königreichs Italien auf Oesterreich in Aussicht gestellt; gleichzeitig war Kunde von dem Abschluß des preußisch-italienischen Bündnisses durch seinen Gesandten in Paris nach Wien gekommen — volle drei Wochen nach Vollendung dieser Thatsache! Gerüchte von beabsichtigten Freischaareneinfällen in's österreichische Gebiet und von großen Rüstungen Italiens waren über die Alpen gekommen. Der österreichische Kaiser gab den dem preußischen Kabinet versprochenen Befehl zur Abrüstung nicht, er gab sofort den Befehl zur Mobilmachung der Südarmee, und berief den bisherigen Oberbefehlshaber derselben, Benedek, zur Uebernahme des Befehls über die Nordarmee nach Wien. Der italienische Hof läugnete kriegerische Absichten und Vermehrung seines Heeres, Kaiser Napoleon bestätigte diese Angaben des Hofes zu Florenz.

Am 26. April schrieb Mensdorff nach Berlin, das Königreich Venetien sei durch einen Angriff bedroht, darum müsse Oesterreich zum Schutz dieser seiner Südgränze rüsten. In Bayern solle mit der Abrüstung begonnen werden in dem Augenblick, in welchem man gewiß sei, daß das preußische Kabinet den Maßregeln, welche Oesterreich zur Abwehr eines Angriffs seiner Nachbarn im Süden treffen müsse, keinen Einfluß auf die verabredete Wiederherstellung des normalen Standes zwischen Oesterreich und Preußen gestatten werde. Graf

Bismark hatte dem Kabinet von Wien vorgehalten, die deutschen Bundesstaaten haben sich mit Oesterreich zusammen geschlossen und rüsten gegen Preußen. Darauf erwiederte Mensdorff in eben dieser Note vom 26. April, diese Bundesstaaten seien „zu wirklichen Rüstungen noch gar nicht geschritten; die Gesinnungen derselben gewähren überdieß die vollste Bürgschaft des Friedens, sobald nur Oesterreich und Preußen ihren friedlichen Erklärungen mit der That Folge geben.“

Bismarck wußte sehr gut, daß außer Sachsen noch kein Bundesstaat eilig in Rüstungen war; aber er fand es für seine Plane nützlich, sich zu stellen, als ob er an deren vorgeschrittene Rüstungen glaube. Ganz anders war es mit dem österreichischen Hofe. Dieser glaubte an die vorgeschrittenen Rüstungen der ihm befreundeten deutschen Bundesstaaten, während er sich gegen Preußen stellte, als glaube er nicht daran. Der österreichische Hof war auch hierin der Unwissende, wie in so Vielem; Bismarck war der Wissende, und schon darum in diesem diplomatischen Täuschungsspiel über alles Maß im Vortheil. In der Wiener Hofburg verbrachte man im Taumel süßer Selbsttäuschung die zu Anderem nöthigen Gelder vielfach zu vergnüglichen Festen: Bismarck und sein König hielten das Geld, obgleich sie mehr als Oesterreich davon hatten, nüchtern zusammen, und verbrauchten es für das Heer und für allseitige Erkundungen.

An den süddeutschen Höfen arbeitete zwar die österreichische Partei, sie für Oesterreich in Bewegung zu bringen; aber zu dem, was man unter Männern vom Fach Rüstungen heißt, war das, was da geschah, denn doch nicht zu rechnen. Die für die Sache des schleswig-holsteinischen Volkes und für die deutsch-nationale Sache, wie sie dieselbe auffaßte, eifrige demokratische Partei war zwar sehr kriegerisch gegen Preußen in Zeitungen und Zeitschriften: sie stachelte von Tag zu Tag ihre Regierungen zur thatkräftigen Erhebung; sie verkündete ihren Fürsten, ihnen drohe der Untergang, wofern sie nicht mit allen Kräften rüsten, wofern sie nicht auf das Volk sich stützen durch zeitgemäße Mehrung der Volksfreiheiten, und damit sich das erwerben, was sie allein vor der Mediatisirung retten könne, das Eintreten des Volkes mit Gut und Blut für sie; sie forderte Waffen und Waffenübung für das Volk in dieser, wie sie sagte, „Landesgefahr und Nationalgefahr“ zugleich.

Aber die demokratische Partei in sämmtlichen Bundesstaaten war der Zahl nach nicht groß, und der Thatkraft nach klein. Denn es ging in der Demokratie bereits wie in der Kirche, welche sehr viele

Namens- und Maulchristen und sehr wenige Leute der That zählt. Der Nationalverein zählte in Süddeutschland zu keiner Zeit viele energisch für ihn arbeitende, am wenigsten jetzt. Die kirchlichen Vorkämpfer und Anhänger der schleswig-holsteinischen Sache schlug, und mit Recht, keine Regierung für den Krieg hoch an, weil sie in Süddeutschland auch nur eine kleine Zahl waren, zwar sehr opferfähig in Gaben, aber nicht waffenstark, obgleich die jetzt zum Unterschied von der demokratischen Partei sich so nennende „liberale" Partei sich mit der kirchlichen Partei vereinigt hatte.

Es war wirklich Wunderliches zu schauen, zu hören und zu lesen, in diesen Jahren 1865 und 1866 inmitten der größeren und kleineren Staaten des bundestäglichen Deutschlands. Ein merkwürdiges politisches Separatistenthum war da nicht bloß in Bewegung, sondern in Blüthe. Diejenigen, welche ebenso zunächst, als zuletzt, ganz ein und dasselbe zum Ziel hatten, Deutschland eins, frei und groß zu machen, bekämpften sich in diesen Tagen in Worten und Thaten, wie sich nur Todfeinde bekämpfen können, „Volkspartei" und „deutsche Partei". In Blättern der Volkspartei öffnete man nicht bloß die Spalten den Ergüssen des Jesuitismus, sondern man griff Maßregeln der badischen Regierung, welche nach den Erlebnissen und Vorgängen unumgänglich, äußerste Nothwehr gegen den Jesuitismus waren, auf's Feindseligste an, darum, wie man sagte, weil sie gegen „das Prinzip" seien, und reichte so die Hand zum Bunde dem gefährlichsten aller Feinde des Deutschthums und der Volksfreiheit, dem Jesuitismus, welcher von Rom, Wien und München genährt, Jahrhunderte lang und jetzt an Deutschlands Herzen fraß, kicherte und einstrich.

Aber auch die „deutsch-nationale" Partei, welche als ein anderer Ableger der ursprünglichen demokratischen Partei sich separirt hatte, zählte plötzlich unterzeichnende Namen in sich, vor welchen mancher Freund des Vaterlands, des Volks und der Freiheit ein Grauen hatte, in Anbetracht dessen, was diese vor noch nicht langer Zeit gesprochen und gethan hatten; und auch diese mit seltsamen Ingredienzien gebildete Partei machte sich schuldig, wenn auch weniger, als die andern, durch maßloses Entgegnen auf die gegen sie geschehenen Angriffe. Es war, als müßten alle politischen Fehler, welche von den Parteien und Schattirungen der liberalen Anschauung innerhalb und außerhalb des Parlaments von 1848 gemacht worden waren, jetzt nachgemacht werden, um der Welt zu zeigen, daß man auch in diesen Kreisen größtentheils nichts lerne und nichts vergesse. Beide Parteien hörten

vorzugsweise auf sich selbst, und nicht auf Andere, am allerwenigsten auf die Stimme eines alten Vaterlands- und Freiheitsfreundes, der zwar kein Deutscher, aber ein Lehrmeister für alle nach Einheit und Freiheit ringenden Völker bleibt, des großen Florentiners Macchiavelli. Dort hätten diese Parteien lesen können, was ihnen fehlte, was sie zu thun hatten, worin sie schuldig waren, und warum sie bis jetzt nichts zu Stande gebracht hatten. Seinen Macchiavelli hatte Bismarck besser gelesen, als die Opposition in Berlin und in allen deutschen Staaten.

Weil die Lage derjenigen Parteien, auf welche wenigstens in Süddeutschland die Regierungen sich hätten stützen können, eine solche war, weil dieser kleinliche und politische Separatismus, der sich gegenseitig jeden Tag heruntersetzte und damit schwächte, keinem Ministerium irgend einen Halt geboten hätte: ergab sich das Nichtsthun des Ministeriums, die völlige Theilnahmlosigkeit des Volkes in Masse in Bezug auf den Krieg durch alle Lande dieser Bundesstaaten. Schon das Allerwenigste, was in Württemberg, Hessen-Darmstadt und Bayern kriegsrüstungsartig angesehen oder gedeutet werden konnte, wirkte auf die große Zahl der Besitzenden so, daß die Geschäfte im Großen und Kleinen alsbald anfingen zu stocken, und damit die arbeitende Masse in vermindertem Verdienst, jede Art des von dieser Masse lebenden Gewerbs in verminderte Einnahme kam. Diese jedem Krieg vorausgehende Thatsache hatte eine so starke, weit und tiefgreifende Wirkung, daß die für die Idee fechtenden Stimmen in der Presse und in Vereinen und Volksversammlungen plötzlich jetzt nicht mehr so, wie zuvor, anklangen, sondern an dieser einzigen starren Thatsache abgleiteten und verhallten.

Die Philister in allen Farben und Lagen trösteten sich, während die Donnerwolke schon schwarz über ihrem Haupte lag, aller Orten damit: „Ein Kabinetskrieg gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland — es wäre zu toll! so ein Krieg ist nicht möglich! Die Soldaten hüben und drüben werden sich weigern, im Bruderkampfe sich zu morden." Die Masse wollte im Mai noch Frieden; unterthänige Adressen und Abordnungen baten ihre Landesfürsten, auf Frieden, nur auf Frieden, hinzuarbeiten. Vereinzelte politische Stimmen forderten dieselben Regierungen auf, im Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen neutral zu bleiben, einen festen Bund unter sich zu schließen, ihre Heertheile kriegsbereit zu machen, sie unter Einen Oberfeldherrn zu stellen, zu Verstärkung des stehenden Heeres das Volk mit Waffen zu versehen und darin zu üben. Gewiß

Namens- und Maulchristen und sehr wenige Leute der That zählt. Der Nationalverein zählte in Süddeutschland zu keiner Zeit viele energisch für ihn arbeitende, am wenigsten jetzt. Die kirchlichen Vorkämpfer und Anhänger der schleswig-holsteinischen Sache schlug, und mit Recht, keine Regierung für den Krieg hoch an, weil sie in Süddeutschland auch nur eine kleine Zahl waren, zwar sehr opferfähig in Gaben, aber nicht waffenstark, obgleich die jetzt zum Unterschied von der demokratischen Partei sich so nennende „liberale“ Partei sich mit der kirchlichen Partei vereinigt hatte.

Es war wirklich Wunderliches zu schauen, zu hören und zu lesen, in diesen Jahren 1865 und 1866 inmitten der größeren und kleineren Staaten des bundestäglichen Deutschlands. Ein merkwürdiges politisches Separatistenthum war da nicht bloß in Bewegung, sondern in Blüthe. Diejenigen, welche ebenso zunächst, als zuletzt, ganz ein und dasselbe zum Ziel hatten, Deutschland eins, frei und groß zu machen, bekämpften sich in diesen Tagen in Worten und Thaten, wie sich nur Todfeinde bekämpfen können, „Volkspartei“ und „deutsche Partei“. In Blättern der Volkspartei öffnete man nicht bloß die Spalten den Ergüssen des Jesuitismus, sondern man griff Maßregeln der badischen Regierung, welche nach den Erlebnissen und Vorgängen unumgänglich, äußerste Nothwehr gegen den Jesuitismus waren, auf's Feindseligste an, darum, wie man sagte, weil sie gegen „das Prinzip“ seien, und reichte so die Hand zum Bunde dem gefährlichsten aller Feinde des Deutschthums und der Volksfreiheit, dem Jesuitismus, welcher von Rom, Wien und München genährt, Jahrhunderte lang und jetzt an Deutschlands Herzen fraß, kicherte und einstrich.

Aber auch die „deutsch-nationale“ Partei, welche als ein anderer Ableger der ursprünglichen demokratischen Partei sich separirt hatte, zählte plötzlich unterzeichnende Namen in sich, vor welchen mancher Freund des Vaterlands, des Volks und der Freiheit ein Grauen hatte, in Anbetracht dessen, was diese vor noch nicht langer Zeit gesprochen und gethan hatten; und auch diese mit seltsamen Ingredienzien gebildete Partei machte sich schuldig, wenn auch weniger, als die andern, durch maßloses Entgegnen auf die gegen sie geschehenen Angriffe. Es war, als müßten alle politischen Fehler, welche von den Parteien und Schattirungen der liberalen Anschauung innerhalb und außerhalb des Parlaments von 1848 gemacht worden waren, jetzt nachgemacht werden, um der Welt zu zeigen, daß man auch in diesen Kreisen größtentheils nichts lerne und nichts vergesse. Beide Parteien hörten

vorzugsweise auf sich selbst, und nicht auf Andere, am allerwenigsten auf die Stimme eines alten Vaterlands- und Freiheitsfreundes, der zwar kein Deutscher, aber ein Lehrmeister für alle nach Einheit und Freiheit ringenden Völker bleibt, des großen Florentiners Machiavelli. Dort hätten diese Parteien lesen können, was ihnen fehlte, was sie zu thun hatten, worin sie schuldig waren, und warum sie bis jetzt nichts zu Stande gebracht hatten. Seinen Machiavelli hatte Bismarck besser gelesen, als die Opposition in Berlin und in allen deutschen Staaten.

Weil die Lage derjenigen Parteien, auf welche wenigstens in Süddeutschland die Regierungen sich hätten stützen können, eine solche war, weil dieser kleinliche und politische Separatismus, der sich gegenseitig jeden Tag heruntersetzte und damit schwächte, keinem Ministerium irgend einen Halt geboten hätte: ergab sich das Nichtsthun des Ministeriums, die völlige Theilnahmlosigkeit des Volkes in Masse in Bezug auf den Krieg durch alle Lande dieser Bundesstaaten. Schon das Allerwenigste, was in Württemberg, Hessen-Darmstadt und Bayern kriegsrüstungsartig angesehen oder gedeutet werden konnte, wirkte auf die große Zahl der Besitzenden so, daß die Geschäfte im Großen und Kleinen alsbald anfingen zu stocken, und damit die arbeitende Masse in vermindertem Verdienst, jede Art des von dieser Masse lebenden Gewerbs in verminderte Einnahme kam. Diese jedem Krieg vorausgehende Thatsache hatte eine so starke, weit und tiefgreifende Wirkung, daß die für die Idee fechtenden Stimmen in der Presse und in Vereinen und Volksversammlungen plötzlich jetzt nicht mehr so, wie zuvor, anklangen, sondern an dieser einzigen starren Thatsache abgleiteten und verhallten.

Die Philister in allen Farben und Lagen trösteten sich, während die Donnerwolke schon schwarz über ihrem Haupte lag, aller Orten damit: „Ein Kabinetskrieg gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland — es wäre zu toll! so ein Krieg ist nicht möglich! Die Soldaten hüben und drüben werden sich weigern, im Bruderkampfe sich zu morden." Die Masse wollte im Mai noch Frieden; unterthänige Adressen und Abordnungen baten ihre Landesfürsten, auf Frieden, nur auf Frieden, hinzuarbeiten. Vereinzelte politische Stimmen forderten dieselben Regierungen auf, im Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen neutral zu bleiben, einen festen Bund unter sich zu schließen, ihre Heertheile kriegsbereit zu machen, sie unter Einen Oberfeldherrn zu stellen, zu Verstärkung des stehenden Heeres das Volk mit Waffen zu versehen und darin zu üben. Gewiß

wäre das die beste Politik der Fürsten der mittleren und kleineren Staaten für ihr eigenes Interesse unter allen Umständen gewesen. Aber dieser Rath ruhte auf einer Voraussetzung, die von jeher die Erfahrung gegen sich hatte, auf der Wahrscheinlichkeit der Einigung dieser vielen Fürsten unter sich selbst, des Zusammengehens ihrer Völkerschaften, dieser vielerlei Stücke deutscher Nation, miteinander, auf der Möglichkeit, daß ohne einen unwiderstehlichen Zwang von Außen her oder von Innen her, ohne eine Diktatur oder eine Revolution dieses Vielerlei von Gliedern Ein Körper und Eine Seele werde.

Oben wurden diese Stimmen nicht beachtet; politische Köpfe erklärten sie für guten Rath in den Wind, sie hörten schon deutlich das nahe Rollen der Räder des zermalmenden Verhängnisses; unten in der Masse verhallten jene Stimmen wirkungslos, übertäubt durch das plötzlich von allen Seiten hereinbrechende, künstlich hervorgerufene und genährte Geschrei: „Die Streitsache Oesterreichs sei die allgemeine deutsche Sache geworden; das für das Recht der Herzogthümer eingetretene Oesterreich habe den einzig gesetzlichen Weg, den Bundesweg, betreten; es habe sich ganz dem deutschen Bund unterworfen. Jetzt müsse man alle vorangegangenen Sünden Oesterreichs vergessen und für und mit Oesterreich stehen und gehen."

Ein ungeheurer Umschlag der öffentlichen Meinung in Süddeutschland zu Gunsten Oesterreichs erfolgte. Außer einer kleinen Zahl, welche hier aus politischen, dort aus kirchlichen Gründen für Preußen waren, färbte sich die Bevölkerung für den Augenblick ganz österreichisch, von Hannover bis an die Ostgränze Bayerns. Sogar die im Jahre 1848 und 1849 geradezu preußentoll gewesene Geschäftswelt der freien Stadt Frankfurt that sich in einem Uebermaß des Eifers für Oesterreich in Worten hervor. Allein jedoch war es nicht der Besitz eines Ueberflusses an österreichischen Staatspapieren, was die Frankfurter so sich gebahren ließ. Noch viel weniger war das in den süddeutschen Fürstenstaaten das Maßgebende. In den letztern wirkte viel die von den Regierungen selbst geglaubte Versicherung, daß Oesterreich 800,000 Mann auf die Beine stelle, und daß, wofern die deutschen Bundesstaaten mit Oesterreich gegen Preußen zusammen gehen, es gar nicht zum Kriege komme, weil das isolirte Preußen, selbst mit Italien, zu schwach dazu, die Erdrückung Beider gewiß wäre.

Oesterreichischerseits wurde das nicht bloß gepredigt, sondern selbst geglaubt. Höfe und Regierungen der Bundesstaaten glaubten es auch. Diese predigten es ihren Leuten, und diese glaubten es auch.

Zu den Ungläubigen gehörten nur die, welche die österreichischen Zustände kennen zu lernen sich die Mühe genommen hatten, und welche sich auf die freisinnige Partei in der österreichischen Presse, die einstimmig vom Krieg abrieth, beriefen oder auf anderem Wege Kenntniß von der Lage Oesterreichs hatten. Wo aber so ein Ungläubiger oder Besonnener sich hören ließ, lief er Gefahr, „für einen Narren" oder „für einen Großpreußen" oder ohne Weiteres für einen „Verräther", für einen „Ueberläufer ins preußische Lager", ja sogar für einen „Bestochenen und Erkauften" erklärt zu werden. Das jetzt auf einmal ganz bundesrechtlich thuende Haus Oesterreich hatte fast Alles in Süddeutschland, was zum Leichterregbaren gehörte, für sich, wie ein paar Jahre zuvor der Kaiser von Oesterreich, als er zur Aufführung des Schattenspiels „Deutsche Bundesreform" nach Frankfurt hinreiste.

Auf Oesterreichs Erklärung, daß es die schleswig-holsteinische Frage dem Bundestag zur Erledigung anheim gebe, antwortete Bismarck, Preußen könne dem Grafen Mensdorff nicht auf den Boden folgen, auf welchem er sich bewege. Preußen erkenne den Bundestag in dieser Frage nicht als kompetent an. Ohne die Einmischung des Bundestags müsse zwischen Preußen und Oesterreich allein die Vereinbarung über die Herzogthümer erfolgen, und diese könne sich dann auch auf die Reform des deutschen Bundes ausdehnen. Drei Tage zuvor hatte Oesterreich mit Recht die Verhandlungen über eine gleichzeitige Entwaffnung für „erschöpft" erklärt, da Preußen forderte, es solle auch sein Heer gegen Italien auf den Friedensfuß zurück versetzen.

Diese preußische Forderung hieß nichts Anderes, als Oesterreich solle sich wehrlos machen, ebenso nach Süden als nach Norden. Denn Preußen mit seinen Verkehrsmitteln und seiner Heereinrichtung konnte nach jeder Entwaffnung eben so leicht als schnell Massen von Truppen schlagfertig wieder zusammenziehen; Oesterreich konnte das Preußen gegenüber nicht; und Italien gegenüber hatte Oesterreich weder von Preußen noch von Viktor Emanuel eine Gewähr, daß auch Italien abrüsten würde. Auf das hin ordnete das preußische Kabinet die Mobilisirung von sechs Armeekorps an; Kaiser Franz Josef befahl, das ganze Heer des Kaiserstaats auf den Kriegsfuß zu setzen.

Die Kriegspartei in der Wiener Hofburg hatte vollständig gesiegt über die, welche den Krieg vermeiden wollten, und zu welchen, seit Benedek fortwährend davon abrieth, auch Mensdorff selbst gehörte. Das Selbstgefühl in diesen kriegerisch gesinnten Hofkreisen, das allezeit

zu groß war, wurde geradezu maßlos, zu einer in gewisser Art schwärmerischen Selbstüberhebung; weil — einige ungarische Magnaten große Versprechungen machten, und weil man jetzt des „ganz entschiedenen Beistands der meisten deutschen Bundesfürsten und ihrer Staaten gewiß war.“ Die Mehrheit in den süddeutschen Landesvertretungen war für Oesterreich sicher. 800,000 Mann kaiserliche, ein Heer von 150,000 Mann und 300,000 Reserve aus den deutschen Bundesstaaten, und hinter den letztern die öffentliche Meinung und Kraft des Volkes — das war allerdings eine Macht, welche Erfolg versprach.

Binnen vierzehn Tagen hatte Preußen 500,000 Mann unter die Waffen gestellt. Zu Ende des Mai standen diese schlagfertig an den Gränzen, während man in Oesterreich noch nicht halb gerüstet, in den Bundesstaaten erst im Anfang der Rüstungen war. Und doch hatte das Berliner Kabinet schon am 27. April der einzigen deutschen Regierung, die gerüstet hatte, der von Sachsen, mit dem Einmarsch preußischer Truppen gedroht, wenn sie ihre Rüstungen nicht einstelle. Erst am 10. Mai ordnete das bayrische Kabinet die Mobilmachung seines Heeres an.

Napoleon III. machte einen Versuch, vor Frankreich und der Welt als derjenige zu erscheinen, auf dessen Wort die Wetterwolken zerrinnen und der Sturm sich lege.

Am 24. Mai ergingen auf seinen Anlaß von allen außerdeutschen Großmächten gleichlautende Einladungen, durch einen europäischen Ministerkongreß, wozu außer Preußen, Oesterreich und Italien auch der deutsche Bund einen Bevollmächtigten schicken sollte, den Streit zu schlichten, und zwar in Paris. Er stellte ein Programm auf für Erhaltung des Friedens. Nach diesem sollten die deutschen Bundesstaaten zweiten Ranges in eine innigere Verbindung mit einander treten, eine Organisation, welche ihnen mehr Macht gäbe, und dadurch eine einflußreichere Stellung erhalten. Im deutschen Norden sollte mehr Gleichförmigkeit, mehr Kraft für Preußen gewonnen werden, Oesterreich sollte eine große Stellung in Deutschland erhalten bleiben, Italien gegen angemessene an Oesterreich zu leistende Entschädigung Venetien erwerben und in Schleswig die dänische Nationalität für Dänemark berücksichtigt werden. Das preußische Kabinet nahm den Congreßeßvorschlag an; das österreichische wollte die Konferenz nur beschicken unter der Bedingung, daß „jede Combination ausgeschlossen bleibe, welche darauf abziele, einem der eingeladenen Staaten eine Gebietsvergrößerung oder einen Machtzuwachs zu verschaffen.“

Sollte Preußen die Herzogthümer, Italien das Venetianische bekommen, so bedürfe es dazu keiner Pariser Konferenz, meinte man zu Wien. Darauf erklärte Napoleon am 11. Juni, die Aussicht auf Erhaltung des Friedens verschwinde. Bis der deutsche Bund dazu kam, von der Pfordten zum Bevollmächtigten bei der Konferenz zu wählen, war die Konferenz selbst an jener Bedingung Oesterreichs längst gescheitert.

Die süddeutschen Regierungen, die bayrische an der Spitze, stellten am Bundestag den Vermittlungsversuch, alle Regierungen, welche gerüstet haben, sollen auf den 1. Juni Erklärungen über den Zweck ihrer Rüstungen, ob und wie sie gleichzeitig zu entwaffnen geneigt wären, abgeben. Am 1. Juni erklärte zu Frankfurt der österreichische Gesandte, Oesterreich werde entwaffnen, sobald es sicher sei, daß es von Preußen weder auf dem eigenen Gebiet, noch auf dem seiner Bundesgenossen einen Angriff zu besorgen habe. Preußen erklärte durch seinen Gesandten Savigny, es werde entwaffnen, wenn Oesterreich, Sachsen und die andern mit Oesterreich verbundenen Staaten entwaffnen und in ein bundesfreundlicheres Verhältniß zu Preußen zurückkehren. Oesterreich erklärte, es habe nur zur Vertheidigung gegen Preußen gerüstet; Preußen entgegnete, es habe nur zur Abwehr gegen Oesterreich und dessen Bundesgenossen gerüstet. Hüben und drüben wurde auch jetzt noch vorgespiegelt, alles sei lediglich defensiv erstellt.

Am gleichen Tag erklärte Oesterreich am Bundestag, alles Weitere in der Frage Schleswig-Holsteins stelle es unter die Entscheidung des deutschen Bundestags, sie sei eine gemeinsame deutsche Angelegenheit; den Beschlüssen des Bundestags werde Oesterreich sich fügen, und es habe bereits seine Statthalter in Holstein angewiesen, die Stände dieses Herzogthums auf den 11. Juni einzuberufen, damit die Wünsche und Rechtsanschauungen dieses Landes bei der Entscheidung geltend gemacht werden könnten.

Der preußische Bundesgesandte wies die Einmischung des Bundes in dieser Frage sogleich zurück.

Bereits wußte Bismark, daß der Wiener Hof eine beschleunigte „Bundesexekution“ gegen Preußen, „weil es den Bundesfrieden und die Bundesbeschlüsse nicht achte“, am Bundestag zu beantragen im Begriff stehe, und damit durchdringen werde. Darum rückten nach einer von Bismark am 4. Juni gegebenen Weisung preußische Truppen unter Manteuffel gegen die holsteinische Gränze aus Schleswig

vor. Das Wiener Kabinet habe den Gasteiner Vertrag gebrochen; die Sachen stehen jetzt wieder, wie vor dem Gasteiner Vertrag. Die Preußen werden in Holstein einrücken, um dessen Ständeversammlung zu verhindern, und den Oesterreichern stehe es frei, auch ihrerseits, wie früher, so jetzt wieder, Garnisonen in Schleswig zu beziehen. Auf das verließen, um nicht gefangen zu werden, die schwache österreichische Brigade Kalik, der Statthalter Gablenz und der Erbprinz Friedrich von Augustenburg schleunigst Holstein, vor der preußischen Uebermacht. Am 7. Juni besetzten die preußischen Truppen das Land Holstein und Manteuffel setzte, Bismarks Weisung gemäß, einen Herrn von Scheel-Plessen als „Oberpräsident" beider Herzogthümer am 10. Juni ein. Schon damit war Schleswig-Holstein zur preußischen Provinz gemacht. Oberpräsident ist der hergebrachte Titel des höchsten Civilverwaltungsbeamten einer preußischen Provinz.

Mit der Besetzung Holsteins durch Preußen war der Krieg eröffnet: beide Herzogthümer waren thatsächlich zu einer preußischen Provinz gemacht; ein deutsches Bruderland, für dessen Recht Preußen ursprünglich gegen die auswärtige dänische Krone eingetreten war, sah sich und sah man gewaltsam wie ein erobertes Land von Preußen behandelt und einverleibt; die Preußen verhehlten nicht, daß sie dieses Bundesland nimmermehr lassen.

Noch am 19. Mai hatte Bismarck in der Bundestagssitzung die Bundesglieder auffordern lassen, dem deutschen Volke das Elend eines inneren Krieges zu ersparen, indem sie zu schleuniger Beschlußnahme über den am 9. April von Preußen gestellten Antrag schreiten, ein deutsches Parlament zu berufen und die Entscheidung des Streites dieser Nationalversammlung anheim zu geben. Bismarck bot den Oelzweig des Friedens, aber um den Preis eines deutschen Parlaments, einer Bundesreform mit „Ausschluß Oesterreichs."

Der Wiener Hof wollte keine solche Versammlung. Die Mehrheit der deutschen Bundesfürsten wollte noch immer von einem Parlament nichts hören und sehen; die Partei des Jesuitismus und des Absolutismus war um die Fürsten von Hannover und Bayern, von Kurhessen und Sachsen, von Nassau und Darmstadt, noch so mächtig, wie zuvor. Ja Bismarcks Parlamentsvorschlag, in seiner jetzigen Wiederholung mit dem „allgemeinen Wahlrecht", erschien in diesen Kreisen geradezu als ein Stück „Revolution." Sie waren schon darum lieber für den Krieg, hätte auch nicht der Wiener Hof aufs

Neue den Bundestagsfürsten ihre „Souveränetäten“ garantirt, und wäre ihnen auch nicht Herz und Auge lüstern gemacht worden nach Stücken einer leicht erreichbaren Beute, des durch das mächtige Oesterreich und sie unschwer zu demüthigenden und kleiner zu machenden Preußens.

Mehr als Eine Aeußerung aus diesen höfischen Kreisen, welche diese Siegesgewißheit und die Hoffnung auf Siegesbeute bezeugt, ist gerade aus diesen Tagen öffentlich bekannt geworden und in Umlauf gekommen. Die Mehrheit der Bundesversammlung lehnte ab, auf den Vorschlag Bismarcks einzugehen und die deutschen Fragen durch ein deutsches Gesammtparlament entscheiden zu lassen. Man war an den meisten Höfen von der Stufe, auf welcher man durch Anschluß der Bundesstaaten an Oesterreich und durch Isolirung Preußens bloß den Frieden zu sichern hoffte, jetzt zu der Stufe einbildungsreicher Damen und Herren, der hohen Wiener Welt, emporgestiegen, zu Fantasien von Auflösung und Theilung Preußens. Man wollte jetzt nicht mehr den Frieden, sondern den Krieg; zumal seit die überwiegende Mehrheit der deutschen Landesvertretungen in den ersten Tagen des Juni reichlich die Geldmittel zum Kriege bewilligt hatte. Das schließt gar nicht aus, daß, wenn einzelne Minister öffentlich versicherten, sie haben den Frieden gewünscht und das Recht Deutschlands vertreten wollen, sie für ihre Person damit die Wahrheit sagten. Ein Minister denkt und will oft sehr anders, als die Hofkreise reden und wollen.

Am 11. Juni beantragte der österreichische Gesandte in einer außerordentlichen Sitzung des Bundestags „die Mobilmachung der gesammten Armee des deutschen Bundes in Hauptkontingent und Reserven binnen 14 Tagen, so daß dann in 24 Stunden der Ausmarsch gegen Preußen erfolgen könne, welches durch seinen Einmarsch in Holstein den Gasteiner Vertrag gebrochen und damit den Bundesfrieden gestört habe.“

Die Keckheit der österreichischen Diplomatie überbot damit das offene revolutionäre Vorgehen Bismarcks. Der Gasteiner Vertrag war ja die Krone alles dessen, womit Oesterreich gemeinsam mit Preußen das beschworene Recht des Vertrags, auf welchem der deutsche Bund ruhte, gebrochen hatte, und eben damit den Bundesfrieden.

Auch über die Wahl eines Bundesoberfeldherrn beantragte das Wiener Cabinet die Beschlußfassung. In der Sitzung vom 14. Juni schon wurde über den österreichischen Antrag endgültig abgestimmt.

Der mecklenburgische Gesandte hatte vergebens eingewendet, sonst pflege die Bundesversammlung sogar den unbedeutendsten Gegenstand, bei welchem es sich um die Zahlung von 100 fl. handle, in drei Sitzungen zu erledigen. Alle Welt wußte, daß dieser selbe Bundestag viele Jahre gebraucht hatte, um zu dem Exekutionsbeschluß gegen das missethäterische Dänemark zu kommen. Auf den Exekutionsbeschluß gegen den deutschen Bundesstaat Preußen verwandte der Bundestag nur drei Tage; Antrag, Berichterstattung, Endabstimmung — alles das geschah unter dem Einfluß der Wiener Junker- und Altarpartei, des bigotten Absolutismus an der Donau, binnen dreimal vierundzwanzig Stunden! Niemand übersehe, wie leichtfertig der Bundestag das Gottesgericht herausforderte, dessen strafender Arm in gerade so viel Wochen den Wiener Hof niederwarf, und den schuldüberladenen Bundestag, der sich selbst hingerichtet hatte, zur endlichen Beerdigung brachte.

Bismarck hatte am 12. Juni in einem Rundschreiben an die Bundesregierungen erklärt, der Antrag Oesterreichs widerstreite dem Bundesrecht. Die Bundesstaaten würden durch Annahme desselben das bisherige Bundesverhältniß lösen; jede Regierung, die für Annahme stimmen würde, beginge dadurch eine Handlung der Feindseligkeit gegen Preußen, und träte damit in einen bundeslosen Zustand ein. Zuvor hatte Bismarck jeder deutschen Regierung einzeln unterm 10. Juni nochmals die Grundzüge eines zu errichtenden neuen deutschen Bundes mitgetheilt, und vor allem die Mitwirkung derselben zur Einberufung eines deutschen Parlaments gefordert. Bismarck sagte, nach dem bisherigen Gang der Behandlung dieses preußischen Antrags am Bundestage sei keine Aussicht auf eine rechtzeitige Erledigung desselben. Darum bringe Preußen seine Vorschläge an die einzelnen Bundesgenossen, mit der Bitte, für alle Fälle sich zu entscheiden, ob sie mit Preußen einen neuen Bund auf mitgetheilter Grundlage zu errichten geneigt wären, wenn bei der drohenden Kriegsgefahr die bisherigen Bundesverhältnisse sich lösen würden. Die Mehrheit der Bundesregierungen war von diesem Schachzug Bismarcks überrascht. Bismarck hoffte noch immer, Bayern von Oesterreich ab- und zu sich herüberzuziehen.

Der bayrische Minister von der Pfordten gehörte nicht zu den Staatsmännern, welche die wirkliche Sachlage nicht kannten. Ihm war genau bewußt, daß Preußen seit Jahren sich aufs Beste gerüstet hatte, und eben so, daß Oesterreich weder das zum Kriege nöthige Geld hatte, noch in Rüstungen voran war. Ihm war auch nicht bloß

in Bezug auf Bayern, sondern auch auf die andern österreichisch gesinnten Bundesstaaten wohlbekannt, wie unzulänglich und gering im Vergleich mit dem preußischen Heerwesen die Wehrkraft aller dieser Staaten ausgebildet, und wie weit man überall noch in den nöthigsten Vorbereitungen zu einem Kriege zurück war. Er wußte, daß sogar die vereinigten Streitkräfte Oesterreichs, Sachsens und der süddeutschen Staaten zusammen weder an Zahl, noch an Schlagfertigkeit der preußischen Wehrmacht gleich, geschweige überlegen waren. Darum war er innerlich nicht für den Krieg, aber er war, wie einst sein Vorgänger Abel, ein Geschöpf und ein Knecht des großen Ordens der Jesuiten und der Junker. Der radikale Professor von Leipzig vor 1848, der demokratische Minister zu Dresden im Jahre 1848, welcher bei der großen Leichenfeier für Robert Blum zu Dresden, mit den anderen Ministern, voranging und unter allen die größte Wachsfackel trug, hatte schon beim ersten Windumschlag sich der Reaktion, und zwar unmittelbar den Jesuiten, in die Arme geworfen, war so bayrischer Minister geworden, kaum ein halb Jahr nach Robert Blums Todtenfeier, und war dadurch der unbedingte Diener dieser Partei geworden, daß er nicht sittlich genug war, lieber zu entbehren und den Bund eines guten Gewissens mit Gott zu bewahren in Ueberzeugungstreue, als Gold, Ehren und Orden zu empfangen, aber Schaden zu nehmen an seiner Seele und die Achtung Deutschlands zu verlieren, die er einst sich errungen hatte.

Wenn ein edles deutsches Volk und Land wie Bayern, wenn alle deutschen Völker, auch Preußen und Oesterreich nicht ausgenommen, noch heute nachbluten an den Wunden, welche eine Politik, wie die, welcher von der Pfordten diente, ihnen geschlagen hat; wenn älteste Königs- und Herzogshäuser, in Folge dieser Politik von ihren Stühlen herabgeworfen, als die unwissenden von wissenden Ministern getäuscht, jetzt trauern und klagen: so ist es Pflicht der Geschichte, den Fürsten und Völkern in scharfen Linien die Geleise zu zeichnen, in welche hinein sie durch Staatsmänner geführt werden, welche vornherein Jesuiten und Junker sind, oder welche an deren Verein ihre Seele verkaufen. Zu spät werden alle christlichen Fürsten einsehen, daß Räthe einer Krone ohne christliche Grundsätze und Ueberzeugungstreue, ohne sittlichen Charakter, dem Fürsten und dem Volke Verderben bringen.

Den bayrischen ersten Minister in allen seinen schwachen und starken Seiten kannte Bismarck; auch den jungen König kannte er. So lockend dieser letzte Ruf Bismarcks für Pfordten war, er war

kein Mann der That; er wagte nicht, aber, selbst wenn er es gewagt hätte, er konnte nicht aus dem vielmaschigen Netz heraus, das er durch seinen Uebertritt sich um Kopf, Arme und Beine zusammengezogen hatte. War es doch früher selbst dem radikalen Recken, dem Simson Josef von Görres, unmöglich gewesen, die Stricke zu zerreißen, womit er, von denselben Leuten verlockt, gebunden worden war.

Bange vor dem Kriege, hatte Pfordten, was er wußte, weder seinem jungen König, welchem die Politik fremd war, noch den bayrischen Kammern, noch den mit ihm zusammen gehenden deutschen Bundesregierungen offenbart. Man sagt, er habe stets darauf gehofft und davon geredet, der greise König von Preußen könne sterben, dann sei auf einmal alles anders; oder auch, zuletzt werde Napoleon dazwischen treten mit seinem Machtwort. Ja selbst eine Revolution in Berlin, eine Palastrevolution oder eine deutsch-nationale Volksbewegung in der preußischen Hauptstadt, welche in Deutschland sogar nüchternste Denker möglich wähnten und öffentlich besprachen, nahm Pfordten auch mit in Rechnung für einen möglichen Umschwung in Berlin und für die Fortdauer des Friedens. Die Politik des Privatmanns konnte wohl mit solchen Möglichkeiten rechnen; ein Staatsmann an der Spitze des Königreichs Bayern durfte das Schicksal des bayrischen Fürstenhauses und Volkes nicht von solchen Spinnweben abhängig machen, und eben so wenig die deutsch-nationale Sache. Alle seine Einbildungen trafen nicht ein, wohl aber auf der einen Seite der Druck der immer ernster werdenden Lage, auf der andern Seite der Druck und der Befehl jener Partei der Finsterniß, in deren Dienst er gebannt war.

Er für sich hätte es mit Preußen nicht verderben mögen; er schaukelte zwischen Wien und Berlin herüber und hinüber; die über ihn zum Herrn gewordene Partei hatte ja an der Spree wie an der Donau ihre Ritter und Priester unter dem Thron; daher schreibt sich sein nichtsthuendes Zuwarten. Bismarck wagte auch darum noch den letzten Versuch mit ihm. Wenn Bayern auf die Vorschläge Bismarcks vom 10. und 12. Juni einging, d. h. wenn es die preußische Bundesreform und die Einberufung eines deutschen Parlamentes annahm, so war der Bruderkrieg in Deutschland nicht möglich. Jetzt noch, in der letzten Stunde, konnte Bayern unermeßliches Unglück Deutschlands, Blutvergießen und Elend von Volk und Land, abwenden, wenn es entweder sich für neutral erklärte, oder dem Antrag Oesterreichs auf Bundesexekution gegen Preußen nicht beitrat. In

Bayerns Hand lag die Entscheidung am Bundestag. Wenn Bayern in Frankfurt nicht mit Oesterreich ging, so war eine Mehrheit für Oesterreichs Antrag gegen Preußen geradezu eine Unmöglichkeit. Wenn Pfordten der bayrischen Ständeversammlung die Wahrheit, wie er sie wußte, sagte, so war gewiß, daß die Ständeversammlung jede Theilnahme am Kriege Oesterreichs gegen Preußen ablehne, zumal da Bismarck in seinen Vorschlägen für die Neugestaltung Deutschlands Bayern hoch bedacht hatte.

Denn nach denselben sollte die Landmacht des „neuen deutschen Bundes“ in zwei Bundesheere getheilt sein, in eine Nordarmee und in eine Südarmee; wie der König von Preußen Oberfeldherr der Nordarmee, so sollte der König von Bayern Oberfeldherr der Südarmee sein, und zwar für Krieg und Frieden. Im Januar 1867 boten Ministerium und Abgeordnetenhaus Bayerns dem preußischen Staate freiwillig mehr an, als der Reformentwurf Bismarcks im Frühjahr 1866 von Bayern verlangte. Und vollends abgelehnt hätte der Landtag die Theilnahme am Kriege Oesterreichs, wenn Pfordten ihm die Wahrheit gesagt hätte, daß für jetzt Baden, Nassau, Württemberg und Darmstadt kaum 50,000, Bayern kaum 30,000 Mann ins Feld stellen konnte, und daß Bayern, was eine unwidersprochene Thatsache ist, „nicht einmal das nothwendigste Material hatte, auch nur die vierten Bataillone feldmäßig auszurüsten.“ — Statt dessen lasen die Bayern und die andern deutschen Bundesstaaten, Bayern stelle allein 80,000 Mann ins Feld, weit über sein Bundeskontingent. Diese bayrischen 80,000 rasselten gerade so, wie die österreichischen 800,000, — in den Zeitungen, aber nicht auf dem Kriegsfeld. Weil aber Pfordten im Bann jener Partei war, verschwieg er jede dieser Wahrheiten dem von ihm einberufenen Landtag, verschwieg das Anerbieten Preußens, und ließ den auch nicht einmal in geheimer Sitzung mit einem Winke gewarnten Landtag am 18. Juni 31 Millionen und eine halbe bewilligen — zum Kriege gegen Preußen.

Der bayrische Gesandte und der sächsische Gesandte waren am Bundestage vorzüglich geschäftig, dem österreichischen Antrag die Mehrheit zu gewinnen. Am 14. Juni stimmten für denselben: Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Lichtenstein, Waldeck, die beiden Reuß, Lippe, Lippe-Schaumburg, Hessen-Homburg, Nassau, Sachsen-Meiningen, Frankfurt. Gegen denselben stimmten Baden, Luxemburg und Limburg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg, Braunschweig, die beiden Meck-

lenburg, Oldenburg, Anhalt, die beiden Schwarzburg, Hamburg, Lübeck und Bremen. Nach Curien gezählt, da Preußen nicht stimmte, sondern gegen jede Art geschäftlicher Behandlung vornherein protestirte, da die Stimme der zehnten Curie, Schleswig-Holsteins, ruhte, und die erste Curie, Oesterreich selbst, auch nicht als Stimme gezählt werden kann, waren es eigentlich nur sechs Stimmen für und sechs Stimmen gegen den Antrag. Denn die Mehrheit der sechzehnten Curie stellte durch die Erklärung der Regierung von Schaumburg-Lippe, welche ihren Gesandten dementirte, sich gegen den Antrag heraus. Der österreichische Gesandte aber, als Präsident des Bundestags, zählte die österreichische Stimme nicht nur, sondern auch die unzulässige Abstimmung des schaumburg-lippeschen Gesandten, welcher selbst sich als nicht völlig instruirt erklärt hatte und doch für den Antrag stimmte, aber sogleich von seiner eigenen Regierung als falscher Stimmgeber angekündigt wurde, ohne Weiteres mit für den Antrag, und verkündete, durch Mehrheit habe die Landesversammlung die Mobilmachung des 7., 8., 9. und 10. Bundesarmeekorps beschlossen, um dem Vorgehen Preußens in Holstein Einhalt zu thun.

Da erklärte der preußische Bundesgesandte, der Antrag Oesterreichs an sich stehe in Widerspruch mit der Bundesverfassung und sei vornherein von Preußen als Bundesbruch angesehen worden. Das Bundesrecht kenne gegen Bundesglieder nur die Exekution, für welche ganz bestimmte Formen vorgeschrieben seien. Diese Formen vernachlässige der österreichische Antrag durchaus. Insbesondere aber stehe die Stellung, welche Oesterreich gegenwärtig in Holstein einnehme, gar nicht unter dem Schutz der Bundesverträge. Eben deßhalb habe Preußen es sich versagt, irgendwie auf den Antrag Oesterreichs einzutreten; es habe sich nicht die leichte Mühe geben dürfen, die Anschauungen Oesterreichs in dieser Angelegenheit zu widerlegen. Die Bundesversammlung hätte den Antrag vornherein als widerrechtlich zurückweisen müssen. Dieß ist, so schloß der preußische Gesandte, nicht geschehen. Oesterreich rüstet zum Zweck der Selbsthülfe seit drei Monaten, es ruft die andern Bundesglieder zum gleichen Zweck zu seinem Beistand auf. Damit ist der Zweck des Bundes, die Bundesgenossen zu schützen, gefährdet; von dem Werthe des Artikels 11 der Bundesakte kann nicht mehr die Rede sein. Es liegen zweifellos dem ganzen Verfahren Oesterreichs geheime Verabredungen mit andern Bundesgliedern zu Grunde. Preußen sieht durch die nach dem Bundesrecht unmögliche Kriegserklärung gegen ein Glied

des Bundes den Bruch des letztern als vollzogen an. Die Zustimmung zu dem österreichischen Antrage achtet Preußen einer selbständigen Kriegserklärung der betreffenden Regierungen gleich. Im Namen und auf Befehl des Königs erkläre ich daher, daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deßhalb nicht mehr für verbindlich ansieht, denselben vielmehr als erloschen betrachten und behandeln wird."

„Der König will damit jedoch nicht zugleich die nationalen Grundlagen als zerstört betrachten, auf welchen der Bund aufgebaut gewesen ist. Preußen hält vielmehr fest an diesen Grundlagen, sowie an der über vorübergehende Formen erhabenen Einheit der deutschen Staaten und betrachtet es als eine Pflicht der deutschen Nation, dafür den angemessenen Ausdruck zu finden."

„Die preußische Regierung legt hiemit die Grundzüge einer neuen den Zeitverhältnissen entsprechenden Einigung vor und erklärt sich bereit, auf den alten, durch solche Reform veränderten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, welche ihm dazu die Hand reichen wollen. Die bisherige Thätigkeit des preußischen Gesandten in dieser Versammlung ist damit beendigt."

Mit diesen Worten legte Savigny den Entwurf des neuen Bundes, wie er schon jeder einzelnen Regierung mitgetheilt war, auf den Tisch des Bundestags, und verließ den Saal.

Der österreichische Bundestagspräsident verweist, nach diesem überraschenden Vorgang, triumphirend die Versammlung auf den ersten Artikel der Bundesakte. Der Bund, sagt er, ist nach diesem Artikel ein unauflöslicher Verein, das gesammte Deutschland hat ein Recht auf den ungeschmälerten Fortbestand, und der Austritt aus dem Bunde steht keinem Mitgliede frei. Das Präsidium ladet darauf die Bundesversammlung ein, sich seinem feierlichen Protest und der Wahrung der Rechte und Zuständigkeiten des in vollkommen bindender Kraft fortbestehenden Bundes anzuschließen. Die Versammlung schließt sich dem Protest an.

Das ist die für das deutsche Vaterland so verhängnißvoll gewordene Sitzung des deutschen Bundestags vom 14. Juni 1866.

Es war nicht gehört worden auf die besonnene Stimme des braunschweigischen Gesandten, welcher klar darlegte, daß der österreichische Antrag ein ganz unbegründeter sei, weil er die Mobilmachung des Bundesheeres gründe auf preußische Verletzungen des Wiener Friedensvertrags und der Gasteiner Uebereinkunft. Diese beiden

Verträge seien ja von Oesterreich und Preußen lediglich in ihrer Eigenschaft als europäische Großmächte abgeschlossen worden, und zwar geradezu gegen die Zwecke des deutschen Bundes und gegen das Recht des deutschen Bundes. Braunschweig erinnerte daran, wie mit Bundesrechtsbruch, mit Hohn und Schmach gegen den Bundestag durch Oesterreichs Politik und Mitwirkung die Bundestruppen aus Holstein entfernt worden waren. Da stelle es sich denn doch als ganz unthunlich dar, für die Aufrechthaltung dieser Abmachungen von Bundeswegen einzutreten; es fehle für ein Bundesexekutionsverfahren an einer genugsam vorbereiteten bundesgesetzlichen Grundlage, und sonach auch für jetzt an einem genügenden Anlaß zur Mobilmachung des Bundesheeres.

Diese Stimme Braunschweigs war die einzige am Bundestag, welche die volle reine Wahrheit über die Sachlage aussprach. Sie blieb ganz unbeachtet, eben weil Oesterreich und die mit ihm verbündeten Fürstenhöfe in geheimen Verabredungen längst Alles unter sich abgemacht hatten und die Verhandlung am Bundestage blos eine Scheinberathung war. Diejenigen Höfe, die ohne allen Sinn für ein großes deutsches Vaterland waren und keine, als die von Oesterreich bisher gehegten Sonderinteressen ihres fürstlichen Hauses kannten, obenan Hannover, Kurhessen, Nassau, waren durch den Reformentwurf Bismarks erst noch mehr gegen Preußen erbittert, der ihnen einiges von ihrer Souveränetät als Opfer abverlangte. Diese Gesinnung war aber mit wenigen Ausnahmen die aller Höfe. So setzte man sich darüber weg, daß die Mehrheit der Stimmen gegen Preußen durch das unverantwortliche Benehmen des Herrn von Strauß, des Vertreters der sechszehnten Curie und Schaumburg-Lippeschen Gesandten, eines Urreaktionärs und Muckers, geradezu erschlichen war. Man nahm am grünen Tisch zu Frankfurt es leicht, die Völker des deutschen Bundes dem Wiener Hof und sich selbst zu lieb in einen Bundeskrieg gegen Preußen zu stürzen, in einen deutschen Bruderkrieg, welcher leicht vermieden werden konnte, wenn die Mehrheit der deutschen Bundesglieder die Vorlagen Preußens berücksichtigte.

Die Bereitwilligkeit Preußens, und zwar des Volkes wie des Hofes, mit den Gliedern des deutschen Bundes sich friedlich zu einigen auf die Grundlage seines Reformentwurfs, ist heute für jeden Sachkundigen außer allem Zweifel. Denn Preußen hätte dadurch ohne Krieg, ohne die ungeheuren Opfer, welche der Krieg die preußischen Lande wie die andern deutschen Lande kostete, den Zweck erreicht,

welchen Bismarks Politik im Auge hatte. Der Ausschluß Oesterreichs war auch, ruhig betrachtet, nicht ein schechthiniger und immerwährender, wie man ihn damals den Leuten darstellte. Es hieß ausdrücklich in dem Entwurf: „Die Beziehungen des neuen deutschen Bundes zu den deutschen Landestheilen des österreichischen Kaiserstaates werden nach Vereinbarung über dieselben mit dem zunächst einzuberufenden deutschen Parlament durch besondere Verträge geregelt."

Am 15. Juni, also am Tage der verhängnißvollen Bundestagssitzung, bot Bismark denjenigen unter den Gegnern Preußens, welche dessen nächste Nachbarn waren, noch einmal die Hand zu friedlicher Ausgleichung. Er verlangte mehr nicht, als daß sie, die Regierungen zu Dresden, Hannover, Kassel und Wiesbaden, ihre Truppen ohne Verzug auf den Friedensfuß vom 1. März 1866 setzen; und eben so, daß sie der Berufung des Parlamentes zustimmen und die Wahlen für dasselbe gleichzeitig mit Preußen ausschreiben. Dafür gewährleistete ihnen Preußen ihren Besitzstand und ihre Souveränetätsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge.

Die Hofleute und Kammerherren aller dieser Höfe waren, wie ihre Fürsten, längst in eine Höhe aufgestiegen, von welcher aus sie — nichts mehr sahen, als sich selbst, den Sieg Oesterreichs und mit Oesterreich ihren eigenen Triumph, nicht über Preußens Königshaus Junker- und Muckerthum — mit denen standen sie gut — wohl aber über Preußens Abgeordnetenhaus, über Preußens Volk, das ein solches Abgeordnetenhaus gewählt hatte und auch über Bismark, der in den Augen der einen, welche nicht an seinen Liberalismus glaubten, „wegen Hochmuths und Selbstüberhebung", in den Augen der andern „wegen revolutionärer Bestrebungen" strafbar war.

Das waren diejenigen Höhen und Kreise, in welchen man vor lauter Freuden, und vor lauter Unterhaltungen über sich selbst und über Kleinlichkeiten am Hofe der Leiden und Bedürfnisse des kleineren, geschweige des großen deutschen Vaterlandes eingedenk zu sein nie gelernt oder von Jugend auf vergessen hatte. In denen sagte man sich: „Die von Bismark angekündigte Institution eines deutschen Parlaments als Mitfaktors bei der künftigen Bundesgesetzgebung, gewählt nach dem Frankfurter Reichswahlgesetz von 1849, ist nichts Anderes, als ein leichtfertiger Theatercoup Bismarks. Sagen ja demokratische Blätter selbst, er habe diesen Streich nur ersonnen, um auch einer deutschen Volksvertretung, wie der in Berlin, ihre Ohnmacht zu zeigen." — Durch ganz Deutschland aber äußerten die Hofleute und

Kammerherren überwiegend die andere Ansicht: „nur die Verzweiflung habe in Berlin das populäre Anerbieten eines deutschen Parlaments hervorgerufen; das sei ein Anzeichen, daß man in Berlin fühle, Preußen sei im Untergang.“ — Besonders Pfiffige haben, wie in den Zeitungen zu lesen war, unter sich gesagt, Graf Bismark schicke sich an, als Reineke Fuchs vor aller Welt Buße zu thun, ehe er verurtheilt werde.

In diesen Kreisen und in den Blättern derselben sprach man ganz unverholen davon, „in vierzehn Tagen nach dem Kriegsausbruch werden die verbündeten Heere Oesterreichs und der deutschen Mittelstaaten siegreich in Berlin einziehen und dort den Frieden diktiren; mit ein paar wuchtigen Schlägen werde die Macht Preußens gebrochen und vernichtet sein.“ Die Revolution von oben, welche sie in Bismark verkörpert sahen, war in ihren Augen so schlimm, als die Revolution von unten, und alle Herren und Damen der Legitmität frohlockten über die gebotene Gelegenheit, der Revolution überhaupt den Kopf zu zertreten und zwar nicht bloß in Preußen, nicht bloß in Deutschland, sondern in der ganzen Welt.

Der Triumph der Wiederherstellung des Alten war für sie etwas Unzweifelhaftes, und von der Wiener Hofburg aus durch ganz Deutschland hin; wo nur immer Jesuiten und Absolutisten sich fanden, bis Rom und Madrid war Alles aufgeregt und aufregend; Alles hoffte mit Zuversicht von den Siegesschlägen Oesterreichs die Niederlage und Vernichtung der unzeitigen Ideen und Einrichtungen, eine durchgreifende Reaktion in ganz Europa, den Triumph der römischen Kirche, die Erneuerung der päpstlichen Herrschaft in der Christenheit, oder wenigstens, wenn es protestantische Hofkreise waren, den Sieg des Absolutismus und der Adelsherrschaft alten Styls, und die Oberleitung der Weltangelegenheiten wieder in Oesterreichs Hand, wie in den Tagen Oesterreichs und der Karlsbader Beschlüsse. Im Lager der Ultramontanen fieberte Alles in überschwänglichen Siegeshoffnungen, sogarin Ländern, wo selbst unter den katholischen Gemeinden ihr Anhang nicht groß und Luft und Boden ihnen nicht günstig ist, wie in Württemberg; ultramontane Geistliche waren eifrig, mit ihren Hoffnungen auch das Landvolk zu entzünden, es in ihre Anschauungen mit fort zu reissen.

Eigenthümlich war es, daß selbst die Mehrheit der demokratischen Partei in Süddeutschland in das Schlacht- und Siegesgeschrei des ohne Maske auftretenden Ultramontanismus für Oesterreich

gegen Preußen mit einstimmte, von Bismarks Sturz, von Preußens Demüthigung Vortheil für die Freiheit der Völker, von dem Kaiser Oesterreichs, von der Wiener Hofburg, dem Paradies der alten Adelsvorurtheile und der Bigotterie, für eine Neugestaltung Deutschlands Reformen im Geiste der Zeit als möglich träumten. Weil Preußens Bismark jetzt vergewaltigte, vergaß dieser Theil der Demokratie ganz und gar, daß Oesterreichs Regierung stets darauf aus war, zu verfinstern und zu knechten; er hörte nicht, wie ringsum die ultramontanen Eiferer wünschten und hofften, das Konkordat Oesterreichs mit Rom werde in Kürze das Konkordat für ganz Deutschland sein.

Diese großdeutschen Demokraten stießen auch jetzt noch Bismarcks deutsches Parlament aus Haß gegen die Hand, welche es bot, zurück, statt es politisch zu würdigen und es zu verwerthen. Sie ging ganz mit ihren Regierungen, sogar in Kurhessen und in Sachsen. Auch diese letzten Vorschläge, welche Bismarck am 15. Juni den unmittelbaren Nachbarregierungen Preußens geboten hatte, wurden von diesen zurückgewiesen. Dresdens Kabinet lehnte ab, wie das von Hannover, das von Kassel; wie das von Wiesbaden. Man lächelte zu der Drohung Preußens, womit es seine Sommation an diese vier Staaten geschlossen hatte, es werde auf Grund der Ablehnung seiner friedlichen Erbietungen diese Staaten fortan als im Kriege gegen sich betrachten. Bismarck wußte vorher recht gut, daß diese Fürsten mit solchen Hofumgebungen und Ministern ablehnen werden; er wünschte sogar die Ablehnung; die Annahme wäre ihm für die Durchführung seiner Plane mehr hinderlich als förderlich gewesen. Aber Bismarck spielte sein diplomatisches Spiel geschickt: er war es, der in der elften Stunde noch einmal die Hand zum Frieden und zudem dabei zu einem Frieden auf deutsch-nationaler Grundlage geboten hatte.

Noch jetzt, noch am 15. Juni, gab es Männer in Wien und durch ganz Deutschland hin, welche an den Ausbruch eines eigentlichen Krieges nicht glaubten; Besonnenere, welche entweder einen deutschen Bruderkrieg verabscheuten, oder sich damit wiegten, der König von Preußen werde, im Angesicht der vereinten Macht Oesterreichs und der Bundesstaaten, sich fügen vor der Uebermacht. „Es wird nicht zum Aeußersten kommen“, hörte man tonangebende Männer sagen, an demselben 15. Juni und am 16. Juni, an welchen — die preußischen Heertheile in Hannover, in Kurhessen und in Sachsen, in die Nachbarstaaten unter den Gegnern der preußischen Politik, ohne Widerstand einmarschirten. Bismarck hatte das ihm feindliche Nord-

deutschland kampfunfähig gemacht, hatte Sachsen besetzt, ehe die Gesandten dieser Staaten am Bundestage und die Gesandten der andern mit Oesterreich verbündeten Staaten, ehe die Fürsten und Minister und Hofleute derselben, aber auch ehe die großdeutschen Demokraten sich die Augen ausrieben von den letzten Jubelnächten. Zur Feier des verhängnißvollen Bundestagsbeschlusses vom 14. Juni, der unter Gewehr- und Kanonenschall so viel edles deutsches Blut und so viele Thränen fließen machte, war zum Voraus unter Gläsergeläute viel Champagner geflossen.

V. Der Krieg von 1866 zwischen Preußen und Oesterreich.

1. Bis zum Siege von Königgrätz.

Kaum war das letzte Anerbieten Preußens abgelehnt, und noch in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni standen preußische Heertheile kriegsmächtig in Hannover, in Kurhessen und in Sachsen. Durch blitzschnelles Vorgehen hatte Preußen bald das ganze, ihm feindliche Norddeutschland aufgerollt und entwaffnet; es hatte dadurch den Kriegsschauplatz ferne von Berlin und außerhalb der eigenen Grenzen zu verlegen gewußt. Am 17. Juni zog der General Vogel von Falkenstein in der Hauptstadt Hannover ein, nachdem sich der König Georg V. mit seinem Hofe und der Armee in überstürzter Eile auf Göttingen zurückgezogen hatte. In der Hauptstadt fand Vogel von Falkenstein Kriegsmaterial im Werth von mehreren Millionen Thalern. Während dieser Vorgänge im Norden stellte sich am Main das 7. und 8. Armeekorps auf; hier war Alles noch unfertig. Befehlshaber des letzteren Korps war der Prinz Alexander von Hessen, des 7., bayerischen, Armeekorps der hochbetagte Prinz Karl von Bayern. Dieser sollte sich vornherein nach dem von dem österreichischen Oberfeldherrn entworfenen Feldzugsplan, mit dem rechten Flügel seiner Bayern an Böhmen sich anlehnend, mit den Oesterreichern in Verbindung zu setzen suchen.

In Preußen wußte man genau, daß Süddeutschland mit seinen Rüstungen noch weit zurück sei und kümmerte sich daher wenig um die allmählige Ansammlung am Main. Ohne Schwertstreich führten die einzelnen kleineren Korps ihre vom preußischen Hauptquartier erhaltenen Befehle aus und rückten immer weiter nach Süden. Nach der Besetzung von Gießen und Marburg zog am 18. Juni der preußische General Beyer mit wenigen Regimentern in Kassel ein. Der kurhessische Heertheil war schon am 16. Juni abgerückt und hatte seine Stellung beim 8. Armeekorps eingenommen. Der Kurfürst war auf seinem Schlosse Wilhelmshöhe bei Kassel geblieben, nicht aus Muth, sondern aus der ihm eigenen Launenhaftigkeit, die ihn bald excentrisch, bald indolent sein ließ. Entschieden war er von den Preußen überrascht worden. Da er sich auch jetzt wieder weigerte, die schon früher gestellten Forderungen Preußens anzunehmen und wegen einer Insolenz gegen den preußischen Gesandten von Röder wurde er auf unmittelbaren Befehl des Königs von Preußen verhaftet und von seinem Schloß Wilhelmshöhe hinweg am 24. Juni als Staatsgefangener nach der preußischen Festung Stettin in das alte Schloß daselbst abgeführt. Nach dem Friedensschluß wurde er seiner Haft entlassen und lebt zur Zeit, ohne etwas gelernt oder vergessen zu haben, auf seinen Gütern in Böhmen.

Die hannöverische Armee sollte ihr Ziel, die Vereinigung mit den Bayern, nicht erreichen. Zu Göttingen ging die kostbarste Zeit verloren. Dort blieb der König bis zum 21. Juni mit seiner Armee stehen. Nicht Verrätherei, wie häufig gesagt worden ist, sondern die Unfähigkeit und Kopfverlorenheit waren es, welche die Katastrophe für die wirklich tapfere, Strapazen gewachsene hannöverische Armee herbeiführten. Nach mehrtägigem Kreuz- und Querzuge wurde endlich Langensalza erreicht. Schon war die Armee, aber allerdings nur schwach, von preußischen Abtheilungen umstellt. Statt entschieden vorzurücken, hatte der unentschlossene König die Zeit durch Langsamkeit, später durch seltsame Verhandlungen vergeudet. Während letzterer zogen die Preußen große Truppenmassen nach Eisenach. General Flies hatte, wenn König Georg das letzte Anerbieten Preußens, auf die Bundesreform einzugehen, zurückweise, Befehl, mit 9000 Mann anzugreifen; er sollte dabei durch die Division Göben unter Vogel von Falkenstein unterstützt werden. Flies ging vor gegen Langensalza und Merxleben mit 16 Geschützen, zwei Schwadronen und 9000 Mann gegen 19000 Hannoveraner. 36 Geschütze, 6 Regimenter

Reiterei und 15000 zu Fuß kamen von diesen ins Gefecht. Und Flies sollte allein ihnen gegenüberstehen, da ein plötzlicher Befehl vom preußischen Hauptquartier am 27. Juni früh an Falkenstein gelangt war, der ihn, die Bayern, die gar nicht im Anmarsch waren, zu erwarten, in Eisenach stehen bleiben hieß. Die Hannoveraner hatten eine vortreffliche Stellung zwischen Langensalza und dem Dorfe Merxleben an der Unstrut mit seinem Kirchhofe. Nach siebenstündigem heißem Kampfe trat Flies um 4 Uhr Abends einen ziemlich eiligen Rückzug an. Der Verlust auf beiden Seiten war beträchtlich. An Todten, Verwundeten und Vermißten zählten die Preußen 1200 Mann, die Hannoveraner über 3000, darunter allein 1200 Reiter, diese litten am meisten, als sie bei der Verfolgung des sich zurückziehenden Feindes, den jedesmal vergeblichen Versuch machten, die preußischen Vierecke zu sprengen. Das war am 27. Juni.

Nach diesem für König Georg siegreichen Gefechte bei Langensalza war es noch möglich, das Heer nach Süddeutschland zu führen, wenn man unmittelbar vorwärts ging. Statt dessen aber feierte der blinde König, der in seinem Heere „das ganze Schiff und Geschirr seines Hofhaltes“ mitschleppte, „die Siegesschlacht von Langensalza.“ So verpaßte er auch hier wieder den günstigen Augenblick, und während der Nacht schloß sich der eiserne Gürtel um sein stark geschmolzenes Heer. Gegen 50,000 Preußen schlossen die Hannoveraner auf allen Seiten ein. Am 28. Juni war der Durchbruch, überhaupt Gegenwehr, bei der unverhältnißmäßigen Uebermacht ein Ding der Unmöglichkeit geworden, zumal da auch der Schießbedarf in König Georgs Heer zu mangeln begann. Am Abend des 28. ergab sich die hannöversche Armee durch Kapitulation an General Vogel von Falkenstein; und am 29. Juni erschien auf besonderen Befehl des Königs von Preußen General Manteuffel im Hauptquartier Georgs in Großbehringen und fügte der Kapitulation „Zusätze und Erläuterungsbestimmungen“ bei. Auf Eisenbahnen wurden die hannöverschen Truppen in ihre Heimat zurückgeführt. Waffen, Pferde, das ganze ungeheure Material kam dadurch vertragsmäßig in die Hände der Preußen. Alle Mitglieder der Armee wurden in Pflicht genommen, nicht gegen Preußen zu fechten. Die hannöverische Armee war damit aufgelöst. Dem König mit dem Kronprinzen wurde bewilligt, jeden Aufenthalt außerhalb des Königreichs Hannover zu nehmen und sein Gefolge sich auszuwählen; auch solle sein Privatvermögen ihm zu seiner

Verfügung bleiben. König Georg mit dem Kronprinzen und seinem Hofe ging nach Hitzing bei Wien.

Am selben 16. Juni besetzten die Preußen Sachsen, ein Land von militärischer Bedeutung ohne Gleichen. In ganz Europa glaubte kein denkender Mensch anders, als Oesterreich werde dieses strategisch so wichtige Land mit seinem Heere besetzen, ehe Preußen eine Handbreit davon einnähme. Ohne Widerstand zu finden, ohne den Verlust eines einzigen Mannes besetzte am 18. Juni ein mächtiges preußisches Heer alle wichtigen Punkte und Eisenbahnlinien; das ganze Königreich Sachsen war an Einem Tage in den Händen Preußens. Die sächsische Armee war auf der Eisenbahn nach Prag abgefahren, wohin auch der König geflohen war.

So waren zwei Könige und ein Kurfürst ohne Land, zwei Königreiche und ein Kurfürstenthum in den Händen der Preußen, in ein paar Tagen. Preußen war dadurch Herr des ganzen Nordens bis zum Main und konnte seine ganze Armee gegen Oesterreich und die immer noch nicht ganz gerüsteten süddeutschen Staaten verwenden.

Die sächsische Armee, 23,000 Mann stark mit 60 Kanonen, hatte sich in Böhmen mit dem österreichischen Hauptheer vereinigt. Dieses letztere bestand aus sieben Korps, und zwar aus 180,000 zu Fuß, 24,000 Mann Reiterei, 162 Geschützen. Nach dem Anschluß der Sachsen zählte somit das Gesammtheer 200,000 zu Fuß, 27,000 zu Pferd, 820 Geschütze und 10 Raketenbatterien.

Das preußische Heer bestand aus drei großen Heerhaufen (zehnthalb Korps): auf dem rechten Flügel die Elbarmee, 40,000 Mann stark unter dem Befehl des Generals Herwarth von Bittenfeld; im Centrum die erste Armee, 100,000 Mann stark, unter dem Prinzen Friedrich Carl; auf dem linken Flügel, in Schlesien, die zweite Armee, 116,000 Mann stark, unter dem Kronprinzen von Preußen. Dazu kam noch ein Reservekorps von 24,000 Landwehrmännern. Das ganze preußische Heer zählte somit 280,000 Mann mit 800 Geschützen. Das Reservekorps wurde bei Dresden, und 10,000 Mann wurden in Oberschlesien zurückgelassen. So blieben für den Einmarsch in Böhmen 246,000 Mann.

Es war ein sehr böses Zeichen in den Augen des staunenden Europas für die Sache Oesterreichs, daß die Preußen Sachsen und Hannover erobert und sogar die Armee des letztern gefangen hatten, ehe noch das österreichische Heer auch nur Josefstadt in Böhmen erreicht hatte. Die sieben österreichischen Armeekorps waren befehligt

von den Erzherzogen Ernst und Leopold, den Grafen Clam-Gallas, Thun, Festetics und den Feldmarschall-Lieutenants von Gablenz und von Ramming. Den Oberbefehl hatte der Kaiser dem Ritter von Benedek anvertraut, jenem General, welcher in der Schlacht bei Solferino auf dem rechten Flügel gesiegt hatte, während der linke Flügel und der Mittelpunkt geschlagen worden waren.

Benedek war kein Mitglied des hohen österreichischen Adels, sein Vater war Arzt gewesen und er selbst, wie seine Voreltern, war Protestant. Er war ein Mann des Lagers, nicht des Hofes. Geburt, Glaubensbekenntniß und Manieren konnten ihn bei den Hofjesuiten nicht empfehlen; die Armee und das Volk, deren Stimmung zu gleich starkem Ausdruck kam, hatten es beim Kaiser durchgesetzt, daß er Benedek zum obersten Heerführer wählte, welchem er ohnedieß persönlich vertraute.

Die in der Hofburg herrschende Partei, welche mißmuthig die Erzherzoge und die altadeligen Grafen unter den niederbürtigen gestellt sahen, hatten wenigstens das durchgesetzt, daß er, als ihn der Kaiser auf den Kriegsschauplatz diesseits der Alpen berief, seine seit Jahrzehenten von ihm geschulte Armee in Italien nicht mit sich herausnehmen durfte. An die Spitze dieser wurde ein Prinz des Kaiserhauses, Erzherzog Albrecht, abgeschickt. In Böhmen waren Benedek Land und Leute und alle Verhältnisse, am meisten der Feind und seine Art, womit er zu thun bekam, etwas Neues und Ungewohntes. Ein Theil des Adels sah Benedek gerne aus Italien entfernt, damit nicht er den daselbst leichten Lorbeer pflücke, sondern Prinz Albrecht. Ja dieser Theil wollte lieber, daß Benedek in Böhmen eine Schlappe erhalte, als daß dieser Emporkömmling dem alten Hofadel in der Gunst des Kaisers zuvorkomme und damit demselben in dem Erbpacht der Offiziersstellen schädlich werde.

Ein anderer Theil am Hofe sandte Benedek wirklich in der Erwartung nach Böhmen, er werde dort das Genie eines zweiten Wallenstein offenbaren, ein Heerschöpfer und ein Heerverpfleger, so zu sagen, aus Nichts sein, da die Gelder und Ausrüstungsmittel hauptsächlich in das Lager des Erzherzogs Albrecht nach Italien abgingen. Als die Zuzüge aus Ungarn, Galizien und Siebenbürgen, welche die österreichische Nordarmee unter Benedek bilden sollten, heranrückten, da las man in gedruckten Correspondenzen aus Wien: „Die ungarischen Husaren, welche heute durchgezogen sind, haben den niederschlagenden Eindruck wieder verwischt, welchen das in den letzten Tagen

durchgezogene Fußvolk gemacht hatte durch seine mangelhafte Bekleidung und Ausrüstung." Die Denkenden wußten, was in österreichischem Munde das hieß: „mangelhafte Bekleidung und Ausrüstung." Männer, welche ihr Leben lang großdeutsch gewesen waren, sagten schon allein auf diese Nachricht hin voraus, daß die Sache Oesterreichs verloren sei.

Frankreichs alte Marschälle „erstarrten", als Benedek stehen blieb, statt Sachsen zu besetzen. Allein dem österreichischen Oberfeldherrn fehlten nicht das Verständniß der Sache, ebensowenig die Raschheit des Entschlusses und der Bewegungen, wohl aber die Mittel dazu, den Preußen in Sachsen zuvorzukommen. Es brauchte lange, bis er sein Heer beisammen und nothdürftig versehen hatte. Er wußte, daß die österreichischen Generale, Offiziere und Gemeine nicht die allerschnellsten Soldaten Europas waren, und daß die vornehmen Befehlshaber unter ihm nicht immer und in allen Stücken durch feuereifrigen und augenblicklichen Gehorsam gegen ihn sich hervorthun werden, um seinen raschen Befehlen den gleich raschen Vollzug zu geben. Eben so wußte er, daß es für ihn galt, alle seine verfügbaren Kräfte zusammenzufassen, um dem preußischen Heere die Spitze bieten zu können. Wie mag es erst auf Benedek gewirkt haben, als er sah, daß die nördlichen Glieder des großen Bundes, auf welche man in der Wiener Hofburg sich so große Rechnung gemacht hatte, die Lande Hannover, Kurhessen und Sachsen, auf einem bloßen militärischen Spaziergang weggenommen und deren Hülfsquellen für ihn bereits verloren waren! Er sagte sich auch, wie einschüchternd und niederschlagend diese norddeutschen Vorgänge auf Volk und Truppen der mit Oesterreich verbündeten süddeutschen Staaten wirken mußten. Waren doch schon dadurch allein die Aussichten und die Lage Preußens, unberechenbar günstig, auf einmal verändert! Die Bevölkerung jener norddeutschen Staaten mit mehr als fünfthalb Millionen Seelen und alle Hülfsmittel derselben waren aus der Verfügung Oesterreichs in die Verfügung Preußens übergegangen, und dazu hatte jetzt dadurch Preußen die Freiheit und den Vortheil, 80,000 bis 100,000 Mann eigener Truppen, welche ursprünglich zur Beobachtung Hannovers, Kurhessens und anderer deutschen Staaten bestimmt gewesen waren, gleich anfangs, von vornherein, in die kriegerische Action hineinzuziehen, und den Krieg im Nord- und Südwesten und ebenso auch gleich Anfangs im Osten fast ausschließlich auf andere als preußische Kosten zu führen.

Preußen war, wie in vielem Andern, so namentlich auch mora-

von den Erzherzogen Ernst und Leopold, den Grafen Clam-Gallas, Thun, Festetics und den Feldmarschall-Lieutenants von Gablenz und von Ramming. Den Oberbefehl hatte der Kaiser dem Ritter von Benedek anvertraut, jenem General, welcher in der Schlacht bei Solferino auf dem rechten Flügel gesiegt hatte, während der linke Flügel und der Mittelpunkt geschlagen worden waren.

Benedek war kein Mitglied des hohen österreichischen Adels, sein Vater war Arzt gewesen und er selbst, wie seine Voreltern, war Protestant. Er war ein Mann des Lagers, nicht des Hofes. Geburt, Glaubensbekenntniß und Manieren konnten ihn bei den Hofjesuiten nicht empfehlen; die Armee und das Volk, deren Stimmung zu gleich starkem Ausdruck kam, hatten es beim Kaiser durchgesetzt, daß er Benedek zum obersten Heerführer wählte, welchem er ohnedieß persönlich vertraute.

Die in der Hofburg herrschende Partei, welche mißmuthig die Erzherzoge und die altadeligen Grafen unter den niederbürtigen gestellt sahen, hatten wenigstens das durchgesetzt, daß er, als ihn der Kaiser auf den Kriegsschauplatz diesseits der Alpen berief, seine seit Jahrzehenten von ihm geschulte Armee in Italien nicht mit sich herausnehmen durfte. An die Spitze dieser wurde ein Prinz des Kaiserhauses, Erzherzog Albrecht, abgeschickt. In Böhmen waren Benedek Land und Leute und alle Verhältnisse, am meisten der Feind und seine Art, womit er zu thun bekam, etwas Neues und Ungewohntes. Ein Theil des Adels sah Benedek gerne aus Italien entfernt, damit nicht er den daselbst leichten Lorbeer pflücke, sondern Prinz Albrecht. Ja dieser Theil wollte lieber, daß Benedek in Böhmen eine Schlappe erhalte, als daß dieser Emporkömmling dem alten Hofadel in der Gunst des Kaisers zuvorkomme und damit demselben in dem Erbpacht der Offiziersstellen schädlich werde.

Ein anderer Theil am Hofe sandte Benedek wirklich in der Erwartung nach Böhmen, er werde dort das Genie eines zweiten Wallenstein offenbaren, ein Heerschöpfer und ein Heerverpfleger, so zu sagen, aus Nichts sein, da die Gelder und Ausrüstungsmittel hauptsächlich in das Lager des Erzherzogs Albrecht nach Italien abgingen. Als die Zuzüge aus Ungarn, Galizien und Siebenbürgen, welche die österreichische Nordarmee unter Benedek bilden sollten, heranrückten, da las man in gedruckten Correspondenzen aus Wien: „Die ungarischen Husaren, welche heute durchgezogen sind, haben den niederschlagenden Eindruck wieder verwischt, welchen das in den letzten Tagen

durchgezogene Fußvolk gemacht hatte durch seine mangelhafte Bekleidung und Ausrüstung." Die Denkenden wußten, was in österreichischem Munde das hieß: „mangelhafte Bekleidung und Ausrüstung." Männer, welche ihr Leben lang großdeutsch gewesen waren, sagten schon allein auf diese Nachricht hin voraus, daß die Sache Oesterreichs verloren sei.

Frankreichs alte Marschälle „erstarrten", als Benedek stehen blieb, statt Sachsen zu besetzen. Allein dem österreichischen Oberfeldherrn fehlten nicht das Verständniß der Sache, ebensowenig die Raschheit des Entschlusses und der Bewegungen, wohl aber die Mittel dazu, den Preußen in Sachsen zuvorzukommen. Es brauchte lange, bis er sein Heer beisammen und nothdürftig versehen hatte. Er wußte, daß die österreichischen Generale, Offiziere und Gemeine nicht die allerschnellsten Soldaten Europas waren, und daß die vornehmen Befehlshaber unter ihm nicht immer und in allen Stücken durch feuereifrigen und augenblicklichen Gehorsam gegen ihn sich hervorthun werden, um seinen raschen Befehlen den gleich raschen Vollzug zu geben. Eben so wußte er, daß es für ihn galt, alle seine verfügbaren Kräfte zusammenzufassen, um dem preußischen Heere die Spitze bieten zu können. Wie mag es erst auf Benedek gewirkt haben, als er sah, daß die nördlichen Glieder des großen Bundes, auf welche man in der Wiener Hofburg sich so große Rechnung gemacht hatte, die Lande Hannover, Kurhessen und Sachsen, auf einem bloßen militärischen Spaziergang weggenommen und deren Hülfsquellen für ihn bereits verloren waren! Er sagte sich auch, wie einschüchternd und niederschlagend diese norddeutschen Vorgänge auf Volk und Truppen der mit Oesterreich verbündeten süddeutschen Staaten wirken mußten. Waren doch schon dadurch allein die Aussichten und die Lage Preußens, unberechenbar günstig, auf einmal verändert! Die Bevölkerung jener norddeutschen Staaten mit mehr als fünfthalb Millionen Seelen und alle Hülfsmittel derselben waren aus der Verfügung Oesterreichs in die Verfügung Preußens übergegangen, und dazu hatte jetzt dadurch Preußen die Freiheit und den Vortheil, 80,000 bis 100,000 Mann eigener Truppen, welche ursprünglich zur Beobachtung Hannovers, Kurhessens und anderer deutschen Staaten bestimmt gewesen waren, gleich anfangs, von vornherein, in die kriegerische Action hineinzuziehen, und den Krieg im Nord- und Südwesten und ebenso auch gleich Anfangs im Osten fast ausschließlich auf andere als preußische Kosten zu führen.

Preußen war, wie in vielem Andern, so namentlich auch m o r a-

lisch in diesem Kriege Oesterreich überlegen. Am 18. Juni, dem großen preußischen Siegestag von Belle-Alliance, sagte eine königliche Kundgabe an das preußische Volk wörtlich: „Oesterreichs Losung ist, Preußen müsse in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen fromme, Oesterreich schade. — Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. — Wir müssen fechten um unsere Existenz. Wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, welche Preußen von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben."

Das preußische Volk glaubte, daß es Preußens „Erniedrigung" gelte; es glaubte an die Wahrheit der königlichen Aussage, daß es auf die „Schwächung und Vernichtung" der preußischen Macht abgesehen sei; daß es sich um einen Nationalkrieg zwischen Oesterreich und Preußen handle. Der preußische Nationalstolz war damit gereizt, und ganz Preußen, ohne Unterschied des Bekenntnisses, stand ein für den preußischen Staat und für dessen Haupt, seinen König. Die Preußen wußten in Masse, für was sie eintraten; den Oesterreichern, bis auf wenige Hofkreise, war die Idee dieses Krieges etwas fremdes. Die Abwägung der Bildung, der Begeisterung und auf beide hin der Opferfreudigkeit zwischen Preußen und Oesterreich lieferte in diesem Feldzuge für letzteres ein sehr trauriges Ergebniß. Die Fürsten müssen den Völkern zuvor etwas gegeben haben, ehe diese sich für sie hingeben; und eine andere Hingabe ist immer die eines Volkes, welches mit gebildetem Sinn weiß, was es hat, was es zu verlieren hat, und was es an Freiheit und Bedeutung weiter zu erringen hat, als der geistlose und charakterlose Gehorsam einer verschiedenartigen Völkermasse, welche absichtlich seit Jahrhunderten in der Bildung verwahrlost, nichts hat, als geradezu unerträgliche Steuern für einen maßlos überschuldeten Staat, und über sich den fürstlichen Absolutismus mit Junker- und Priesterherrschaft.

Für die blitzschnelle Besetzung Hannovers, Kassels und Dresdens rächte man sich in den Wiener Hofkreisen und in der Hofpresse durch Spottreden von der „affenartigen Beweglichkeit der Preußen", und die Unthätigkeit Benedeks gab man für „strategische Weisheit" aus; es gehöre zum geheimen Plan des Oberfeldherrn, daß er die Besetzung Dresdens zugelassen habe; das sei nur ein kleines Vorspiel und nicht der große Krieg; ihre Ueberlegenheit zu zeigen, haben sich die österreichischen Generale auf den rechten Augenblick vorbehalten.

Nach den Thatsachen zu schließen, war der Plan Benedeks, den er zu Wien entworfen hatte, der, in die Lausitz einzudringen, den Prinzen Friedrich Carl von Preußen, der bei Görlitz stand, zu schlagen und dann den Sieg über denselben bestens auszunützen, d. h. alle etwa weiterhin noch gegenüber tretenden preußischen Truppen niederzurennen und in Eilmärschen unmittelbar auf Berlin zu gehen. Dieser Plan war plötzlich unbrauchbar geworden, durch die erfolgreiche Raschheit des preußischen Vorgehens und durch die Unzulänglichkeit der Mittel an Menschen und Material, welche Benedek auf dem böhmischen Kriegsschauplatz vorfand. Das Vorgefundene stellte sich ihm noch geringer heraus durch die Anschauung in nächster Nähe und im Einzelnen, als es ihm damals vorgekommen war, da ihn der Kaiser aus Italien herbeirief. Damals nämlich hatte ja Benedek wiederholt vom Kriege gegen Preußen abgerathen „wegen unzureichender Kriegsmittel.“ Es sah schlecht aus mit dieser Armee, als er sie nahezu endlich versammelt hatte; war sie auch an Zahl entsprechend, so war sie doch langsamst zusammengekommen, und mit Geld und Material zum angriffsweisen Vorgehen nicht einmal leidlich versehen.

Sie hatten sich so gefreut, der gedankenlose und bigotte Theil der Hofkreisdamen und alle die Herren, welche wenig oder nichts gelernt hatten, ausgenommen Sachen, die nicht zur Kriegswissenschaft gehörten, und welchen überhaupt das Denken eine Pein und Qual war. Es hat wirklich Damen und Herren, und zwar nicht bloß in Wien, sondern auch in Süddeutschland etwelche, damals gegeben, deren Fanatismus und Schwachköpfigkeit von einer Verbrennung Berlins träumten, redeten und schrieben. Da aber die Preußen, das wichtige Land Sachsen in der Tasche, plötzlich an der böhmischen Gränze standen, so zerfloß der österreichische Plan auf Torgau, auf welches ein österreichisches, mit den Sachsen und den ebenfalls in Prag erwarteten Bayern vereinigtes Armeekorps vorgehen wollte, es zerfloß der Hauptplan auf Görlitz und Berlin in Nichts, und auch an einen Einbruch des österreichischen Ostheers in Oberschlesien konnte jetzt nicht mehr gedacht werden. Benedek sah, was er zu Wien geplant hatte, zeigte sich auf dem Kriegsschauplatz als unausführbar; aber nicht durch seine Schuld; auch nicht allein durch die „affenartige Beweglichkeit der Preußen.“

Der Feldherr Benedek, welcher von den Preußen und ihrem Heerwesen vornherein anders gedacht hatte, als die Wiener Hofdamen, Hofjunker und Hofgeistlichen, in der That groß von ihnen gedacht

hatte, war dennoch überrascht von diesem Grade der preußischen Beweglichkeit, aber für „affenartig" hielt er sie nicht. Man sagt, schon jetzt, nach diesen ersten Erfolgen der Preußen und auf Grund des Augenscheins, welchen er an Ort und Stelle von der ihm zugewiesenen Armee und ihren Mitteln genommen hatte, habe Benedek seinem Kaiser unmittelbar in vertrauter Weise den Rath zukommen lassen, sobald wie möglich, nach den ersten Waffenproben schon, Frieden mit Preußen zu schließen.

Nach solchen Erfahrungen blieb nach seiner Einsicht nichts für Oesterreich, als auf dem Boden des von Gebirgen eingeschlossenen Böhmens sich mit Preußen zu messen. Weil er aus Mangel an Mitteln nicht hatte angriffsweise vorgehen können, konzentrirte er nothgedrungen seine Armee, welche nicht von ihm, sondern von Hofgeneralen in ihren Truppentheilen befehligt und geschult oder eigentlich nicht geschult war, und von ihm über Nacht nicht organisirt werden konnte, zwischen Josephstadt und der Grafschaft Glatz. Der Feldherr mit dem Feuerkopf beschränkte sich für den Augenblick auf die Vertheidigung. Noch hoffte er, die günstige Stunde abwartend, eines der in Böhmen einrückenden preußischen Heere zurückzuwerfen, das andere aufzuhalten, im glücklichen Fall es zu schlagen.

Er wollte den alten Grundsatz der „Defilé-Vertheidigung" d. h. der Vertheidigung der Pässe befolgen, welcher lehrt, daß man zuerst einen Theil des Feindes über den Engpaß herauskommen läßt, um ihn dann zu erdrücken." Damals ging in Zeitungen und im Munde des Volkes um, „Böhmen sei die Mausfalle, welche Benedek für die Preußen aufgemacht habe." Zum Erdrücken des Feindes gehört aber immer Zweierlei, einmal, daß man mit überlegenen Kräften und mit voller Energie über ihn kommt, und dann, daß man nicht zu viele Feinde über das Defilé hereinkommen läßt; sonst wird es werthlos. Bei diesem Plan kam Alles an einerseits auf die Ausführung, andererseits auf die Bewegungen der Preußen.

So schnell die bisherigen Erfolge erzielt worden waren, so schnell ging das preußische Heer angriffsweise vorwärts nach Böhmen hinein, und nahm die Richtung mit allen Korps auf Josephstadt. Die Preußen gingen so vorwärts, daß alle diese Korps sich die Möglichkeit einer gegenseitigen Unterstützung boten. Mit jedem Tage wurde die preußische Aufstellung konzentrirter, bis sie zuletzt nur vier Meilen Ausdehnung hatte und mit vereinten Kräften die Entscheidungsschlacht sofort schlug. Der Erfolg hat die Kühnheit, die Raschheit und das

Geschick gekrönt, womit die Preußen vor dem Krieg und während des Kriegs Land und Leute im österreichischen Kaiserstaat, zunächst in Böhmen, der Erkundung zu unterziehen wußten. Im preußischen Rathe war man über die österreichischen Zustände im Felde so genau bis in's Einzelnste stets unterrichtet, als über die Geheimnisse der Wiener Hofburg. Dadurch verliert das preußische Vorgehen die Gewagtheit. Die Fachmänner unter den Gegnern Preußens haben die überwiegende, seltene Tüchtigkeit des preußischen Generalstabs, und seines Chefs, von Moltke's, „geistige Ueberlegenheit" gegenüber von dem Generalstabchef Benedeks anerkannt; ebenso die Ueberlegenheit der untergeordneten preußischen Führer an Kopf und Kenntnissen gegenüber von den österreichischen. Nach Generalen, wie Steinmetz in der Armee des preußischen Kronprinzen war, sah Benedek in der seinigen vergebens sich um. Moltke war der Urheber des preußischen Kriegsplans; er auch hatte die Organisation des preußischen Heeres mit dem Kriegsminister v. Roon geleitet und vollendet. Auch keinen Blumenthal, der den preußischen Kronprinzen militärisch berieth, keinen Stosch, keinen Voigts-Rheetz hatte Benedek in seinem Generalstab.

Am 23. Juni hatte das große preußische Heer gleichzeitig seinen Marsch zum Einbruch in Böhmen begonnen, vom Riesengebirg, von der Lausiz und von Dresden her. Fächerartig ging es vor von vier Punkten nach dem fünften Punkt Josephstadt-Königgrätz, wo die Vereinigung erfolgen sollte. Die für Fuhrwerk und Artillerie äußerst schwierigen Gebirgsstraßen bildeten fortwährend enge Pässe, welche leicht zu vertheidigen gewesen wären. Sie werden, ohne Belästigung durch einen Feind, am 23. und 24. Juni betreten, und gerade darum wird es Manchem unheimlich in diesen Engpässen; man hatte erwartet, die Wege durch Verhaue und Abgrabungen gesperrt zu finden. Nirgends trifft man auf einen Verhau, auf eine Abgrabung; nirgends auf irgend einen Widerstand. In den Reihen der Preußen macht man sich gefaßt, jeden Augenblick in diesen Gebirgsgegenden vom Feind angegriffen zu werden. Man bleibt auf sehr engen Raum vereinigt, um nicht von überlegenen Kräften sich überfallen zu lassen. Bisweilen zeigen sich ungarische Husarenpatrouillen in der Ferne und verschwinden wieder. Am 24. Juni hatte das 2. Armeekorps des Prinzen Friedrich Karl, welches hinter dem 4. Armeekorps auf einer einzigen Straße herzog, an zehn Stunden gebraucht, um nicht ganz vier Stunden zu machen. So sehr treten fortwährend durch die Nachfuhr der Magazinverpflegung und durch die Schwierigkeiten des Terrains Stockungen

hatte, war dennoch überrascht von diesem Grade der preußischen Beweglichkeit, aber für „affenartig“ hielt er sie nicht. Man sagt, schon jetzt, nach diesen ersten Erfolgen der Preußen und auf Grund des Augenscheins, welchen er an Ort und Stelle von der ihm zugewiesenen Armee und ihren Mitteln genommen hatte, habe Benedek seinem Kaiser unmittelbar in vertrauter Weise den Rath zukommen lassen, sobald wie möglich, nach den ersten Waffenproben schon, Frieden mit Preußen zu schließen.

Nach solchen Erfahrungen blieb nach seiner Einsicht nichts für Oesterreich, als auf dem Boden des von Gebirgen eingeschlossenen Böhmens sich mit Preußen zu messen. Weil er aus Mangel an Mitteln nicht hatte angriffsweise vorgehen können, konzentrirte er nothgedrungen seine Armee, welche nicht von ihm, sondern von Hofgeneralen in ihren Truppentheilen befehligt und geschult oder eigentlich nicht geschult war, und von ihm über Nacht nicht organisirt werden konnte, zwischen Josephstadt und der Grafschaft Glatz. Der Feldherr mit dem Feuerkopf beschränkte sich für den Augenblick auf die Vertheidigung. Noch hoffte er, die günstige Stunde abwartend, eines der in Böhmen einrückenden preußischen Heere zurückzuwerfen, das andere aufzuhalten, im glücklichen Fall es zu schlagen.

Er wollte den alten Grundsatz der „Defilé-Vertheidigung“ d. h. der Vertheidigung der Pässe befolgen, welcher lehrt, daß man zuerst einen Theil des Feindes über den Engpaß herauskommen läßt, um ihn dann zu erdrücken.“ Damals ging in Zeitungen und im Munde des Volkes um, „Böhmen sei die Mausfalle, welche Benedek für die Preußen aufgemacht habe.“ Zum Erdrücken des Feindes gehört aber immer Zweierlei, einmal, daß man mit überlegenen Kräften und mit voller Energie über ihn kommt, und dann, daß man nicht zu viele Feinde über das Defilé hereinkommen läßt; sonst wird es werthlos. Bei diesem Plan kam Alles an einerseits auf die Ausführung, andererseits auf die Bewegungen der Preußen.

So schnell die bisherigen Erfolge erzielt worden waren, so schnell ging das preußische Heer angriffsweise vorwärts nach Böhmen hinein, und nahm die Richtung mit allen Korps auf Josephstadt. Die Preußen gingen so vorwärts, daß alle diese Korps sich die Möglichkeit einer gegenseitigen Unterstützung boten. Mit jedem Tage wurde die preußische Aufstellung konzentrirter, bis sie zuletzt nur vier Meilen Ausdehnung hatte und mit vereinten Kräften die Entscheidungsschlacht sofort schlug. Der Erfolg hat die Kühnheit, die Raschheit und das

Geschick gekrönt, womit die Preußen vor dem Krieg und während des Kriegs Land und Leute im österreichischen Kaiserstaat, zunächst in Böhmen, der Erkundung zu unterziehen wußten. Im preußischen Rathe war man über die österreichischen Zustände im Felde so genau bis in's Einzelnste stets unterrichtet, als über die Geheimnisse der Wiener Hofburg. Dadurch verliert das preußische Vorgehen die Gewagtheit. Die Fachmänner unter den Gegnern Preußens haben die überwiegende, seltene Tüchtigkeit des preußischen Generalstabs, und seines Chefs, von Moltke's, „geistige Ueberlegenheit" gegenüber von dem Generalstabchef Benedeks anerkannt; ebenso die Ueberlegenheit der untergeordneten preußischen Führer an Kopf und Kenntnissen gegenüber von den österreichischen. Nach Generalen, wie Steinmetz in der Armee des preußischen Kronprinzen war, sah Benedek in der seinigen vergebens sich um. Moltke war der Urheber des preußischen Kriegsplans; er auch hatte die Organisation des preußischen Heeres mit dem Kriegsminister v. Roon geleitet und vollendet. Auch keinen Blumenthal, der den preußischen Kronprinzen militärisch berieth, keinen Stosch, keinen Voigts-Rheetz hatte Benedek in seinem Generalstab.

Am 23. Juni hatte das große preußische Heer gleichzeitig seinen Marsch zum Einbruch in Böhmen begonnen, vom Riesengebirg, von der Lausitz und von Dresden her. Fächerartig ging es vor von vier Punkten nach dem fünften Punkt Josephstadt-Königgrätz, wo die Vereinigung erfolgen sollte. Die für Fuhrwerk und Artillerie äußerst schwierigen Gebirgsstraßen bildeten fortwährend enge Pässe, welche leicht zu vertheidigen gewesen wären. Sie werden, ohne Belästigung durch einen Feind, am 23. und 24. Juni betreten, und gerade darum wird es Manchem unheimlich in diesen Engpässen; man hatte erwartet, die Wege durch Verhaue und Abgrabungen gesperrt zu finden. Nirgends trifft man auf einen Verhau, auf eine Abgrabung; nirgends auf irgend einen Widerstand. In den Reihen der Preußen macht man sich gefaßt, jeden Augenblick in diesen Gebirgsgegenden vom Feind angegriffen zu werden. Man bleibt auf sehr engen Raum vereinigt, um nicht von überlegenen Kräften sich überfallen zu lassen. Bisweilen zeigen sich ungarische Husarenpatrouillen in der Ferne und verschwinden wieder. Am 24. Juni hatte das 2. Armeekorps des Prinzen Friedrich Karl, welches hinter dem 4. Armeekorps auf einer einzigen Straße herzog, an zehn Stunden gebraucht, um nicht ganz vier Stunden zu machen. So sehr treten fortwährend durch die Nachfuhr der Magazinverpflegung und durch die Schwierigkeiten des Terrains Stockungen

und Straßenversperrungen ein. Wenn Graf Clam-Gallas, welcher das 1. österreichische Armeekorps befehligte, das 4. Armeekorps des Prinzen Friedrich Karl mit überlegenen Kräften angriff, so mußte es aufgerieben werden. Preußische Offiziere, die dabei waren, sagen ausdrücklich, es wäre dem Prinzen unmöglich gewesen, seine Reserve, das 2. Armeekorps, zur Unterstützung vorzuziehen, so lang es noch in diesen Gebirgspässen war. In Paris gaben alte Generale die Preußen in den Pässen Böhmens verloren und sprachen von tollkühner und unfähiger Kriegführung. Im preußischen Hauptquartier aber wußten die Männer des Generalstabs so gut wie Bismark, daß von der Schnelligkeit, von der Vorsicht und von der Entschlossenheit des Clam-Gallas nichts zu fürchten war, und daß man sogar in diesen gefährlichen Pässen nur drei Feinde vor sich hatte, die Junihitze, etwas Hunger und etwas Durst.

Der Oberfeldherr Benedeck wußte, daß Clam-Gallas kein Talent war. Er wußte, daß dieser auch ohne Einsicht in das Heerwesen war. Hatte derselbe doch im Wiener Herrenhause immer jede Reform des Heerwesens bekämpft, alle alten Uebelstände desselben vertheidigt. Wie kam der Oberfeldherr dennoch dazu, jene wichtigste Stellung, die Vertheidigung der Päße von Krottau, Friedland, Neustadt und Schönwald, diesem General anzuvertrauen? Eine wohl unterrichtete, aber ungenannte Feder hat behauptet, „Benedek habe den Ausgang des Kriegs geahnt; er habe weder zu sich, noch zum Heer ein Vertrauen gehabt; der Zwang, den er sich angethan, Vertrauen zur Schau zu tragen, habe seinem Hauptquartier jenes unerquickliche Gepräge gegeben, welches welterfahrenen Leuten sogleich aufgefallen sei. In kluger Voraussicht der Dinge habe er sich nun mit den hoffnungsvollen Sprößlingen der höchsten Aristokratie umgeben, um das Unglück des Heeres und Staats durch die Söhne der alten Aristokratie zu decken.“ Zwar sollte, als die Sachsen mit dem 1. Korps unter Clam-Gallas sich vereinigt hatten, der Kronprinz von Sachsen den Oberbefehl führen; „thatsächlich jedoch trat ein kollegialisches Verhältniß ein; Clam und der Kronprinz thaten jeder so ziemlich, was sie für gut glaubten.“ Aus finanziellen, wie aus politischen Gründen war es für Bismark geboten, daß die Dauer des Kriegs eine kurze sei. Die preußischen Heerführer hatten also die Aufgabe, möglichst schnell zu siegen und den Krieg zu beenden. Auf preußischer Seite war Alles dazu angethan, um dieser großen Aufgabe zu genügen; auf österreichischer Seite war Alles dazu angethan, den Preußen zu der

Vortrefflichkeit der Leute wie der Mittel hin diese ihre Aufgabe sehr zu erleichtern.

Die Preußen waren auf allen Punkten aus den Engpässen heraus und in's böhmische Land eingerückt, und zwar in Massen, ehe ein einziges österreichisches Korps auch nur von Ferne her den Oeffnungen dieser Pässe auf österreichischem Boden sich genähert hatte. Es ging hier im böhmischen Lande gerade so, wie vor sieben Jahren im italienisch-französischen Feldzug. Dort waren auch durch die fast unwegsamen Alpenpässe mit Geschütz und Fuhrwerk jeder Art die Franzosen in die italienische Ebene herabgestiegen, ohne daß nur die Oesterreicher zur Hand waren, die Pässe auf den geeigneten Punkten zu besetzen, oder auch nur diesseits die Klausen zu sperren.

Entsetzt über die Langsamkeit des Vorgehens von Clam-Gallas befiehlt Benedek, Thurnau und Münchengrätz um jeden Preis zu halten. Aber als ein Befehl endlich ankommt, ist Baron von Edelsheim, ein trefflischer Reiter und ein Liebling aller Damen der Wiener Hofkreise, am 25. Juni schon von der preußischen Reiterei bei Sichrow geschlagen, trotz der Tapferkeit seiner Reiterdivision, und Thurnau besetzt. Von Edelsheim wird preußischerseits erzählt, „er habe den Wiener Hofdamen diesen Krieg als einen Spazierritt nach Berlin" vorgestellt. Clam setzte, um Thurnau durch Ueberfall wieder zu nehmen und am 27. Juni dann Morgens über Podol in die Stellung von Gillowey zu rücken, noch am 26. Abends die Brigade Poschacher in Marsch, mit der Aufgabe, des Elbübergangs sich zu versichern. Ehe sie ankam, hatte ein preußisches Bataillon die einzige dort auf Vorposten stehende Kompagnie über die Brücke zurückgeworfen; Poschacher bemächtigte sich zwar wieder des Orts, wurde aber mit den zu spät von Clam zugesandten Verstärkungen, unter Verlust von 500 Gefangenen, zum Rückzug hinter die Isar gezwungen. Ganz überrascht waren die Preußen, als sie bei Thurnau und Podol nichts gegen sich fanden, als die ganz vereinzelt im Gefecht stehende Brigade Poschachers. Beide Dörfer liegen hart beieinander, Thurnau wie Podol gehören zu den wichtigsten dieser Uebergänge, und Thurnau ist zudem der Knotenpunkt der Eisenbahn, welche sich östlich hier nach Königgrätz und Olmütz und südwestlich nach Jung-Bunzlau und Prag gabelt. Wenn die Preußen vorwärts wollten, so mußten sie hier den Isarfluß überschreiten. Hier noch, an dieser strategisch so wichtigen Stelle, konnten leicht und mußten um jeden Preis die Preußen mit Macht aufgehalten werden. Die Preußen selbst erwarteten auch die

Isarübergänge und die Eisenbahn gar nicht anders, als durch starke österreichische Streitkräfte gedeckt, und der Führer der Vorhut des Prinzen Friedrich Karl, General Horn, war freudig verwundert, als er bei Thurnau den wichtigen Isarübergang und die Eisenbahn auf das schwächste besetzt fand. Schon Nachts zwischen 11 und 12 Uhr war Podol von Horn, welchem Verstärkungen zugezogen waren, nach dreistündigem Kampfe mit dem tapferen Poschacher erobert und die Brücke über die Isar in den Händen der Preußen; es fehlte nur noch der dritte Isarübergang, der bei Münchengrätz.

Im Gefecht von Podol hatten sich die Tapfersten der Oesterreicher mit den Preußen gemessen. Es war die sogenannte „eiserne Brigade" der österreichischen Armee; und dieselbe, welche im Jahre 1864 im Verein mit den Preußen in Schleswig-Holstein den Kampf mit den Dänen eröffnet und den Königshügel bei Jagel erstürmt hatte. Die war es, welche bei Podol zum ersten bedeutenden Gefecht mit den Preußen zusammengestoßen war. Es waren drei ungarische Bataillone, drei galizische und ein deutsches, das 18. Jägerbataillon. Das war in Vieler Augen vorbedeutend, hüben und drüben. Sie hatten sich aufs Tapferste geschlagen, nach dem Zeugniß der Preußen, „die eiserne Brigade." Sie waren sogar in der engen Gasse des Dorfes Podol zuerst an Zahl überlegen gewesen. Aber die Preußen schossen viel schneller, als die Oesterreicher. Das Feuer der Zündnadelgewehre wirkte in der Enge verheerend in die dichten Glieder der noch mit der alten Schießwaffe versehenen Oesterreicher hinein, obgleich es Nacht war. Ueber sechsfach so groß, als der Verlust der Preußen, an Todten, war der Verlust der Oesterreicher; auf Einen verwundeten Preußen kamen in den Lazarethen fast vier Oesterreicher; und nur die Preußen brachten Gefangene ein, 500 an der Zahl, darunter 7 Offiziere.

Diesem Anfang des Kampfes auf dem heimischen Boden der Oesterreicher entsprach der Fortgang und das schnelle Ende des Kriegs. Alle groben Fehler und Nachlässigkeiten der österreichischen Generale, soweit sie vornehmst waren, wurden als strategische Kunststücke, sogar die Niederlage bei Podol, und so weiter alle Niederlagen der Oesterreicher, durch die Hofblätter und Blättchen als Siege verkündigt. So hatte Clam-Gallas, eh er sichs träumen ließ, das rechte Isarufer räumen müssen, die preußische Elbarmee hatte sich mit der des Prinzen Friedrich Karl vereinigt, und beide erzwangen unter nicht unbedeutenden Gefechten den Uebergang über die Isar bei München-Grätz.

Clam Gallas verlor hier 1800 Mann, überließ den Preußen die ganze Isarlinie und nahm vier Meilen rückwärts bei Gitschin in gebirgiger Gegend eine feste Stellung. Am 29. Juni, am selben Tage, an welchem Graf Clam Mittags nordwestlich von Gitschin zwischen Eisenstadt und Lochow sich aufgestellt hatte, während die Sachsen bei Podhrad und Gitschinowes lagerten, stießen zwischen 3 und 4 Uhr die 5. und die 3. Division des Prinzen Friedrich Karl auf diese Stellungen Clams und der Sachsen, und der Kampf begann. Um 7 Uhr, als die Preußen schon im Vortheil waren, kam von Benedek die Weisung, jeden Kampf mit überlegenen feindlichen Kräften zu vermeiden und den Anschluß an die Hauptarmee bei Horitz und Miletin zu bewirken. Der Kronprinz gab Befehl das Gefecht abzubrechen und hinter den Cidlinabach zurückzugehen. Bei der großen Ausdehnung der von Clam und den Sachsen genommenen Stellungen und dem Mangel eines eigentlichen Oberbefehls lief diese rückgängige Bewegung nicht in bester Ordnung ab; in der Nacht überfiel zudem noch die 6. preußische Brigade die Sachsen in Gitschin, sprengte dadurch die Linie und vergrößerte die Unordnung. Das österreichische Fußvolk wich über Miletin und Horitz, die Reiterdivision Edelsheim und die Sachsen wichen gegen Smida zurück. Den Preußen kostete dieser Sieg 1020 Todte und Verwundete, die Oesterreicher und Sachsen verloren 5000 Mann, darunter 2000 Gefangene. Am 1. Juli vereinigten sich die Sachsen bei Niederprim und Lugno, das 1. Armeekorps bei Sadowa und Königgrätz mit dem Hauptheere Benedeks: erschreckt und fast aufgelöst kam Clam's Korps an. General Herwarth war am 29. gegen Jung-Bunzlau vorgegangen und stand am 2. Juli bei Smida. Prinz Friedrich Karl rückte am 30. Juli mit seiner Vorhut und am 1. Juli mit dem Gros seiner Armee bis Horitz und Miletin vor und erwartete die Vereinigung mit der *schlesischen* Armee.

Die schlesische Armee unter dem Kronprinzen von Preußen hatte die schwierigste Aufgabe, da das Terrain für ihre Grenzüberschreitung ungünstiger war und sie vereinsamt der Hauptmacht Benedek's gegenüber stand. Um dieser Armee durch die vereinigte erste und Elbarmee eine flankirende Unterstützung zu sichern, war das Vorrücken jener Armee über die Grenzpässe erst auf den 27. Juni festgesetzt worden. Um Benedek glauben zu machen, er beabsichtige mit seiner ganzen Armee durch Oesterreichisch-Schlesien in Mähren einzurücken, und um seinen Marsch durch die Pässe des Riesengebirges zu maskiren, hatte der preußische Kronprinz Streifkorps von Neiße aus gegen die Grenze

vorgeschickt. Dort war es zu unbedeutenden Reitergefechten gekommen, und Benedek hatte sich dadurch täuschen lassen. Um so überraschter war er, als der preußische Kronprinz plötzlich mit seiner Armee auf dem böhmischen Boden stand.

Am Morgen des 27. Juni war die schlesische Armee unter dem preußischen Kronprinzen in drei Heersäulen über die böhmische Grenze gegangen: das 1. Korps unter General Bonin von Landshut über Trautenau, das Gardekorps unter dem Prinzen August von Württemberg von Braunau über Eigel, das 5. Korps unter General Steinmetz von Reinerz über Nachod und Skalitz. Dem Steinmetzischen Korps hintennach sollte dann das 6. Korps unter General Mutius rücken.

Benedek warf der schlesischen Armee die Korps von Gablenz und von Ramming entgegen, Gablenz gegen Trautenau, Ramming gegen Nachod; die Korps von Festetics und dem Erzherzog Leopold behielt er als Reserve der beiden ersten. Am 27. Juni drängte Bonin die Oesterreicher aus Trautenau hinaus und bis zum Kapellenberg zurück. Gegen Abend aber zog Gablenz eine Verstärkung von zwei Brigaden an sich, überfiel die vom Marsch und der Tageshitze, theilweise auch von Getränken ermatteten Preußen und drängte sie aus Trautenau hinaus. Sie zogen sich bis Schömberg zurück, von wo sie am Morgen aufgebrochen waren. Sie wollen nur gegen 1400 Todte, Verwundete und Vermißte, aber keine Kanone verloren haben. Ein Bericht aber gesteht einen „eiligen Rückzug mit großen Verlusten" zu. Die Oesterreicher gaben selbst ihren Verlust auf 5682 Mann an; doch waren darunter mehrere Tausend Vermißte oder Gefangene.

Das Gardekorps hatte schon um 3 Uhr Nachmittags Bonin seine Hülfe angeboten, dieser aber hatte sie abgelehnt, weil gerade das Gefecht gut stand. Die erste Division der Garde war schon am Mittag des 27. Juni in Qualitsch angelangt. In der Frühe des 28. Juni schon um 5 Uhr griffen die 1. und die 2. Gardedivision erhaltenem Befehle gemäß, um dem Korps Bonins Luft zu machen, Gablenz an, bei Burgersdorf und Soor, in der Nähe von Trautenau. Gablenz verlor 4500 Gefangene, 10 Kanonen und 3 Fahnen, 4000 Todte und Verwundete. Er zog sich nach Königinhof zurück. Aber am 29. Juni erstürmte die Garde Königinhof und besetzte die dortige Brücke über die Elbe. So hinderte die Garde nichts mehr, auf dem linken Elbufer zur Vereinigung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl vorzugehen.

Diejenige Heersäule des Kronprinzen von Preußen, welche der

alte General Steinmetz führte, welcher Jugendfeuer mit Silberlocken paarte, hatte die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Steinmetz hatte auf einer engen Straße in einem wenigstens zwei deutsche Meilen langen Zuge gegen Nachod vorzubrechen. Dieser meilenlange Engpaß von Reinerz bis hinter Nachod ist rechts und links von steilen Felswänden eingeschlossen. Das Steinmetzische Korps, das den linken Flügel der Armee des Kronprinzen bildete, war mit dem vollen Bewußtsein der Schwierigkeiten und der Gefahren, welche ganz besonders auf dieser Straße durch die Natur und die Menschen ihnen bereitet werden konnten, an diese Gebirgspässe herangekommen. Jeder fühlte den Tod unmittelbar über sich schweben. Jeder glaubte in jedem Augenblick ein vernichtendes Feuer aus irgend einem Hinterhalt, von irgend einem Felsen her zu empfangen. Das war die feierliche Stimmung, in welcher die Steinmetzische Vorhut unter General von Löwenfeldt den ersten Engpaß durchzog. Nach eben so leichtem als kurzem Gefecht war Löwenfeldt im Besitz des Passes von Nachod. Denn — eine Handvoll Oesterreicher stand dort, räumte diesen Paß und ließ 18 Todte zurück. „Ein Stein fiel uns allen vom Herzen, sagt ein preußischer Augenzeuge; begreifen konnten wir das Unglaubliche freilich nicht.“ Militärische Autoritäten haben erklärt, einzelne Brigaden hätten hingereicht, das Vorrücken der Preußen hier aufzuhalten und die in langer Linie in die Päße Eingezwängten möglichst zu verderben. Jener preußische Augenzeuge sagt: „Noch am 27. Juni, da wir den langgedehnten Paß südlich von Nachod zu passiren hatten, sprach einer zum andern: Werden die Oesterreicher wieder geduldig zusehen oder uns eine große Falle bereiten? Dieser ganze zweite Engpaß war eine Straße, auf welcher kaum zwei Wagen nebeneinander fahren konnten, und diese Straße war dicht gefüllt, durch eine unabsehbare Heersäule von Reiterei, Geschützen, Wagen, Fußvolk, Munitionskolonnen. Ein starker Angriff hätte eine Katastrophe herbeiführen müssen; denn an ein Umkehren war nicht zu denken.“

Dieser Angriff blieb aus. Kein Weg war verdorben, nirgends eine Verbarrikadirung, von keiner Seite her ein Anfall. Das war ein Glücksfall in einem Umfang, wie ihn die kühnste Berechnung oder Erwartung der preußischen Führer nicht voraussetzen konnte. Ramming war zu spät entsendet, viel zu spät für die preußische Schnelligkeit und für die österreichische Langsamkeit. Die erstere sollte, die letztere mußte im österreichischen Hauptquartier bekannt sein. Der Generalstabschef Benedeks, Krizmanic, hat die meiste Schuld davon;

nicht wenig aber auch Ramming selbst. Ramming hatte von Benedek den Auftrag, die Gebirgspässe zu schließen. Aber die Preußen waren aus den Pässen heraus, ehe Ramming zur Stelle war, weil dieser ein sorgloser, nicht bloß ein langsamer General war. Ramming war harmlos sicher daher gezogen, siegesgewiß, wie die Hofgenerale alle, voll Unterschätzung des Gegners.

Am 28. Juni ließ Benedek das nicht mehr kampffähige Korps Rammings durch das Korps des Erzherzogs Leopold ablösen. Um halb 1 Uhr Nachmittags griff Steinmetz bei Skalitz den Erzherzog an, schlug ihn zurück und brachte ihm einen Verlust von 6000 Mann bei. Am 29. Juni schlug Steinmetz auf seinem Weitermarsch bei Schweinschädel und Jaromirz das 4. österreichische Korps unter Festetics und verfolgte es bis unter die Kanonen von Josefstadt. Am 30. Juni vereinigte sich Steinmetz bei Gradlitz mit der übrigen Armee des Kronprinzen von Preußen. Diese war jetzt vollständig beisammen; denn auch das Korps des Generals Mutius war angelangt.

Benedek hatte in den letzten paar Tagen gegen die drei preußischen Armeen nahezu 35,000 Mann verloren; von seinen sieben Armeekorps waren fünf geschlagen. Er konzentrirte diese sieben Korps bei Königgrätz, es waren noch gegen 200,000 Mann. Er meldete seinem Kaiser, nach so vielen Unfällen sei die Armee nicht in der für eine Entscheidungsschlacht nöthigen Stimmung und Verfassung. Er wolle nach Mähren zurückweichen und erst dann eine Schlacht liefern, wenn er durch Verstärkungen seine Verluste ausgeglichen habe.

Dieses niederschlagende Telegramm Benedeks fiel mitten hinein in den Siegestaumel des österreichischen Hofs und der Wiener, in welchen die Kunde von der Schlacht bei Custozza auf dem italienischen Kriegsschauplatz versetzt hatte. Der italienische Obergeneral Lamarmora war gegen die auf das bekannte Festungsviereck gestützten, 85,000 Mann starken Oesterreicher unter Erzherzog Albrecht, den Warnungen Verständiger zum Trotz, verzettelt vorgegangen und war geschlagen worden, in Folge davon, wie ein österreichischer Kritiker sagt, daß Lamarmoras Plan so ungeschickt und die Ausführung so fehlerhaft gewesen. Ins Feuer gekommen waren nur höchstens 25,000 Italiener, der österreichische Verlust ist von Wien aus selbst auf 7389 Mann angegeben; der Verlust der Italiener war 8175 Mann, nach amtlicher Angabe. Erzherzog Albrecht hatte an General John einen ausgezeichneten Generalstabschef. Wie dieser das leichtsinnige Vorgehen Lamarmoras sah, und wie der letztere den nordwest-

lich von Custozza gelegenen Hügelsaum unbesetzt gelassen, so besetzte er diese wichtige Stellung, fiel mit unvorhergesehener Zahl über die verzettelten Italiener her, in der glühenden Sonnenhitze des 24. Juni, und nachdem der Kampf den ganzen Tag über gedauert hatte, gab Lamarmora die Schlacht zu früh verloren, räumte Custozza, befahl den allgemeinen Rückzug, und König Viktor Emanuel ging mit diesem seinem Hauptheer, unverfolgt, bis hinter den Oglio zurück.

Erzherzog Albrecht übertrieb in seinem Bericht die Bedeutung dieses Sieges, noch mehr übertrieb denselben die entzündliche Einbildungskraft der Wiener. Auch der Kaiser war davon enthusiasmirt und hörte in der Siegesgehobenheit nicht auf den klugen Rathschlag, der vom böhmischen Kriegsboden in diesen Stunden an ihn kam, nicht auf das Warnungstelegramm Benedeks, obgleich es in Böhmen sich um das Allerwichtigste, um den Fortbestand des österreichischen Kaiserstaats, handelte.

In Benedeks Augen war das gesammte österreichische Heer so, wie es jetzt war, zu einer Hauptschlacht durchaus unfähig. Aber auf seine Vorschläge zum Rückzug auf Mähren war ihm durch den Eisendraht der kurze Befehl zurückgekommen, „eine Entscheidungsschlacht jetzt zu schlagen". Eben weil Benedek seine Armee durch die Niederlage der einzelnen Korps und deren moralische Nachwirkungen schon vor einer Entscheidungsschlacht für geschlagen hielt, schrieb er nochmals an seinen Kaiser. Sein Telegramm vom 1. Juli hatte unter Anderem die ausdrücklichen Worte: „Ew. Majestät müssen Frieden schließen."

Auch auf diese wiederholte Vorstellung kam von seinem durch den Hof irre geleiteten Kaiser der Befehl, eine Entscheidungsschlacht zu schlagen. Für den Fall, daß es so käme, hatte Benedek am 2. Juli seine Anordnungen zu einer solchen getroffen. Er hatte für seine 500 gezogenen Geschütze die günstigsten Höhepunkte ausgesucht, war darum von dem linken Elbufer auf das rechte übergegangen und hatte das zwischen der Elbe und dem Flüßchen Bistritz in der Breite einer Stunde liegende Terrain besetzt. Sobald man auf preußischer Seite von diesen Bewegungen Kunde erhielt, wurde beschlossen, am 3. Juli die Oesterreicher anzugreifen. Der Kronprinz und die Armee Herwarth's wurden zum Eilmarsch gegen Königgrätz befehligt. Drittehalb Korps der Armee des Kronprinzen standen fünf Stunden weit vom beabsichtigten Schlachtfeld. Die erste Armee hatte so den Kampf um Sadowa, der um 8 Uhr begonnen hatte, und um die Bistritzübergänge allein auf sich zu nehmen, fünf Stunden lang mit drei Armeekorps

gegen sechs österreichische. Wenn die Armee des Kronprinzen zu spät kam, so war die Schlacht verloren, weil das preußische Centrum dann durchbrochen wurde. Aber der Kronprinz brachte die ersehnte Hülfe. Diesen hatte Benedek nicht erwartet, und als General Hiller mit der ersten Gardedivision die Höhen von Chlum, den Schlüssel der ganzen österreichischen Stellung, eroberte, um 3 Uhr, und nach anderthalbstündigem Kampfe behauptete, wobei Hiller fiel, war die Schlacht entschieden. Benedek sah seine Hauptstellungen in den Händen der Preußen und befahl den Rückzug, der auf manchen Seiten zur Flucht wurde.

Aber diese verlorene Schlacht von Sadowa-Königgrätz kostete den österreichischen Staat 174 Kanonen, 18000 Gefangene und 11 Fahnen, nach amtlicher Wiener Angabe 4190 Todte, 11,900 Verwundete, 21,400 Vermißte, worunter jene 18,000 Gefangene einzurechnen sind. Auf preußischer Seite wird vorgegeben, der eigene Verlust an Todten und Verwundeten habe nur gegen 10,000 Mann betragen. Am meisten verloren die Oesterreicher auf dem Rückzug; und doch war dieser, nach dem Zeugniß eines ausgezeichneten preußischen Offiziers, „von Benedek geschickt ausgeführt, wenn man erwägt, daß er auf dem kleinen Raum zwischen Prim und Rosnitz ausgeführt werden mußte, wobei die österreichischen Heerhaufen die Elbe zu überschreiten hatten, und von allen Seiten konzentrirt umfaßt waren". Benedek sah sich zudem umfaßt von einer großen Uebermacht; denn nachdem die Armee des Kronprinzen und die Elbarmee des Prinzen Friedrich Karl auf dem Schlachtfeld sich vereinigt hatten, waren die Preußen denn doch in hohem Grad an Zahl überlegen; aber auch an Schießbedarf, an Lebensmitteln und Vorräthen jeder Art. Sie hatten eine bessere Führung und Organisation, bessere Vorbereitungen, und dazu noch das Zündnadelgewehr, das beim Anfang des Rückzugs auf den einzelnen Punkten den Oesterreichern sehr verderblich wurde. Der österreichische Soldat hat sich bei Sadowa-Königgrätz durchschnittlich tapfer geschlagen; doch hatte Benedeks Heer auch eine Zahl ganz unzuverlässiger Bestandtheile in sich, namentlich Italiener und Ungarn; aber nicht bloß solche allein gehörten dazu. Ein Oesterreicher hat nach diesem Feldzug gesagt: „Daß die österreichische Generalität die untüchtigste in den europäischen Großstaaten ist, kann nicht bezweifelt werden. Eine unfähige Regierung ist eben nur darum unfähig, weil sie stets schlechte Wahlen trifft. Gibt es aber, wie in Wien eine mächtige Kotterie, welche die Befehlshaberstellen sich selbst reserviren will und das Heer für eine Art Pfründe oder ein Fideicomiß ansieht, dann sind Niederlagen unvermeidlich."

Nicht Benedek „verzettelte" seine Kräfte bei Sadowa. Nicht er war es gewesen, durch dessen Schuld in den vorangegangenen Gefechten vom 27. bis 30. Juli seine Streitkräfte „verzettelt" zum Schlagen gekommen waren. Wie dort seine Unterbefehlshaber die Schuld davon trugen, so war es auch bei Sadowa. Nichts klappte; nirgends war ein energisches und intelligentes Ineinandergreifen der einzelnen Führer mit ihren Korps; sonst wäre die Elbarmee gewiß zurückgeworfen und die um Mittag so schrecklich bedrängte Armee des Prinzen Friedrich Karl durch einen Vorstoß mit allen Kräften geschlagen worden. Es war Alles langsamer gegangen, als Benedeks Gedanke es berechnete. Selbst die österreichische Reiterei hatte seinen Berechnungen nicht entsprochen. Wo sie angriff, nach ihrer Art wild und ungestüm, war der Zusammengang der Schwadronen und die nur durch geschlossene Glieder zu erlangende Kraft verloren gegangen. Hatte eine große Zahl der Offiziere des böhmischen Heeres schon überhaupt nicht die nöthige geistige Bildung und Einsicht, oft die unentbehrlichsten Kenntnisse nicht: so kam noch die ganz abenteuerliche Einrichtung im österreichischen Militär hinzu, nach welcher tausendweis Offiziere Truppentheile, czechische, polnische, italienische, slowakische u. s. w. Regimenter bis zum Lieutenant herab befehligen, deren Sprache sie nicht verstehen. Außer den Kommandoworten kann keine Mittheilung zwischen beiden stattfinden. Von moralischem Einfluß auf ihre Leute kann bei solchen Offizieren selbstverständlich keine Rede sein. Der Verfasser dieser Geschichte hat das Heillose dieses Unsinns schon im Jahre 1848 zu Frankfurt im Kleinen mit Augen gesehen: wie mag das in der Sadowaschlacht verhängnißvoll gewirkt haben, vor dem Wirrsal, während desselben, und vollends in und nach der Niederlage!

2. Von Königgrätz bis vor Wien.

Die Folgen der Königgrätzer Schlacht waren für Oesterreich noch ungleich schwerer, als die Verluste in derselben und auf dem Rückzug. Der Waffenstillstand, welchen Benedek am 4. Juli nachsuchte, wurde von Preußen nicht gewährt; ebenso wenig ein zweites Gesuch darum am 10. Juli. Benedek hatte seine ganze Armee nach dem festen Olmütz zurückgezogen. Der Krieg war schon so gut als wie zu Ende. Die Preußen zogen auf Wien. Am 5. Juli suchte der Kaiser von

Oesterreich die Vermittlung Frankreichs nach, um schnell den Frieden herbeizuführen. Er trat Venetien an Napoleon ab, dieser trat es an Viktor Emanuel ab, Italien schloß seinen Sonderfrieden zwar nicht gleich, aber doch war er zu hoffen, und der Kaiser Franz Josef konnte die ganze bisher in Italien gestandene Armee ins Herz von Oesterreich ziehen zu dessen Vertheidigung. Schon am 8. Juli waren die Preußen in das geräumte Prag eingerückt. Alle österreichischen Heertheile wurden bei Wien zusammengezogen. Es waren dort und bei Preßburg wieder 240,000 Mann vereinigt. Aber der äußerste linke Flügel des großen preußischen Heeres stand bereits nur noch einen halben Tagmarsch von Preßburg, der äußerste rechte bei Krems. Die Preußen freuten sich auf die Erstürmung Wiens und den Einzug in die Kaiserstadt.

Da endete alle Bewegungen auf dieser Seite die zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene fünftägige Waffenruhe, welche am 22. Juli Mittags 12 Uhr begann.

3. Der Feldzug in Süddeutschland.

Auf dem Boden des österreichischen Kaiserstaats waren Feldzug und Feindseligkeiten zu Ende, als der Krieg mit den Verbündeten Oesterreichs am Main erst recht anfieng.

Die preußische Mainarmee unter General Vogel von Falkenstein drängte die bayerische Armee in mehreren Gefechten vom 4. bis zum 11. Juli über die Saale und den Main zurück, obgleich die bayrische Armee unter dem einundsiebzigjährigen Prinz Karl anfangs 42,000, später 50,000 Mann stark war und Falkenstein anfangs nur 45,000 Mann hatte, nämlich die drei Divisionen Göben, Beyer und Manteuffel. Ebenso wurde am 13. und 14. Juli das 8. deutsche Bundesarmeekorps von Göben, welchem Manteuffel als Reserve folgte, bei Aschaffenburg geschlagen. Dieses Bundeskorps befehligte Prinz Alexander von Hessen, und es bestand aus 50,000 Mann, Württembergern, Badenern, Kurhessen, Hessen-Darmstädtern, Nassauern, und 12,000 Oesterreicher. Dieses Korps zog sich aus den Umgebungen Frankfurts nach dem Odenwald zurück, um von da nach Würzburg sich zu wenden und sich mit der bayrischen Armee zu vereinigen. Hals über Kopf floh die deutsche Bundesversammlung von Frankfurt weg nach Augs-

burg, und nahm dort im Gasthof zu den drei Mohren ihren Sitz. Am 16. Juli Abends rückte Falkenstein in Frankfurt ein, und nahm von dieser freien Stadt, von Oberhessen und Nassau im Namen des Königs von Preußen Besitz. Der Stadt Frankfurt legte er wegen ihrer österreichischen Sympathien eine Kriegssteuer von 6 Millionen Gulden auf. Manteuffel, der Nachfolger Falkensteins im Oberbefehl, verlangte am 19. Juli noch weitere neunzehn Millionen; doch wurden diese letzteren später erlassen.

Auf 66,000 Mann verstärkt, zog Manteuffel gegen die Tauber und schlug in mehreren Gefechten das 7. und 8. deutsche Bundesarmeekorps bis Würzburg zurück, vom 23. bis 26. Juli. Göben schlug die Badener bei Werbach und die Württemberger bei Tauberbischofsheim. Dieses 8. Bundeskorps zog sich darauf gegen Würzburg zurück und vereinigte jetzt erst sich mit der bayrischen Armee. Aber noch am 25. Juli erlitt das 8. Armeekorps bei Gerchsheim durch Göben und der linke Flügel der bayrischen Armee bei Helmstadt durch Beyer und Fließ eine Niederlage. Am 26. schlugen beide letztere die Bayern bei Uettingen und Roßbronn; und am 27. Juli standen die Preußen vor Würzburg. Da endete ein auch mit den süddeutschen Staaten abgeschlossener Waffenstillstand die Angst Süddeutschlands.

4. Der Friede.

Nicht bloß die Siege Preußens, nicht bloß Napoleons Politik, sondern auch die Cholera und der Typhus, welche schon in der ersten Woche des Juli auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz ausgebrochen waren, drängten zum Frieden.

Noch Ein Lichtblick war für Oesterreich der 30. Juli. Tegethoff griff an diesem Tage die italienische Flotte unter Persano bei Lissa an. Mit seinen sieben Panzerschiffen brach er in das drei Panzer starke Centrum der italienischen Linie ein und richtete zwei Schiffe zu Grunde. Der rechte und linke Flügel der Italiener, jeder drei Panzer stark, macht den Versuch in die zweite und dritte Linie Tegethoffs einzubrechen, welche aus den österreichischen Holzschiffen gebildet sind. Diese aber vertheidigen sich tapfer, bis Tegethoff mit seinen Panzern umkehrt und seine Holzschiffe deckt. Von der italienischen Holzflotte kommt kein einziges Schiff ins Gefecht, sie machte den

müßigen Zuschauer, obgleich sie nur 4000 Schritte von ihrem Panzergeschwader entfernt war. Der Admiral Persano hatte kurz vor Anfang des Kampfes das Admiralschiff verlassen, sich auf das stärkste Schiff Affondatore begeben und sich seiner persönlichen Sicherheit halb mit diesem hinter die Linie zurückgezogen. Das Admiralschiff ging unter. Dadurch, daß Persano so sich verbarg, war Verwirrung entstanden und seine Flotte in allen Bewegungen gehemmt. Plötzlich dampfte Persano davon, die noch gefechtsfähigen italienischen Panzer ihm nach unter den Schutz des Hafens von Ankona. Persano wurde später aber seiner Würden und seiner Orden „wegen Feigheit" entsetzt.

Zwei Tage nach diesem letzten Aufglänzen des österreichischen Sterns in diesem Kriege, traten zu Nikolsburg bei Wien, am 22. Juli, die österreichischen Bevollmächtigten mit Bismarck und mit den französischen Gesandten zur Unterhandlung zusammen. Schon am 26. Juli wurde der „vorläufige" Friedensvertrag unterzeichnet und am folgenden Tage genehmigt. Der fünftägigen Waffenruhe folgte ein vierwöchiger Waffenstillstand, diesem der endgültige Frieden. Ob aus Versehen oder aus Absicht — General Manteuffel war nicht gleichzeitig benachrichtigt, als der Höchstkommandirende der südwestdeutschen Armee am 27. Juli aus Nikolsburg durch den Minister Pfordten das amtliche Telegramm empfing, daß „vom 2. August an Waffenstillstand auf drei Wochen zwischen Bayern und Preußen, bis dahin Waffenruhe unterzeichnet sei. Manteuffel sei ermächtigt, mit Württemberg, Baden und Hessen über einen Waffenstillstand zu unterhandeln." Manteuffel erklärte am 27., ihm sei keine Weisung zugekommen und er werde am andern Tag um 12 Uhr die Feindseligkeiten wieder eröffnen. Am 28. Juli erhielt Manteuffel ein Chiffertelegramm, darin war von Waffenruhe keine Rede. Trotzdem erklärte er, „der bayrischen Armee gegenüber Waffenruhe einhalten zu wollen, bis er neue Instruktionen eingeholt." Im 8. Armeekorps befürchtete man, Preußen hege die Absicht, das 8. Korps von den Bayern zu trennen, es zu umstellen und zur Kapitulation zu zwingen. Am 29. Juli telegraphirte der Großherzog von Baden: „Preußen unterhandelt nicht mit dem Verband des 8. Armeekorps, sondern mit den Souveränen der einzelnen Divisionen. In Folge meiner Unterhandlungen mit dem Befehlshaber der preußischen Mainarmee, zog ich meine Truppen in mein Land zurück." Am 31. Juli kündigte Manteuffel der bayrischen Armee die Waffenruhe auf den 1. August früh 6 Uhr, „auf ausdrücklichen Befehl seines Königs",

wofern ihm nicht Würzburg überliefert werde. Am 31. Juli eröffnete der Höchstkommandirende dem Prinzen Alexander, „das 8. Armeekorps sei in den Augen der Preußen vogelfrei, und dessen Truppen können zu jeder Stunde in ihren Quartieren überfallen werden." Auf das führte Alexander das 8. Korps gegen die württembergische Gränze hin zurück; vom 2. August an wäre dieses vereinsamt gestanden. Die Bayern hatten die Einräumung Würzburgs den Preußen gewährt, die Badener waren nach Haus, die Oesterreicher nach Böhmen abmarschirt. Erst am 2. August erhielten die Württemberger und Hessen den Tags zuvor durch die Minister von Varnbüler und Hardegg in Nikolsburg abgeschlossenen Waffenstillstand. Es scheint, die Absichten Preußens auf die Einschließung des 8. Armeekorps, wohl auch des bayrischen, sowie die Pläne auf München und Stuttgart, hat ein ernstes Telegramm Napoleons durchkreuzt.

Am 23. August wurde zu Prag der endgültige Frieden unterzeichnet zwischen Preußen und Oesterreich. Oesterreich zahlte 20 Millionen Thaler baar an Preußen als Kriegskostenentschädigung, trat seine Rechte an Holstein und Schleswig an Preußen ab, anerkannte die Auflösung des deutschen Bundes und eine Neugestaltung Deutschlands so, daß Oesterreich aus Deutschland auszutreten und keinen Theil an jener Neugestaltung zu nehmen habe; es anerkannte die Errichtung eines norddeutschen Bundes durch Preußen, welcher alle nördlich von der Mainlinie gelegenen Staaten umfaßte und den Befehl über die militärischen Kräfte dieser Staaten an Preußen gab. Den südlich von der Mainarmee gelegenen deutschen Staaten wurde freigestellt, einen süddeutschen Bund zu gründen, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen Beiden vorbehalten sein sollte, es anerkannte die Vereinigung Venetiens mit dem Königreich Italien. Es anerkannte die von Preußen in Norddeutschland herzustellenden Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen. Dagegen anerkannte Preußen mit Ausnahme Venetiens den unveränderten Länderbesitzstand Oesterreichs, eben so den Sachsens, und machte sich anheischig, die Zustimmung des Königs von Italien zu dem Frieden zu beschaffen.

Die Italiener hatten auch noch ein schönes Stück von Tyrol, das Trientinische, einzuverleiben gehofft. Preußen übte aber im Verein mit der drohenden Haltung Frankreichs eine solche Pression auf die italienische Regierung aus, daß diese verzichtete und sich gab.

Für Württemberg erhielt der Minister von Varnbüler schon

müßigen Zuschauer, obgleich sie nur 4000 Schritte von ihrem Panzergeschwader entfernt war. Der Admiral Persano hatte kurz vor Anfang des Kampfes das Admiralschiff verlassen, sich auf das stärkste Schiff Affondatore begeben und sich seiner persönlichen Sicherheit halb mit diesem hinter die Linie zurückgezogen. Das Admiralschiff ging unter. Dadurch, daß Persano so sich verbarg, war Verwirrung entstanden und seine Flotte in allen Bewegungen gehemmt. Plötzlich dampfte Persano davon, die noch gefechtsfähigen italienischen Panzer ihm nach unter den Schutz des Hafens von Ankona. Persano wurde später aber seiner Würden und seiner Orden „wegen Feigheit“ entsetzt.

Zwei Tage nach diesem letzten Aufglänzen des österreichischen Sterns in diesem Kriege, traten zu Nikolsburg bei Wien, am 22. Juli, die österreichischen Bevollmächtigten mit Bismarck und mit den französischen Gesandten zur Unterhandlung zusammen. Schon am 26. Juli wurde der „vorläufige“ Friedensvertrag unterzeichnet und am folgenden Tage genehmigt. Der fünftägigen Waffenruhe folgte ein vierwöchiger Waffenstillstand, diesem der endgültige Frieden. Ob aus Versehen oder aus Absicht — General Manteuffel war nicht gleichzeitig benachrichtigt, als der Höchstkommandirende der südwestdeutschen Armee am 27. Juli aus Nikolsburg durch den Minister Pfordten das amtliche Telegramm empfing, daß „vom 2. August an Waffenstillstand auf drei Wochen zwischen Bayern und Preußen, bis dahin Waffenruhe unterzeichnet sei. Manteuffel sei ermächtigt, mit Württemberg, Baden und Hessen über einen Waffenstillstand zu unterhandeln.“ Manteuffel erklärte am 27., ihm sei keine Weisung zugekommen und er werde am andern Tag um 12 Uhr die Feindseligkeiten wieder eröffnen. Am 28. Juli erhielt Manteuffel ein Chiffertelegramm, darin war von Waffenruhe keine Rede. Trotzdem erklärte er, „der bayrischen Armee gegenüber Waffenruhe einhalten zu wollen, bis er neue Instruktionen eingeholt.“ Im 8. Armeekorps befürchtete man, Preußen hege die Absicht, das 8. Korps von den Bayern zu trennen, es zu umstellen und zur Kapitulation zu zwingen. Am 29. Juli telegraphirte der Großherzog von Baden: „Preußen unterhandelt nicht mit dem Verband des 8. Armeekorps, sondern mit den Souveränen der einzelnen Divisionen. In Folge meiner Unterhandlungen mit dem Befehlshaber der preußischen Mainarmee, zog ich meine Truppen in mein Land zurück.“ Am 31. Juli kündigte Manteuffel der bayrischen Armee die Waffenruhe auf den 1. August früh 6 Uhr, „auf ausdrücklichen Befehl seines Königs“,

wofern ihm nicht Würzburg überliefert werde. Am 31. Juli eröffnete der Höchstkommandirende dem Prinzen Alexander, „das 8. Armeekorps sei in den Augen der Preußen vogelfrei, und dessen Truppen können zu jeder Stunde in ihren Quartieren überfallen werden." Auf das führte Alexander das 8. Korps gegen die württembergische Gränze hin zurück; vom 2. August an wäre dieses vereinsamt gestanden. Die Bayern hatten die Einräumung Würzburgs den Preußen gewährt, die Badener waren nach Haus, die Oesterreicher nach Böhmen abmarschirt. Erst am 2. August erhielten die Württemberger und Hessen den Tags zuvor durch die Minister von Varnbüler und Hardegg in Nikolsburg abgeschlossenen Waffenstillstand. Es scheint, die Absichten Preußens auf die Einschließung des 8. Armeekorps, wohl auch des bayrischen, sowie die Pläne auf München und Stuttgart, hat ein ernstes Telegramm Napoleons durchkreuzt.

Am 23. August wurde zu Prag der endgültige Frieden unterzeichnet zwischen Preußen und Oesterreich. Oesterreich zahlte 20 Millionen Thaler baar an Preußen als Kriegskostenentschädigung, trat seine Rechte an Holstein und Schleswig an Preußen ab, anerkannte die Auflösung des deutschen Bundes und eine Neugestaltung Deutschlands so, daß Oesterreich aus Deutschland auszutreten und keinen Theil an jener Neugestaltung zu nehmen habe; es anerkannte die Errichtung eines norddeutschen Bundes durch Preußen, welcher alle nördlich von der Mainlinie gelegenen Staaten umfaßte und den Befehl über die militärischen Kräfte dieser Staaten an Preußen gab. Den südlich von der Mainarmee gelegenen deutschen Staaten wurde freigestellt, einen süddeutschen Bund zu gründen, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen Beiden vorbehalten sein sollte, es anerkannte die Vereinigung Venetiens mit dem Königreich Italien. Es anerkannte die von Preußen in Norddeutschland herzustellenden Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen. Dagegen anerkannte Preußen mit Ausnahme Venetiens den unveränderten Länderbesitzstand Oesterreichs, eben so den Sachsens, und machte sich anheischig, die Zustimmung des Königs von Italien zu dem Frieden zu beschaffen.

Die Italiener hatten auch noch ein schönes Stück von Tyrol, das Trientinische, einzuverleiben gehofft. Preußen übte aber im Verein mit der drohenden Haltung Frankreichs eine solche Pression auf die italienische Regierung aus, daß diese verzichtete und sich gab.

Für Württemberg erhielt der Minister von Varnbüler schon

am 13. August zu Berlin den Frieden, für Baden der Minister von Freidorf am 17. August. Nach preußischen Mittheilungen „boten Varnbüler und Freidorf ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen von sich aus an, um ihre Fürstenhäuser zu retten, und in Furcht wenigstens, Bayern und Hessen-Darmstadt möchten für Abtretungen an Preußen aus württembergischen und badischen Landestheilen entschädigt werden." Unter französischer und russischer Verwendung, aber vorzugsweise wegen des Entgegenkommens mit dem Schutz- und Trutzbündniß, erhielt Württemberg gegen 8 Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung den Frieden; Baden gegen 6 Millionen Gulden; Hessen-Darmstadt gegen 3 Millionen Gulden, einige Gebietsabtretungen und Eintritt in den Nordbund mit seinen nördlich des Mains liegenden Gebietstheilen; Bayern gegen 30 Millionen Gulden und das Schutz- und Trutzbündniß; im Ganzen gewann Preußen durch Kriegskostenentschädigung 82 Millionen Gulden.

Preußen sprach die Einverleibung Schleswig-Holsteins, der bisher freien Stadt Frankfurt, des Königreichs Hannover, des Churfürstenthums Hessen und des Herzogthums Nassau in den preußischen Staat aus, gegen Jahrgelder an die entsetzten Fürsten. In den norddeutschen Bund traten ein das Königreich Sachsen, die beiden Mecklenburge, die Hansestädte, Oldenburg, Braunschweig und sämmtliche thüringische Staaten. So hatte nun der preußisch-deutsche Einheitsstaat für sich 24 Millionen Bevölkerung, mit den in den Nordbund getretenen Staaten 29 Millionen Seelen.

So endete im Jahre 1866 der Streit Oesterreichs und Preußens um die Führerschaft in Deutschland. In der „großen Politik" und im „Militärwesen" war, sowie die Schutz- und Trutzbündnisse von den Volksvertretungen vollends anerkannt waren, eine gewisse deutsche Einheit hergestellt; eben so in Gewerb und Handel durch die Zollverträge. „Aber, hörte man, das oftgesagte „„Einheit ohne Freiheit ist gleichbedeutend mit Despotismus"" ist und bleibt wahr. Militär-Despotismus kann zwar eine zeitlang unter gebildeten Völkern auftauchen, aber sich nicht auf die Dauer halten. Gelingt es dem Grafen Bismarck nicht, alles, was mittelalterlich ist, vom Einfluß auf seinen König abzuschneiden und einer freiheitlichen Entwicklung Deutschlands Luft und Raum zu schaffen: so kann und wird es wohl noch eine zeitlang so fortgehen, aber schließlich wird unter der Gunst äußerer Völkerbewegungen im Westen und Osten die von Bismarck angefangene „Revolution von Oben" die Arbeit der Neugestaltung Deutschlands an die

„Revolution von Unten“ abgeben müssen. Die letztere aber würde mehr und größere Opfer fordern und weit gewaltthätiger verfahren, als die erstere.“ Doch es kam anders, durch einen Zusammenstoß mit Frankreich.

VI. Die Ereignisse außerhalb Deutschlands nach dem Kriege von 1866.

In England gingen im Jahre 1867 und 1868 wichtige Veränderungen vor: Das Ministerium Derby-d'Israeli und sein unfreisinniges System wurden gestürzt und ein liberales Ministerium trat an dessen Stelle; an der Spitze des neuen Ministeriums stand der bisherige Führer der freisinnigen Partei im Unterhause, Gladstone. Dieser hochbegabte Staatsmann hatte schon frühe die Hauptwunde des britischen Staatskörpers erkannt und im Parlament aufgezeigt, das unglückliche, weil Jahrhunderte lang ungerecht behandelte Irland. Er arbeitete als Abgeordneter schon rastlos darauf hin, daß England dem irischen Volke, daß die protestantische Kirche den irländischen Katholiken gerecht werde, und daß die Versöhnung der Irländer erzielt werden müsse, damit England, von dieser Seite frei, und sogar verstärkt, seine Macht nach Außen um so erfolgreicher gebrauchen könne. Ungeheure Aufregung brachte sein Antrag im Parlament auf Aufhebung aller Vorrechte der über alle Maßen reichen protestantischen Kirche in Irland und auf Einziehung aller Einkünfte derselben, so weit sie nicht für die Bedürfnisse des Gottesdienstes und des Unterrichtes der 700,000 Protestanten in Irland nöthig wären, zu Gunsten der fünfthalb Millionen katholischen Irländer, und zwar nicht für kirchliche, sondern für außerkirchliche Bildungszwecke, für Volksschulen und für Anstalten jeder Art, welche auf dem Wege des Unterrichts die Zustände des irländischen Volkes zu heben vermögen. Die im Jahre 1867 durchgesetzte Reformbill hatte das Wahlrecht bedeutend ausgedehnt, und so hatte die freisinnige Partei für neue Wahlen gute Aussichten. Im Unterhause waren schon bei dessen bisheriger Zusammensetzung die Anträge Gladstones im Jahre 1868 durchgegangen, aber das Oberhaus hatte sie verworfen. Die Auflösung des Parlaments

im November 1868 hatte die Folge, daß die Neuwahlen der freisinnigen Partei eine Mehrheit von über hundert Stimmen im Abgeordhaus zuführten. Einer solchen Uebermacht gegenüber trat das bisherige Ministerium ab und am 3. Dezember übertrug die Königin an Gladstone die Bildung eines Ministeriums aus seiner Partei.

Im Jahre 1869 ging auch durch geschickte Unterhandlungen Gladstone's mit dem Oberhaus die „irische Bill" durch, und alles Wesentliche dessen, was Gladstone ursprünglich beantragt hatte, wurde damit den Irländern zu Theil, und bildet fortan eine neue Grundlage für das Aufkommen Irlands. Der kleine, aber wegen der Terrainschwierigkeiten, wie sie kaum sonst wo da waren, bis ins unglaubliche kostspielige Feldzug gegen den König Theodor von Abessynien, einen halbverrückten Tyrannen, die Vorfälle in Serbien und Rumänien, der Aufstand der Griechen auf Candia, die Wandlungen im Königreich Griechenland, die Ausgriffe Rußlands in Asien wie in Europa, werden am besten im Zusammenhang erzählt, bei der Schilderung der gesammten orientalischen Verhältnisse. Auch die großen Vorfälle in Italien, in welchem Lande alles erst noch bezüglich der Kirche und des Staats in einer Entwicklung begriffen ist, deren Ende noch in der Ferne liegt, und ebenso die Revolution in Spanien, und vollends die Parteikämpfe und Wandlungen im österreichischen Kaiserstaat, verlangen eine spätere Schilderung, da hier Alles erst im Werden ist, und eng zusammenhängt mit der neuen Stellung, welche Preußen und Deutschland überhaupt in Europa und in der Welt eingenommen haben, in Folge des deutsch-französischen Krieges von 1870 und 1871.

Diese Neugestaltung der europäischen Staatenverhältnisse durch den Sieg der verbündeten Deutschen gegen Frankreich, durch die Befreiung des besiegten Frankreichs mittelst deutscher Waffen von Napoleon III. und dem bonaparteschen Unwesen, und durch den Eintritt des „deutschen Reiches" in die Staatenverhältnisse der Welt als erste Großmacht in Europa — drängt vorerst alles Andere in den Hintergrund, und die Geschichte eilt, diese weltgeschichtlichen Vorgänge zu erzählen.

VII. Der deutsch-französische Krieg von 1870 bis 1871.

1. Die Keime der französisch-preußischen Verwicklung.

Während Napoleon III. sich wiegend im Satanismus seiner Politik die Erfolge seiner Intriguen und Berechnungen abwartete, war Oesterreich 1866 von Preußen in Böhmen zu Boden geworfen, in so kurzem Zeitraum, wie es noch nie dagewesen ist, in sieben Tagen, durch Schlacht an Schlacht, darunter die letzte entscheidende von Sadowa-Königgrätz. Er hatte sich in der Widerstandskraft Oesterreichs verrechnet. Preußen hatte sich nicht verblutet, Oesterreich schloß Frieden mit Preußen, ehe es ganz erschöpft war; und statt der Schwächung Preußens war daraus eine Machterhöhung hervorgegangen, welche dem Intriganten auf dem Throne Frankreichs als höchst gefährlich erschien für Frankreichs Vorherrschaft in Europa. Die Allianzverträge zu Schutz und Trutz waren für einen Kriegsfall ein die preußische Macht sehr verstärkender Zuwachs. Die Waffenmacht Bayerns war bedeutend; die von Württemberg und Baden etwas nicht zu Unterschätzendes. 150,000 Mann waren dadurch unter die militärische Führung Preußens gestellt, und, ohne daß es mit Worten ausgedrückt war, schlossen die Verträge als etwas von selbst sich Ergebendes in sich, daß auch im Frieden die Einübung und Bildung der Wehrkräfte dieser süddeutschen Staaten nach preußischem Muster unter preußischen Einflüssen, wo nicht geradezu durch preußische Oberoffiziere, vor sich gehen. Die volle Größe dieses Gewinnes, welcher Bismark und Preußen damit zuging, hat sich im Jahre 1870 offenbart. Da Napoleon für sich selbst schon und insbesondere noch wegen der französischen Nation nach Länderzuwachs dürstete, so konnte er so große Dienste Preußen wohl nicht zugesagt und geleistet haben, ohne einen namhaften Lohn in Land und Leuten für sich und Frankreich in Aussicht zu nehmen. Aber er sah sich um den in Rechnung genommenen Lohn gebracht: Bismark war staatsklüger, schlauer und gewandter, als Napoleon III.

Alles, was Napoleon seit Jahren heimlich mit Preußen verhandelt hatte, war nicht mit dem preußischen Könige, sondern allein mit Bismark verhandelt worden; auch nicht von Regierung zu Regierung, sondern nur in vertraulichen Privatgesprächen. Bismark vermied dabei jede aus-

drückliche Verpflichtung zur Abtretung eines preußischen oder andern deutschen Gebietstheils an Frankreich. Schriftliches von sich zu geben, einen Staatsakt in dieser Richtung vorzunehmen, hat jedenfalls Bismark sich enthalten.

Schon kurz nach der Schlacht von Sadowa, noch im August 1866, ließ Napoleon's Minister des Auswärtigen, Drouin de Lhuys, den preußischen Hof an die gemachten Versprechungen mahnen, und zwar sehr kurz angebunden. Die Forderung bestand in einer französischen Grenzberichtigung am Rhein. Bismark, im Siege über Oesterreich, wies mit ungenirter Offenheit die französische Forderung zurück. Für jetzt fand es Napoleon nicht an der Zeit, die Weigerung des Berliner Kabinets als eine Beleidigung Frankreichs aufzufassen. Er desavouirte seines Ministers Vorgehen; Drouin de Lhuys erhielt seine Entlassung. Die französische Streitmacht war durch Mexiko noch geschwächt, und noch immer hatte Bismark den Kaiser der Franzosen in seinem Zauberbann.

Napoleon nahm vorerst die Sache nur als eine auf kurze Zeit von Bismark vertagte. Der leitende Faden der Politik Napoleons blieb fortan der Gedanke, Frankreich müsse für jede Gebietsvergrößerung Preußens durch einen Landzuwachs entschädigt werden, welcher dem Preußens entspreche. Ein Jahr um das andere wußte Bismark ihn hinzuhalten, um nicht in einen Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden, ehe sein König völlig gerüstet wäre.

Zu Ende des Jahres 1866 sah Napoleon selbst auch ein, was seine Räthe längst erkannt hatten, nämlich, daß er sich in Bismark oder dieser ihn getäuscht habe. Krieg mit Preußen war schon im September 1867 ein Gedanke, der in Napoleon feststand. Aber derjenige seiner Rathgeber, welcher am meisten Einfluß auf ihn hatte, Rouher, setzte ihm auseinander, daß der Krieg vorerst nicht thunlich sei. „Sind wir dazu fertig? fragte er. Die Natur der Dinge zwingt uns zu einer Zuwartepolitik, welche den Muth der süddeutschen Regierungen kräftigt, unsere militärische Organisation ermöglicht, uns Allianzen anbahnen läßt, und welche uns die allgemeine Sachlage Europa's in nächster Zeit so zurechtzulegen gestattet, daß wir entweder den Frieden befestigen, oder einen Krieg mit Preußen unternehmen, oder resolut in unserer Nähe zu den nothwendigen Compensationen greifen.“

Es hatte sich am Hofe eine festgeschlossene Kriegspartei gebildet, an deren Spitze der Kriegsminister Marschall Niel und Drouin de

Lhuys standen. Diese Partei hetzte unaufhörlich zum Kriege. Napoleon III. kam auf die Idee, zunächst auf friedlichem Wege das Großherzogthum Luxemburg an Frankreich zu bringen: er wollte die Provinz Luxemburg sammt der Festung dem König von Holland abkaufen.

Am 5. April 1867 hätte der Vertrag über die Abtretung Luxemburg, der am 21. März aufgesetzt worden war, von Frankreich und Holland endgültig unterzeichnet werden sollen. Napoleon war auf tiefstem Geheimniß in dieser Sache bestanden. Aber der König von Holland bewahrte das Geheimniß nicht; er theilte die Uebereinkunft dem preußischen Gesandten mit, und Bismark erklärte schon am 25. März, daß Preußen niemals seine Zustimmung dazu geben werde. Wenn Luxemburg an Frankreich kam, so war damit die Selbständigkeit Belgiens und die preußische Rheinprovinz bedroht, und Preußen hatte im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland eine weit weniger günstige militärische Lage.

Napoleon hatte sich schon gefreut, durch den Erwerb von Luxemburg den Franzosen sich als Mehrer ihres Reiches auf's Neue vor Augen zu stellen. Der Protest Preußens reizte den Kaiser auf's Heftigste, die Kriegspartei am Hofe bemächtigte sich dieser seiner Stimmung, der alsbaldige Krieg gegen Preußen wurde im Ministerrath durch Mehrheit beschlossen. Am andern Tag aber ließ Napoleon den schon beschlossenen Krieg wieder fallen; er fühlte sich noch nicht stark genug dazu. Er erklärte am 15. April in einem Rundschreiben an die europäischen Mächte, er verzichte auf die Abtretung des Großherzogthums Luxemburg, wofern Preußen aus der Festung Luxemburg seine Besatzung herausziehe und den Verzicht auf sein Besatzungsrecht erkläre, da mit dem deutschen Bunde die Verträge des Bundestags gefallen seien, Luxemburg kein Glied des deutschen Bundes mehr sei, das preußische Besatzungsrecht auf den Verträgen des deutschen Bundes ruhe, und weil es einen deutschen Bund und Bundestag nicht mehr gebe, es auch kein Recht Preußens mehr gebe, in der Festung Luxemburg eine Besatzung zu halten.

Dieses Besatzungsrecht Preußens ruhte aber nicht bloß auf dem Verhältniß des deutschen Bundes und auf Verträgen mit demselben; es hatte noch eine andere vertragsmäßige und garantirte Grundlage, welche staatsrechtlich unanfechtbar war. Schon aus diesem Grunde, aber auch aus deutsch-nationalen und militärischen Rücksichten waren am Berliner Hofe und in ganz Deutschland überwiegend Viele dafür,

man müsse den „händelsüchtigen“ Napoleon zwingen, seine Forderungen aufzugeben oder Krieg mit Preußen und Deutschland anzufangen. Im Rathe des Königs von Preußen stand der Chef des großen Generalstabes, von Moltke, an der Spitze derer, welche dieses wollten. Moltke meinte, man solle diesen Zeitpunkt, da Napoleon noch ungerüstet sei, benützen und ihn zum Kriege herausfordern; Preußen sei gerüstet genug. Anderer Ansicht, als der von der rein-militärischen Seite diese Frage behandelnde Kriegsmann, war der auf dem höheren, dem politischen Standpunkt stehende Bismark, der Kanzler des deutschen Nordbunds. Bismark war dafür, nicht jetzt schon einen neuen Krieg anzufangen, sondern das, was durch 1866 gewonnen war, sich befestigen zu lassen, darum die Luxemburger Frage friedlich zu lösen und für jetzt lieber nachzugeben. Bismarks Ansicht erlangte die Zustimmung des Königs, auf Rußlands Vorschlag traten die Gesandten der Großmächte am 7. Mai in London zusammen und schon am 11. Mai wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher statt Krieg wieder Sicherung des Friedens brachte. Nach diesem Vertrag sollte Luxemburg bei dem Hause Nassau-Oranien verbleiben und für immer einen neutralen Staat bilden. Auf diesen Vertrag hin wurde die Festung Luxemburg von der preußischen Besatzung geräumt. Der König von Holland, welchem aufgelegt war, die Werke der Festung Luxemburg zu schleifen und sie nie wieder herzustellen, vollzog die Schleifung zwar langsam, aber er vollzog sie doch. Das kleine Limburg wurde durch den Vertrag von Deutschland abgetrennt und zu einem Theile des Königreichs Holland gemacht; die Neutralität Luxemburgs unter die Garantie der den Vertrag unterzeichnenden Mächte gestellt.

Es gehörte die ganze Selbständigkeit des Staatsmannes Bismark dazu, um alle die Unsinnigkeiten zu tragen und durchzumachen, in welchen ihn die öffentliche Meinung zu Haus und auswärts wegen seiner Haltung in der Luxemburger Frage anklagte. Von Konservativsten wurde der staatskluge Bismark bezüchtigt, er habe deutsches Gebiet, die Ehre und die Sicherheit Deutschlands an die Fremden preisgegeben. Ja, man las, Bismark habe durch Hingabe Luxemburgs und Limburgs die Sache der deutschen Nation „verrathen.“

War man in Deutschland mit Bismarks Politik unzufrieden, so war man in Frankreich über den Kaiser und sein Ministerium unmuthig, daß sie das Großherzogthum Luxemburg, das sie schon mit Händen angefaßt, sich wieder haben entziehen lassen. Wüthend waren auch

Napoleon's verschwenderische Hofgenerale und die von ihnen beherrschten weiblichen Kreise der Hofwelt.

Eingeschreckt von diesen Zeichen um sich her, griff Napoleon nach einem neuen Plane, durch Vergrößerung des französischen Reichsgebietes die Aufgeregten in Paris zu beschwichtigen: Belgien sollte genommen, das schöne Königreich mit seinen unerschöpflichen Hülfsquellen sollte wieder mit Frankreich vereinigt werden, wie in den Tagen Napoleon's I.

Für diesen Plan sollte Preußen gewonnen werden. Dieser Plan konnte, wenn er gelang, durch Frankreichs Vergrößerung die Schreier auf längere Zeit beschwichtigen, und durch diesen Plan konnte Preußen, wenn es dazu beihalf, sich in Deutschland und Europa kompromittiren.

Die Entdeckung eines geheimen Papiers unter der aufgefundenen Korrespondenz Napoleon's III. ist ein schlagender Beweis dafür, daß die preußische Regierung dem napoleonischen Anschlag auf Belgien vornherein fremd war. Dieses Papier geht dahin, daß das preußische Kabinet erst dafür gewonnen werden sollte. Dieses Aktenstück ist „eine Note" an den französischen Botschafter in Berlin, ein napoleonisches Erzeugniß. Darin heißt es: „Da das Berliner Kabinet geneigt scheine, Arrangements mit Frankreich zu treffen, so wäre es geboten, wegen eines geheimen Vertrags zu unterhandeln, welcher die beiden Parteien verbände. Könne man auch nicht behaupten, daß dieser Vertrag eine ganz sichere Garantie wäre, so böte er doch den doppelten Vortheil, Preußen zu kompromittiren und für dasselbe ein Unterpfand der Aufrichtigkeit der Politik und der Absichten des Kaisers zu sein. Wenn man, hieß es darin, den Charakter des Königs von Preußen und seines ersten Ministers kennt, darf man sich nicht verbergen, daß die letzten diplomatischen Zwischenfälle, so wie die gegenwärtige Stimmung der öffentlichen Meinung in Frankreich sie in der Ueberzeugung bestärken mußten, daß wir es noch nicht aufgegeben haben, die Rheingrenze zurück zu verlangen. Zur Aufrechthaltung eines vertrauten Einverständnisses ist es nöthig, in Berlin Zutrauen zu finden. Um dessen gewiß zu sein, müssen wir trachten, die Besorgnisse zu verscheuchen, welche durch die Möglichkeit einer Rückforderung der Rheingrenze von unserer Seite — dort immer unterhalten wurden; Besorgnisse, welche durch unsere letzten Mittheilungen erweckt und überreizt worden sind. Dieses Ergebniß kann nicht durch Worte erlangt werden; eine That ist nothwendig. So eine That wäre die Regelung des zukünftigen

man müsse den „händelsüchtigen“ Napoleon zwingen, seine Forderungen aufzugeben oder Krieg mit Preußen und Deutschland anzufangen. Im Rathe des Königs von Preußen stand der Chef des großen Generalstabes, von Moltke, an der Spitze derer, welche dieses wollten. Moltke meinte, man solle diesen Zeitpunkt, da Napoleon noch ungerüstet sei, benützen und ihn zum Kriege herausfordern; Preußen sei gerüstet genug. Anderer Ansicht, als der von der rein-militärischen Seite diese Frage behandelnde Kriegsmann, war der auf dem höheren, dem politischen Standpunkt stehende Bismark, der Kanzler des deutschen Nordbunds. Bismark war dafür, nicht jetzt schon einen neuen Krieg anzufangen, sondern das, was durch 1866 gewonnen war, sich befestigen zu lassen, darum die Luxemburger Frage friedlich zu lösen und für jetzt lieber nachzugeben. Bismarks Ansicht erlangte die Zustimmung des Königs, auf Rußlands Vorschlag traten die Gesandten der Großmächte am 7. Mai in London zusammen und schon am 11. Mai wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher statt Krieg wieder Sicherung des Friedens brachte. Nach diesem Vertrag sollte Luxemburg bei dem Hause Nassau-Oranien verbleiben und für immer einen neutralen Staat bilden. Auf diesen Vertrag hin wurde die Festung Luxemburg von der preußischen Besatzung geräumt. Der König von Holland, welchem aufgelegt war, die Werke der Festung Luxemburg zu schleifen und sie nie wieder herzustellen, vollzog die Schleifung zwar langsam, aber er vollzog sie doch. Das kleine Limburg wurde durch den Vertrag von Deutschland abgetrennt und zu einem Theile des Königreichs Holland gemacht; die Neutralität Luxemburgs unter die Garantie der den Vertrag unterzeichnenden Mächte gestellt.

Es gehörte die ganze Selbständigkeit des Staatsmannes Bismark dazu, um alle die Unsinnigkeiten zu tragen und durchzumachen, in welchen ihn die öffentliche Meinung zu Haus und auswärts wegen seiner Haltung in der Luxemburger Frage anklagte. Von Konservativsten wurde der staatskluge Bismark bezüchtigt, er habe deutsches Gebiet, die Ehre und die Sicherheit Deutschlands an die Fremden preisgegeben. Ja, man las, Bismark habe durch Hingabe Luxemburgs und Limburgs die Sache der deutschen Nation „verrathen.“

War man in Deutschland mit Bismarks Politik unzufrieden, so war man in Frankreich über den Kaiser und sein Ministerium unmuthig, daß sie das Großherzogthum Luxemburg, das sie schon mit Händen angefaßt, sich wieder haben entziehen lassen. Wüthend waren auch

Napoleon's verschwenderische Hofgenerale und die von ihnen beherrschten weiblichen Kreise der Hofwelt.

Eingeschreckt von diesen Zeichen um sich her, griff Napoleon nach einem neuen Plane, durch Vergrößerung des französischen Reichsgebietes die Aufgeregten in Paris zu beschwichtigen: Belgien sollte genommen, das schöne Königreich mit seinen unerschöpflichen Hülfsquellen sollte wieder mit Frankreich vereinigt werden, wie in den Tagen Napoleon's I.

Für diesen Plan sollte Preußen gewonnen werden. Dieser Plan konnte, wenn er gelang, durch Frankreichs Vergrößerung die Schreier auf längere Zeit beschwichtigen, und durch diesen Plan konnte Preußen, wenn es dazu beihalf, sich in Deutschland und Europa kompromittiren.

Die Entdeckung eines geheimen Papiers unter der aufgefundenen Korrespondenz Napoleon's III. ist ein schlagender Beweis dafür, daß die preußische Regierung dem napoleonischen Anschlag auf Belgien vornherein fremd war. Dieses Papier geht dahin, daß das preußische Kabinet erst dafür gewonnen werden sollte. Dieses Aktenstück ist „eine Note" an den französischen Botschafter in Berlin, ein napoleonisches Erzeugniß. Darin heißt es: „Da das Berliner Kabinet geneigt scheine, Arrangements mit Frankreich zu treffen, so wäre es geboten, wegen eines geheimen Vertrags zu unterhandeln, welcher die beiden Parteien verbände. Könne man auch nicht behaupten, daß dieser Vertrag eine ganz sichere Garantie wäre, so böte er doch den doppelten Vortheil, Preußen zu kompromittiren und für dasselbe ein Unterpfand der Aufrichtigkeit der Politik und der Absichten des Kaisers zu sein. Wenn man, hieß es darin, den Charakter des Königs von Preußen und seines ersten Ministers kennt, darf man sich nicht verbergen, daß die letzten diplomatischen Zwischenfälle, so wie die gegenwärtige Stimmung der öffentlichen Meinung in Frankreich sie in der Ueberzeugung bestärken mußten, daß wir es noch nicht aufgegeben haben, die Rheingrenze zurück zu verlangen. Zur Aufrechthaltung eines vertrauten Einverständnisses ist es nöthig, in Berlin Zutrauen zu finden. Um dessen gewiß zu sein, müssen wir trachten, die Besorgnisse zu verscheuchen, welche durch die Möglichkeit einer Rückforderung der Rheingrenze von unserer Seite — dort immer unterhalten wurden; Besorgnisse, welche durch unsere letzten Mittheilungen erweckt und überreizt worden sind. Dieses Ergebniß kann nicht durch Worte erlangt werden; eine That ist nothwendig. So eine That wäre die Regelung des zukünftigen

Looses Belgiens im Einverständniß mit Preußen, indem man in Berlin beweist, der Kaiser suche entschieden anderswo als am Rhein die Ausdehnung, welche seit den Ereignissen, deren Schauplatz kürzlich Deutschland gewesen ist, für Frankreich nothwendig geworden ist. Diese That würde uns wenigstens die relative Gewißheit geben, daß die preußische Regierung unserer Vergrößerung gegen Norden kein Hinderniß in den Weg lege."

So entstand der Entwurf eines Vertrags, welchen Napoleon dem preußischen Kabinet anbot. Geschrieben von der Hand des Grafen Benedetti, des französischen Botschafters in Berlin, wurde dieser Vertragsentwurf in die Hand des Bundeskanzlers Bismarck gegeben, und von diesem im Departement für auswärtige Angelegenheiten des norddeutschen Bundes niedergelegt.

Das französische Kabinet wechselte zwischen Versprechungen und Drohungen, Preußen für seine Projekte zu gewinnen.

Im August 1866 hatte Napoleon's Botschafter die Abtretung von Mainz geradezu unter Androhung des Krieges im Falle der Weigerung gefordert, also in einer Zeit, in welcher man Preußen durch seine großen Menschenverluste in Folge seiner siegreichen Schlachten und in Folge der in den Heermassen aufräumenden Krankheiten, Cholera und Typhus, geschwächt wußte und einschüchterungsfähig glaubte. Es war ganz so auch bei dem Gelüste nach Luxemburg. Auch hier hat man von französischer Seite ein drohendes Gesicht gemacht. Hatte Bismarck die Forderung der Abtretung von Mainz energisch abgelehnt, so war Bismarck in der Luxemburger Frage dem Kaiser der Franzosen gegenüber — zwar fest in der Hauptsache, aber mehr klug als energisch gewesen und hatte im Augenblick Einiges geopfert, um in naher Zukunft Alles zu gewinnen.

Gerade in dieser Nachgiebigkeit Bismarck's im Kleinen in der Luxemburger Frage, sah Napoleon nicht den klugen Mann, welcher die rechte Zeit und Stunde abwarten wollte, sondern „eine Geneigtheit" Bismarck's, auf die französischen Gedanken und Gelüste binnen Kurzem einzugehen. In dieser Verblendung war er mit den erweiterten Vorschlägen, welche für Frankreich auf Belgien, für Preußen auf Süddeutschland sich bezogen, an Bismarck herangetreten. Diese Vorschläge wurden schriftlich in die Hände Bismarck's gegeben, „von Anfang bis zu Ende von der Hand des Grafen Benedetti und auf dem Papier der kaiserlich französischen Botschaft geschrieben."

Damit hatte der Kanzler des norddeutschen Bundes eine Urkunde

zu seiner Verfügung, ein Aktenstück gewichtigster Art und Bedeutung. Die Tragweite davon hat sich im Jahr 1870 offenbart. Darin war eine Reihe Fürstenhöfe von Napoleon III. zu Opfern seines Annexionstriebs ausersehen; Land und Leute, welche hier mit ihren Fürsten, dort ohne sie, theils in Frankreich, theils in Preußen aufgehen sollten. Die alte Raublust der Beherrscher Frankreichs und auch einestheils der durch sie mißleiteten französischen Nation prägte sich darin aus mit den frivolsten und schlimmsten Absichten.

Bismarck hielt es, wie er selbst gesagt hat, „im Interesse des Friedens für nützlich, den französischen Staatsmännern die ihnen eigenthümlichen Illusionen so lange zu belassen, als dieses möglich sein würde, ohne ihnen bezüglich ihrer Vorschläge und Anerbietungen irgend welche auch nur mündliche Zusage zu machen."

Bei der großen Begehrlichkeit und Kriegslust der Mehrheit des napoleonischen Hofes hatte der deutsche Minister einen in seltenem Grade schweren Stand. Die Verstimmungen an diesem Hofe gegen ihn konnten nicht ausbleiben; die Ungeduld, daß man so lange nicht zu einem Erwerb kam, drohte immerfort einen endlichen Bruch. Es galt für Bismarck die Verstimmung zu begütigen, die Geduld zu verlängern, seine Abneigung hinter den Schein der Geneigtheit, wenn einmal die gelegene Zeit komme, zu verstecken.

Daß der Dünkel Napoleon's III. und der seines Unterhändlers Benedetti die Gaben Bismarck's unterschätzte oder der ihnen innewohnende Geist niederer Art den höheren und überlegenen Geist des deutschen Ministers nicht zu begreifen vermochte, unterstützte den Letztern bei seiner Rolle des Hinhaltens und des täuschenden Hinausschiebens. Mit ungewöhnlicher Meisterschaft hat Bismarck diese Rolle durchgeführt. Zwei Jahre nach 1866 glaubte Napoleon III. immer noch mit und durch Bismarck eine Vergrößerung Frankreichs zu erlangen: Bismarck zögere nur aus augenblicklicher Rücksicht auf seinen König und die Umstände. Bezüglich Belgiens war man großentheils seiner ganz sicher am Pariser Hofe. Im März 1868 äußerte sich eine hochstehende Person zuversichtlich gegen Bismarck: „Wenn wir Belgien in Besitz nehmen, so werden Sie Ihr Belgien wohl anderswo finden."

Um seinem Begehren auch Nachdruck zu geben, ließ Napoleon III. durch die Kammer sich ungeheure Summen für die Armee und für die Flotte bewilligen. Doch die Unglücksschläge, die ihn trafen, häuften sich, und jeder Schlag erschütterte seine Stellung, riß von dem Nimbus des gemachten Ruhmes wie von seinem Thron ein Stück ab.

Zu seinen anderen Bedrängnissen kam im letzten Viertel des Jahres 1868 die spanische Revolution hinzu. Auf den 18. und 19. September 1868 hatte Napoleon eine Zusammenkunft mit der Königin Isabella von Spanien auf der Gränze in Biarritz und San Sebastian verabredet; Napoleon, welchen Isabella längst ihren Freund nannte, wollte ein Bündniß mit ihr abschließen, und zwar in Gedanken an den Krieg mit Preußen, mit welchem er sich trug. Isabella sollte ihm dazu helfen, seine französischen Truppen wieder aus Rom herauszuziehen, um das Gehässige der Besetzung Roms los zu werden, und zugleich diesen Theil seiner Streitkräfte zur Verfügung gegen Deutschland zu haben.

Isabella war eben in San Sebastian angelangt, am 18. Sept., um mit Napoleon den Bundesvertrag abzuschließen zwischen Spanien und Frankreich; Hohen und Niederen war die Mißregierung dieser Königin und ihr Lebenswandel unerträglich geworden, die Königin und ihre Rathgeber hatten den Mißmuth durch Erschießen, Erdrosseln, und durch Deportation zu beschwichtigen versucht; aber aus dem Blute der Hingerichteten waren ihnen Rächer erstanden. Napoleon kam so um das französisch-spanische Bündniß und die von ihm erwartete Aushülfe.

Isabella selbst kam nach dem Ausspruch ihrer Thronentsetzung durch die Cortes als Flüchtlingin nach Frankreich, und Spanien wurde ein Staatswesen, das vorerst weder Monarchie noch Republik war, ein Etwas unter einer gemischten provisorischen Regierung, aber jedenfalls ein Etwas, was dem Kaiser der Franzosen außerhalb aller seiner Berechnungen lag, was für ihn um die Ecke herum schoß, hier seinen spanischen Plan durchkreuzte und dort, im Innern Frankreichs, durch einen bösen Vorgang gefährlich zu werden drohte.

Erwünscht wäre es für Napoleon bei solcher Lage gewesen, wenn die orientalische Frage zur Lösung gekommen wäre, und eine Handhabe zu kriegerischer Thätigkeit, zum Hinauswerfen der aufgeregten Elemente Frankreichs und zur Einbringung irgend einer Vergrößerung abgegeben hätte. Denn von französischer Seite hatte man dem Bundeskanzler Bismark mehrmals zu erwägen gegeben, daß Frankreich bei einer Lösung der orientalischen Frage seine Betheiligung nicht im fernen Osten, sondern unmittelbar an seiner Grenze suchen könne.

Noch einmal gelang es der Gewandtheit Bismarks, auszuweichen und hinauszuschieben. Alle die Verhandlungen aber mach-

ten, wie er selbst sagt, auf ihn den Eindruck, daß, sobald der Kaiser Napoleon die endliche feste Ueberzeugung erlange, es sei mit Preußen keine Grenzerweiterung zu erreichen, er zu dem Entschluß geführt werde, eine solche gegen Preußen zu erstreben; ebenso, daß das Rheingrenze-Gelüste nur für den Augenblick zurück- und die Erwerbung von Belgien und Luxemburg nur vorangestellt sei."

Napoleon's Umgebung, soweit sie zur Kriegspartei gehörte, verwünschte dessen Langmuth, verachtete unter sich dessen Unentschlossenheit.

Napoleon ließ es zu, daß der kriegerisch gesinnte Theil seiner Hofumgebung an die in kaiserlichem Solde stehenden Zeitungen die Weisung ausgab, die öffentliche Meinung Frankreichs für den Krieg gegen Preußen zu stimmen, „Ersatz und Rache" von Preußen zu fordern. Er selbst aber wollte sich noch mehr rüsten und einen gelegeneren Zeitpunkt abwarten.

Indessen wuchsen die Angriffe in der Kammer und in der Presse gegen den Kaiser und seine Regierung. In der Kammer wurde der 2. Dezember ein „großes Verbrechen, welches gesühnt werden müsse," genannt; in der Presse nannte Vermorel die That des 2. Dezember „die nichtswürdigste Schandthat des Jahrhunderts." Dem gab Napoleon einen ansehnlichen Jahrgehalt aus den geheimen Fonds, damit er nicht weiter wider ihn schreibe. Die Richter selbst, obwohl Geschöpfe Napoleon's, wagten bereits nicht mehr, auf strenge Strafen zu erkennen, oder sprachen geradezu frei, aus Furcht vor der plötzlich zu groß gewordenen öffentlichen Meinung, aber mancher auch aus Furcht vor der Wahrheit dessen, was angeklagt war und verurtheilt werden sollte. Schon war beim Richterstand die Furcht vor dem Zorn des kaiserlichen Tyrannen weniger groß, als die Furcht vor dem Zorne des Volkes. Sechszehn Jahre lang hatte in Frankreich unter dem Druck der Staatsstreichgesetze das Schweigen des Schreckens geherrscht. Jetzt redete man von den Mitteln und von den Personen, von den Verbrechern auf und an dem Thron und ihren blutigen Missethaten. Man redete wieder von den Freiheiten, die das Volk gehabt, und von dem Raub, durch welchen die Nation darum gekommen war. Durch ganz Frankreich verbreitete sich eine dem System Napoleon's feindselige Bewegung. Die republikanische Partei erhob keck das Haupt. Das so lange unterdrückte politische Leben der Franzosen und das Bedürfniß nach Freiheit richteten sich auf gegen Denjenigen, der so lange seine Tyrannei unter dem Namen des „persönlichen Regimentes" versteckt hatte.

Napoleon suchte durch ein neues Blendwerk sich zu helfen: er stellte

sich, als verzichte er auf das persönliche Regiment, als sei er zur parlamentarischen Regierung bekehrt. Er verkündete Frankreich, die Zeit für die Herstellung freiheitlicher Zustände sei gekommen. Er änderte sein Ministerium und — umgab sich zum Theil mit gemäßigt freisinnigen Ministern. Ja das Haupt dieses Ministeriums, Ollivier, hatte sogar lange in der Presse und in der Abgeordnetenkammer es mit den Männern der entschiedensten Freiheitspartei gehalten, die aus liberalen Monarchisten und aus Republikanern bestand. Mit der Losung: „man müsse die Freiheit mit dem Kaiserreich versöhnen, darin ruhe jetzt Frankreichs Heil und Zukunft", hatte er sich seit einem Jahre Napoleon genähert, war von ihm angehaucht und in Kurzem moralich vergiftet worden. Ollivier wurde ein Werkzeug des Bonapartismus, während dieses Ministers Eitelkeit sich schmeichelte, er leite jetzt die Angelegenheiten Frankreichs, nicht mehr Napoleon.

Unter den Pauken und Trompeten der Regierungszeitungen und der Amtsblätter verkündete Ollivier dem französischen Volke den „Aufgang einer neuen Zeit des Friedens und der Wohlfahrt, der parlamentarischen Regierung und unter ihr einer schönen Entwicklung der bürgerlichen Freiheit." Ollivier glaubte damit den Blitzstoff aus der Wetterwolke zu ziehen, welche die republikanische Bewegung über dem Haupte Napoleon's mehr und mehr schwärzte und verdichtete. Es ist möglich, daß einige Tage lang es von Ollivier ernst gemeint war; von Napoleon war es auch nicht einen Augenblick ernst gemeint. Die parlamentarische Regierung war ihm nur eine eingeschobene, schnell vorübergehende Komödie, ein Zwischenspiel zum Zweck augenblicklicher Volksbeschwichtigung, hinter dessen Coulissen das persönliche Regiment nach wie vor stand, um gleich nach demselben wieder in den Vordergrund zu treten.

Künstlich eingewiegt in den Traum einer jetzt beginnenden Zeit des Friedens und der Freiheit durch Musik und Spiel dieser Komödie sollte Frankreichs Volk noch einmal offen seinen Willen erklären, daß es ihn, den Kaiser, wolle und nicht die Republik. Eine allgemeine Volksabstimmung durch ganz Frankreich sollte darüber entscheiden.

Der bisher glückliche Schwindler auf dem Thron Frankreichs zeigte sich auch wieder in diesem Falle, in welchem eine allgemeine freiwillige Volksabstimmung in Scene zu setzen war, als einen Meister des Spiels; sehr unterstützt dabei von Ollivier, welcher nach dem Ausweis der im Justizministerium und anderswo vorgefundenen geheimen Schriftstücke ganz zum Verräther an der Freiheit und an der Nation,

zum Mitschuldigen an dem letzten Verbrechen der kaiserlichen Regierung geworden war.

Die freisinnigen Elemente des Ministeriums Ollivier waren bald wieder aus demselben ausgetreten; der Finanzminister Buffet sogar schon nach wenigen Tagen, nachdem er schwarz auf weiß Einblicke gewonnen hatte in die Finanzwirthschaft des Reichs, in den regelrechten Diebstahl am Staatseigenthum, in das ganze betrügerische Spiel mit den Geldern der Nation.

Mit Künsten und Mitteln neuer und alter Art setzte der Despot Louis Napoleon, der Philosoph Ollivier und der reaktionäre Ultramontanismus im Kirchenrock, im Frack und in der Krinoline zusammen miteinander die allgemeine Volksabstimmung in Scene, unter den Bajonetten der Armee, unter den Säbeln der Gensdarmen, unter den aufgehobenen Augen und Stöcken der Polizei, unter dem erzwungenen oder charakterlos freiwilligen Sichhergeben der Staats- oder Gemeindebeamten. Napoleon's rechte Hand dabei war sein Polizeipräfekt Pietri.

Die aufgefundenen geheimen Aktenstücke haben erwiesen, daß die Polizeipräfektur in Paris unter Napoleon III. eine wahre Fabrik von Attentatserdichtungen und erlogenen Verbrechen gegen die gesetzliche Ordnung waren, ein Laboratorium, in welchem Verschwörungen und revolutionäre Komplotte, Aufstandsversuche ersonnen, organisirt und provocirt wurden. Pietri's Beihelfer war ein gewisser Lagrange, welcher den Blutrothen spielte, aber bei einem wirklichen Einkommen von 4000 Franks sich prächtige Equipage, eine Maitresse, ein glänzendes Haus hielt und jährlich 80,000 bis 100,000 Franks ausgab. Dieser von der Polizei aufgeputzte und in Scene gesetzte rothe Verschwörer und Stifter geheimer Gesellschaften, in welche er jedoch immer bloß ein paar Köpfe, etliche Gimpel zusammenbrachte und deren übrige Mitglieder seine bezahlten Statisten waren, bezog aus den geheimen Fonds des zweiten Kaiserreichs Jahre lang ungeheure Summen theils als fixen geheimen Jahrgehalt, theils als Operations- und Lohngelder für einzelne Leistungen im Fache des Komplots, deren Größe sich stets darnach richtete, wie weit der Kaiser vor den Gerichtshöfen damit Eclat machen und seine Person als eine von den Störern der Ruhe und Ordnung, von den Feinden der Wohlfahrt Frankreichs gefährdete darstellen konnte. Diese Summen sind in amtlichen Aufzeichnungen vorhanden. Aus diesen Summen bestritt dann Lagrange seine Polizeiagenten, Statisten und falschen Zeugen.

Alle diese Agenten der geheimen Polizei und ihre Frauen oder Mäitressen spielten ihre Rollen unter der Maske rother Republikaner. Diese Truppe wurde von Pietri im Einverständniß mit dem Kaiser aufgeboten, zur Durchführung einer günstigen Volksabstimmung die nöthigen Vorarbeiten zu machen. Diese ihre Vorarbeiten bestanden darin, verschiedene Komplotte, welche Pietri, wohl mit ihm Louis Napoleon, ersonnen hatte, in Scene zu setzen. Diese, auf ausdrücklichen Befehl Pietri's veranstalteten revolutionären Komplotte hatten den ausgesprochenen Zweck, dazu zu dienen, daß das Volk auf dem Lande, erschreckt durch solche blutdürstige Umsturzplane der rothen Republikaner, sich für das Kaiserreich und gegen die Republik erkläre. Die auf solche Weise hervorgerufenen Komplotte mit ihrer Ausstattung von polizeilichen Agenten, bezahlten Figuranten und falschen Zeugen wurden zu Blois abgeurtheilt, die ausgesprochenen Kerkerstrafen und Deportationen machten Eindruck auf alle Leichtgläubigen, welche Ruhe und Ordnung wollten. „Ruhe und Ordnung ist das Kaiserreich", des Kaisers „Art zu regieren allein hat bisher Ruhe und Ordnung erhalten" — so lautete jetzt die Losung, welche Napoleon's Sendlinge, welche die ultramontane Geistlichkeit, welche die lange Beamtenkette in Stadt und Land verbreiteten.

Mit solchen Menschen und mit solchen Mitteln wurde erzielt, daß das Ergebniß der Volksabstimmung in ungeheurer Mehrheit für den Kaiser Napoleon sich aussprach. Und dennoch waren die Nein, die Stimmen gegen ihn, wenn sie gewogen wurden, immer noch eine bedrohlich große Macht, durch die Abstimmungen in Paris und in den großen Städten, und vollends durch die Abstimmung in der Armee. Denn 61,000 „Nein" waren aus dem Schooße der Armee gegen ihn gefallen.

Da Napoleon besser als irgend Jemand wußte, auf welchem Weg und in welcher Weise die Millionen „Ja" für ihn gewonnen worden waren, so daß sie also in seinen eigenen Augen eine feste Sicherheit auf seinem Stuhl ihm nicht gewährten: so erschrack er vor der Minderheit der gegen ihn Stimmenden; denn auf dieser Seite lagen die Intelligenz, die Kraft des moralischen Muthes und 61,000 Soldaten mit Befehlshabern und Untergebenen; darunter — denn die Geheimhaltung der Abstimmung war nur Lug und Trug — ganze Regimenter in Paris.

Die schwere Wolke der Freiheitsbewegung drückte nur noch näher und greifbarer auf das Haupt des Despoten, und sein Kaiserstuhl

zitterte nur noch hörbarer unter dem Grollen in den Tiefen der öffentlichen Meinung der großen Städte.

Seine und der Seinigen finanzielle Lage in Betreff des für sie aus den Staatsgeldern rechtswidrig Entnommenen kam dazu. Es war eine Lage der Verzweiflung nicht bloß für den Bonapartismus als System, sondern für Louis Bonaparte, für die ganze vielzweigige bonapartische Familie und ihren Anhang. Es bot sich, um dem allgemeinen Skandal vor Frankreich und Europa zu entgehen, kein anderes Rettungsmittel als der Krieg; nichts als ein sogleich zu erklärender Krieg; ein Krieg, ehe die großen Eiterbeulen des kaiserlichen persönlichen Regiments in den Pariser Abgeordnetenkammern, also vor den Augen aller Franzosen vernichtend aufbrächen.

Hatten Napoleon III. und sein Anhang, um einestheils im Trüben für sich zu fischen, anderseits um den Abgrund in den Staatsfinanzen zuzudecken, schon seither immer neue Kriege oder Rüstungen zum Kriege zu Hülfe genommen: so griff die durch Blut, Gesinnung oder Mitschuld mit einander verwandte Sippe in dieser äußersten letzten Noth, die im Jahre 1870 aus dem Inneren Frankreich ihr drohte, wieder zu diesem letzten Mittel, zum Krieg.

Aus mehreren Gründen ist es möglich, ja höchst wahrscheinlich, daß Napoleon selbst vorerst den Ausbruch eines Krieges nicht beabsichtigte, sondern nur eine Kriegsrüstung; nur ein nationales Säbelgerassel, berechnet auf die Steuerzahlenden in Frankreich und auf die Friedensliebe des greisen Königs von Preußen. Zwei Wochen verstrichen nach der Kriegserklärung zum Erstaunen Europas, ohne daß er den Krieg anfing.

Ein weiterer Grund für die Annahme, daß es dem Kaiser der Franzosen für seine Person nicht Ernst war, jetzt schon in die volle Aktion des Krieges einzutreten, ergibt sich aus der aufgefundenen Correspondenz desselben. Vor seinem Abgang zur Armee hinterließ er Befehle zu massenhaften Verhaftungen in Paris und durch ganz Frankreich, durch die ein neuer Staatsstreich möglich werden sollte.

Die Verhaftungsbefehle umfaßten nicht bloß die rothen und blauen Republikaner, sondern gingen herab bis auf konservative, aber freisinnige Namen, deren Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue in ihrer Stellung als Staats- oder Gemeindebeamte oder als Volksvertreter ihm „gefährlich“ erschienen; gefährlich dem gegenüber, was er bisher war, und dem gegenüber, was er thun wollte.

Die Verhaftungen waren auf viele Tausende hinein vorgesehen,

Alle diese Agenten der geheimen Polizei und ihre Frauen oder Mätressen spielten ihre Rollen unter der Maske rother Republikaner. Diese Truppe wurde von Pietri im Einverständniß mit dem Kaiser aufgeboten, zur Durchführung einer günstigen Volksabstimmung die nöthigen Vorarbeiten zu machen. Diese ihre Vorarbeiten bestanden darin, verschiedene Komplotte, welche Pietri, wohl mit ihm Louis Napoleon, ersonnen hatte, in Scene zu setzen. Diese, auf ausdrücklichen Befehl Pietri's veranstalteten revolutionären Komplotte hatten den ausgesprochenen Zweck, dazu zu dienen, daß das Volk auf dem Lande, erschreckt durch solche blutdürstige Umsturzplane der rothen Republikaner, sich für das Kaiserreich und gegen die Republik erkläre. Die auf solche Weise hervorgerufenen Komplotte mit ihrer Ausstattung von polizeilichen Agenten, bezahlten Figuranten und falschen Zeugen wurden zu Blois abgeurtheilt, die ausgesprochenen Kerkerstrafen und Deportationen machten Eindruck auf alle Leichtgläubigen, welche Ruhe und Ordnung wollten. „Ruhe und Ordnung ist das Kaiserreich“, des Kaisers „Art zu regieren allein hat bisher Ruhe und Ordnung erhalten“ — so lautete jetzt die Losung, welche Napoleon's Sendlinge, welche die ultramontane Geistlichkeit, welche die lange Beamtenkette in Stadt und Land verbreiteten.

Mit solchen Menschen und mit solchen Mitteln wurde erzielt, daß das Ergebniß der Volksabstimmung in ungeheurer Mehrheit für den Kaiser Napoleon sich aussprach. Und dennoch waren die Nein, die Stimmen gegen ihn, wenn sie gewogen wurden, immer noch eine bedrohlich große Macht, durch die Abstimmungen in Paris und in den großen Städten, und vollends durch die Abstimmung in der Armee. Denn 61,000 „Nein“ waren aus dem Schooße der Armee gegen ihn gefallen.

Da Napoleon besser als irgend Jemand wußte, auf welchem Weg und in welcher Weise die Millionen „Ja“ für ihn gewonnen worden waren, so daß sie also in seinen eigenen Augen eine feste Sicherheit auf seinem Stuhl ihm nicht gewährten: so erschrack er vor der Minderheit der gegen ihn Stimmenden; denn auf dieser Seite lagen die Intelligenz, die Kraft des moralischen Muthes und 61,000 Soldaten mit Befehlshabern und Untergebenen; darunter — denn die Geheimhaltung der Abstimmung war nur Lug und Trug — ganze Regimenter in Paris.

Die schwere Wolke der Freiheitsbewegung drückte nur noch näher und greifbarer auf das Haupt des Despoten, und sein Kaiserstuhl

zitterte nur noch hörbarer unter dem Grollen in den Tiefen der öffentlichen Meinung der großen Städte.

Seine und der Seinigen finanzielle Lage in Betreff des für sie aus den Staatsgeldern rechtswidrig Entnommenen kam dazu. Es war eine Lage der Verzweiflung nicht bloß für den Bonapartismus als System, sondern für Louis Bonaparte, für die ganze vielzweigige bonapartische Familie und ihren Anhang. Es bot sich, um dem allgemeinen Skandal vor Frankreich und Europa zu entgehen, kein anderes Rettungsmittel als der Krieg; nichts als ein sogleich zu erklärender Krieg; ein Krieg, ehe die großen Eiterbeulen des kaiserlichen persönlichen Regiments in den Pariser Abgeordnetenkammern, also vor den Augen aller Franzosen vernichtend aufbrächen.

Hatten Napoleon III. und sein Anhang, um einestheils im Trüben für sich zu fischen, anderseits um den Abgrund in den Staatsfinanzen zuzudecken, schon seither immer neue Kriege oder Rüstungen zum Kriege zu Hülfe genommen: so griff die durch Blut, Gesinnung oder Mitschuld mit einander verwandte Sippe in dieser äußersten letzten Noth, die im Jahre 1870 aus dem Inneren Frankreich ihr drohte, wieder zu diesem letzten Mittel, zum Krieg.

Aus mehreren Gründen ist es möglich, ja höchst wahrscheinlich, daß Napoleon selbst vorerst den Ausbruch eines Krieges nicht beabsichtigte, sondern nur eine Kriegsrüstung; nur ein nationales Säbelgerassel, berechnet auf die Steuerzahlenden in Frankreich und auf die Friedensliebe des greisen Königs von Preußen. Zwei Wochen verstrichen nach der Kriegserklärung zum Erstaunen Europas, ohne daß er den Krieg anfing.

Ein weiterer Grund für die Annahme, daß es dem Kaiser der Franzosen für seine Person nicht Ernst war, jetzt schon in die volle Aktion des Krieges einzutreten, ergibt sich aus der aufgefundenen Correspondenz desselben. Vor seinem Abgang zur Armee hinterließ er Befehle zu massenhaften Verhaftungen in Paris und durch ganz Frankreich, durch die ein neuer Staatsstreich möglich werden sollte.

Die Verhaftungsbefehle umfaßten nicht bloß die rothen und blauen Republikaner, sondern gingen herab bis auf konservative, aber freisinnige Namen, deren Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue in ihrer Stellung als Staats- oder Gemeindebeamte oder als Volksvertreter ihm „gefährlich“ erschienen; gefährlich dem gegenüber, was er bisher war, und dem gegenüber, was er thun wollte.

Die Verhaftungen waren auf viele Tausende hinein vorgesehen,

ganz wie bei dem ersten Staatsstreich, aber in weit größerem Umfang. Dieser Staatsstreich-Plan war offenbar so berechnet: das „parlamentarische" Regiment sollte wieder in das „persönliche" des Absolutismus zurückversetzt und damit alles vor dem Parlament Unverantwortliche quitt werden, sobald der Kaiser außerhalb Paris an der Spitze der Armee wäre.

Aus Napoleon's III. eigenen Papieren liegt es jetzt offenkund vor, daß das Wort: „die öffentliche Meinung Frankreichs habe ihn zum Kriege gezwungen" eine seiner vielen Lügen ist. Nicht die Meinung der französischen Nation, sondern seine Hofleute trieben ihn in die rasche Kriegserklärung hinein, der in seinen Vermögensverhältnissen ruinirte, wie der noch reicher werden wollende Theil der Kriegspartei am Hofe. Er ließ sich hineintreiben in die Kriegs-Erklärung einerseits durch diese Hofleute und andererseits durch die Furcht vor einer Revolution, wenn nach dem Gesetz des „parlamentarischen" Regiments die bisherige bonapartische Wirthschaft vor der Nationalversammlung sich aufdecken müßte. Nicht weil die Nation den Krieg wollte, sondern weil der Kaiser durch eine Kriegs-Rüstung und eine Kriegs-Erklärung zudecken und stumm machen wollte; weil die Revolution nahe daran war, ihm vor das Haus und auf den Leib zu rücken, und weil in seiner Gewissensangst es ihm in allen Gliedern so war, als säße ihm die Revolution, die erst im Kommen war, schon auf dem Nacken — ist er so weit gegangen, nicht den Krieg anzufangen, sondern nur mit lautem und großem Apparat Kriegslärm und eine Kriegserklärung zu machen.

Der Kriegslärm und die Kriegserklärung sollten finanziell helfen, aber auch die Verhaftungen der „verdächtigen und regierungsfeindlichen, staatsgefährlichen Leute" ermöglichen, sobald der Kaiser außerhalb Paris im Lager wäre.

Das waren die Gedanken Louis Napoleon's selbst und der Besonnenen unter seinen Räthen, derer, die nicht zur Kriegspartei am Hofe gehörten, sondern nur für Bedeckung der finanziellen Verlegenheiten und für den neuen Staatsstreich waren. Bald aber zeigte es sich, daß Einzelnes anders, als vorausgesehen war, ging, und auf das hin wurde der Staatsstreich auf den ersten Sieg der französischen Waffen verschoben.

Für Napoleon III. und sein kaiserliches Regiment waren die Jesuiten fortwährend in Arbeit. Es hatte sich der geistliche und der weltliche Despotismus in Rom und in Paris, die den „unfehlbaren"

Papst beherrschenden Jesuiten und Louis Napoleon, miteinander verschworen gegen die geistige, wie gegen die politische Freiheit. Nach dem ersten Siege der französischen Waffen sollte der volle Absolutismus des Kaiserreichs verkündet und sogar der bigotten Kaiserin Eugenia zu lieb, wie wenigstens ihr Anhang glaubte und sagte, im Einverständniß mit dem Papst und dem Unfehlbarkeits-Konzil zu Rom, „ein reinkatholisches Frankreich hergestellt werden, mit Austreibung aller Protestanten, oder zum Mindesten mit Rückforderung alles protestantischen Kirchenguts in den Besitz der katholischen Kirche."

Da der ausgebrochene Krieg blitzschnell hintereinander statt des ersten Sieges drei erste Niederlagen brachte, so wurde vom Staatsstreich abgesehen, die Verhaftsbefehle wurden vom Kaiser zurückgenommen, das zwischen Rom und Paris Geplante fiel als Kartenhaus in sich zusammen. Aber man vergaß dabei die auf den Staatsstreich bezüglichen Papiere zu vernichten.

Eine weitere Thatsache dafür, daß es dem Kaiser Napoleon für jetzt nicht Ernst war, in einen längeren Krieg, ja überhaupt nur in einen wirklichen Krieg sich mit Preußen zu verwickeln, ist eine Stelle in dem Rundschreiben des Grafen Bismarck vom 29. Juli 1870. Dieses Schreiben erließ Bismarck, nachdem er zuvor über alles das, was von napoleonischer Seite insgeheim ihm und Preußen angesonnen, angeboten und angedroht worden war, über alle die Eroberungsgelüste und Kompensationsforderungen des französischen Hofes der letzten Jahre rückhaltlose „Enthüllungen" gemacht und den Gesandten der europäischen Höfe, namentlich dem englischen Botschafter und auch den Gesandten der süddeutschen Regierungen den von Benedetti's eigener Hand geschriebenen Entwurf der Anschläge auf Belgien und der auf Süddeutschland in die Hand gegeben und sie überzeugt hatte, daß das Papier des Entwurfs französisches Gesandtschaftspapier und die Handschrift die eigene Handschrift Benedetti's war. Diese Enthüllungen waren schon an und für sich eine Niederlage für die Sache Louis Napoleon's und seiner Partei, eine Niederlage ohne einen Tropfen Blut, bloß auf diplomatischem Wege. Bismarck's Staatsklugheit hatte diese Enthüllungen für den rechten Augenblick aufgespart, und ihre Wirkung war eine für Preußen außerordentlich günstige auf die öffentliche Meinung. In jenem Rundschreiben nun, welches diesen Enthüllungen die Krone aufsetzte, findet sich eben auch jene merkwürdige Stelle zum Beleg, daß der Kaiser für jetzt noch gern einem längeren Kriege mit Preußen ausgewichen wäre. Diese Stelle lautet:

„Ich habe Grund zu glauben, daß, wenn die Veröffentlichung der französischen Vorschläge und Anerbietungen unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen Rüstung und unserer Rüstungen uns von Napoleon III. das Anerbieten gemacht sein würde, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter dem bisher unbewaffneten Eurppa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor der ersten Schlacht oder nach derselben mit uns Frieden zu schließen auf Grund der Vorschläge Benedetti's, auf Kosten Belgiens."

Wenn der über Alles, was im engsten Kreise Napoleon's vorging, wohl unterrichtete Kanzler des norddeutschen Bundes Grund hat, das zu glauben, so darf man in diesem Fall annehmen, daß die Sache sich wirklich so verhält. Louis Napoleon hat in seinen Berechnungen ein Spiel mit dem Kriege getrieben. Aber dieses Spiel mit dem Kriege ist für ihn bös ausgeschlagen. Der Krieg, welchen er seinen selbstsüchtigen Zwecken dienstbar machen wollte, entzog sich seiner Leitung, bäumte sich gegen ihn auf und riß ihn zu Boden.

2. Die Hohenzollern-Kandidatur. Die Vermittlung der Großmächte. Die Kriegserklärung. Die Stimmung Deutschlands und Frankreichs.

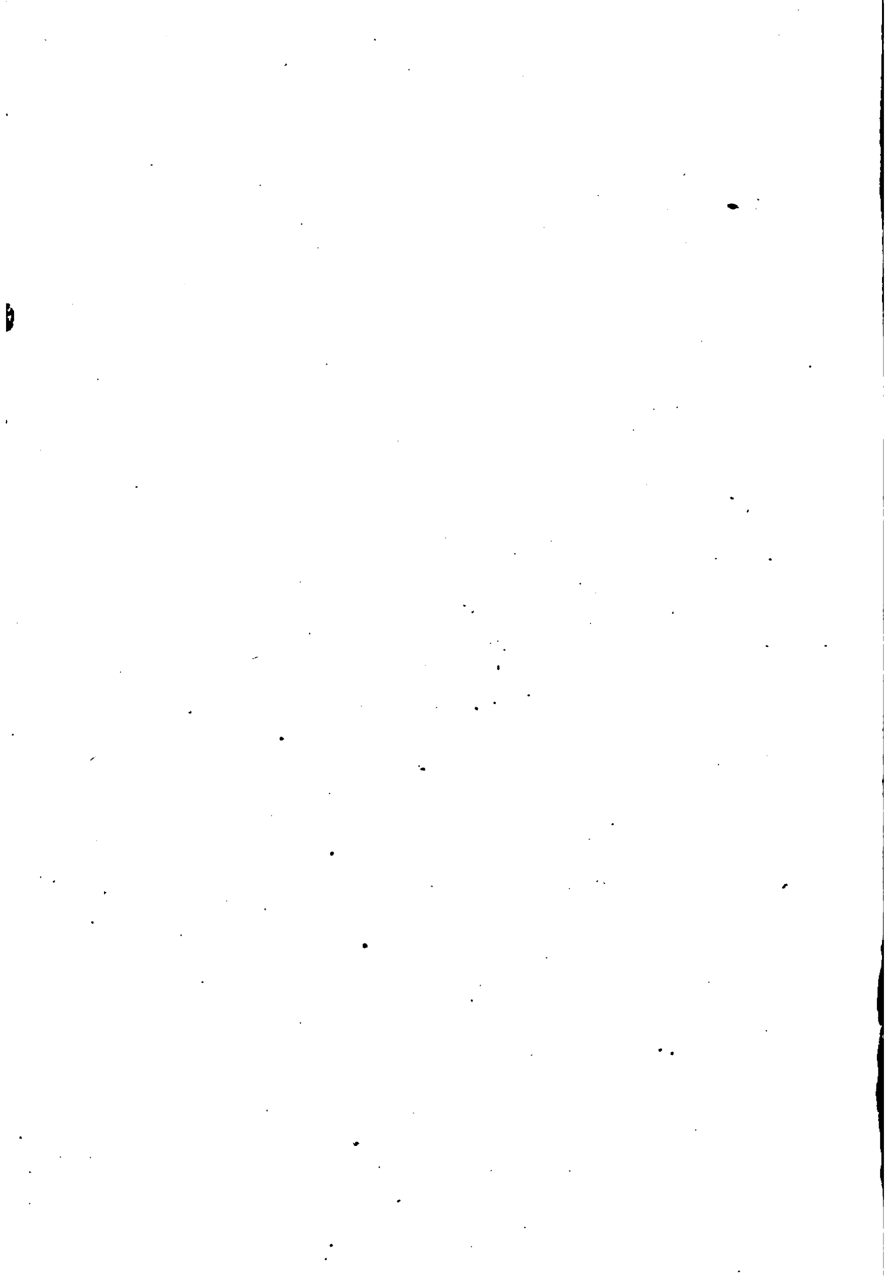
Am 11. Juni theilte der Präsident des spanischen Ministeraths in der Sitzung der Nationalversammlung zu Madrid mit, daß die spanische Regierung seit Monaten mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern über die Annahme der spanischen Krone unterhandeln ließ, daß diese Unterhandlungen, ohne Betheiligung oder Dazwischenkunft irgend einer andern Regierung, unmittelbar mit dem Prinzen und dessen Vater durch den spanischen Gesandten geführt wurden, und daß der Prinz sich endlich entschlossen habe, die Thronkandidatur anzunehmen.

An diesen Fall knüpfte nun die Hofkriegspartei zu Paris an, um den Kaiser durch Ueberstürzung in den Krieg hinein zu treiben oder Preußen zum Krieg herauszufordern. Die Vorhand in diesem Spiel hatte der französische Minister des Auswärtigen, der Herzog von Gramont. Er erklärte in der Abgeordnetenkammer, die französische



Graf von Moltke.

Nach einer Photographie.



Regierung werde nicht dulden, daß eine fremde Macht zum Nachtheile Frankreichs das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte in Europa stören und das Interesse und die Ehre Frankreichs gefährden dürfe, indem sie einen ihrer Prinzen auf den spanischen Thron setze; das Reich Kaiser Karl's V. drohe neu zu erstehen. Das preußische Ministerium erklärte, die Angelegenheit gehe nicht Preußen und Deutschland, sondern nur Spanien und dessen Thronkandidaten etwas an; die Angelegenheit existire für die preußische Regierung nicht. Der König von Preußen befand sich um diese Zeit im Bade Ems. Das benützte Gramont, um hinter dem Rücken Bismarck's unmittelbar auf den König zu wirken. Graf Benedetti war auf Urlaub im Wildbad. Gramont rief ihn ab und schickte ihn nach Ems. Der Aufenthalt des Königs von Preußen im Bad, wo er Badgast war, und die Abwesenheit aller Minister schlossen geschäftliche Anforderungen an den konstitutionellen König aus. Darüber setzte sich der Herzog von Gramont weg. Benedetti wurde am 9. Juli von dem Könige, welcher ihn immer gerne gesehen hatte, wohlwollend empfangen, trotz des Auftretens Gramont's am 6. Juli in der Pariser Kammer. „Der König von Preußen, sagt der französische Unterstaatssekretär im Ministerium Ollivier, J. J. Weiß, war vernünftig und hinlänglich seiner Stärke bewußt, um diese unziemliche Herausforderung Gramont's übersehen zu können.“ Benedetti hatte den Auftrag, „an die Weisheit des Königs zu appelliren, er möchte durch ein an den Prinzen von Hohenzollern zu richtendes Verbot das Wort sprechen, welches Europa die Ruhe wieder gebe.“ Der friedliebende König Wilhelm I. war so freundlich, Schritte zu thun, um die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern zu erlangen. „Dieselbe,“ sagt der französische Unterstaatssekretär, welcher Gramont's und Ollivier's Verheimlichungen und Entstellungen des wahren Sachverhalts neuerdings enthüllt hat, „erfolgte sofort in hinreichend authentischer Form, und wir wurden am 12. Juli davon in Kenntniß gesetzt. Der anerkannte Chef des französischen Kabinets verfiel nun auf den Gedanken, von dem Könige von Preußen zu verlangen, daß derselbe einen eigenhändigen Brief (den man veröffentlichen könnte) an den Kaiser schreiben möge, worin diesem versprochen würde, daß der Prinz von Hohenzollern niemals und in keinem Falle sich mehr um die spanische Krone bewerben werde. Diese Forderung, nach dem, was man so schnell und trotz eines so ungewohnten herausfordernden Auftretens erlangt hatte, war nun doch gewiß ein Akt der äußersten Extravaganz. Demunge-

achtet wurde Herr Benedetti beauftragt, dem Könige von Preußen in Ems die Forderung zu stellen, die man in Paris ausgedacht hatte. Hier nun soll sich der beleidigende Auftritt zugetragen haben, von welchem man so viel gesprochen hat. Dem Könige fiel es gar nicht ein, der Forderung Benedetti's nachzukommen; er begnügte sich mit der unbedingten Ablehnung derselben, und zwar in untadelhaft höflicher Form. Er wollte sogar noch einmal Herrn Benedetti vor dessen Abreise an der Eisenbahn sehen und sprach mit ihm in der verbindlichsten Weise. Herr Benedetti schrieb dieses Herrn von Gramont, und sofort nach Paris berufen, gab er ihm mündlich denselben Bericht über seine letzten Beziehungen mit dem Könige. In gleicher Weise drückte er sich, ohne die ihm durch seine diplomatische Stellung gebotene Rückhaltung zu verletzen, anderen Personen gegenüber aus. Er war ergriffen und überrascht von der ausnehmend ruhigen und höflichen Art, wie der König das ungeschickte und barocke Ansinnen, das er ihm zu übermitteln genöthigt war, zurückwies. Es lag also von Seite des Königs von Preußen dem Gesandten Frankreichs gegenüber weder Beleidigung, noch Beschimpfung, noch irgend ein unrechtes Verfahren vor; ganz im Gegentheil."

Mit dieser Darstellung des französischen Unterstaatssekretärs Weiß stimmt ganz überein sowohl das, was der Generaladjutant des Königs von Preußen, Fürst Reuß, noch vor dem Kriege, als auch das, was Benedetti selbst veröffentlicht hat.

Gramont gab an Benedetti die Weisung zu jenen von dem Unterstaatssekretär Weiß oben gezeichneten unverschämten Forderungen an König Wilhelm gerade in dem Augenblicke, wo das, was Benedetti vom Könige von Preußen zu verlangen mit vielem Geräusch beauftragt wurde, nämlich ein Schreiben des Königs mit der Verzichtleistung des Hohenzollern-Prinzen für immer, bereits vorhanden war, und wo Gramont und Napoleon wußten, daß es vorhanden war. „Es war, sagt Weiß, vorhanden in der einzigen Form, in welcher der Herrscher eines großen Landes es ausstellen konnte, ohne seine Würde zu beeinträchtigen, und ohne die gerechte Empfindlichkeit der Nation zu verletzen, über welche er herrschte. Es war ein eigenhändiger Brief, welchen Wilhelm I. sofort, nachdem ihm die ersten Reklamationen Benedetti's zur Kenntniß gelangt waren, aus freiem Antrieb an den Vater des Prinzen von Hohenzollern geschrieben. Der König sagte darin, und zwar nicht bloß in seiner Eigenschaft als Familienoberhaupt, sondern auch in der als König von Preußen, daß

sein Sohn für immer jeden Anspruch auf den spanischen Thron aufgeben müsse. Gramont theilte die Abschrift dieses Briefes dem Minister Ollivier und dem Marschall Leboeuf mit, dem Kaiser wurde er rechtzeitig vorgelegt. Im Ministerrath aber kam dieser Brief König Wilhelm's niemals zur Sprache; den andern Ministern wurde er verheimlicht, bis die Kriegserklärung eine vollbrachte und nicht wieder gutzumachende Thatsache war.

Das ist das Zeugniß des französischen Unterstaatssekretärs, welches große Klarheit über die Entstehung des Krieges gibt. Also nicht nur vor den Forderungen der freisinnigen Mitglieder der Abgeordnetenkammer, welche die Vorlage der Aktenstücke verlangten, und gegen den Krieg mit Preußen sich aussprachen, sondern vor den eigenen Amtsgenossen im Ministerium Ollivier wurde von diesem, von Gramont und Leboeuf das allerwichtigste Aktenstück in Bezug auf die Frage „ob Friede ob Krieg?" verheimlicht, in gewissenlosester Weise unterschlagen, und diese Drei mit Louis Napoleon und der Kaiserin haben die Verantwortung für den schrecklichen Krieg auf der Seele: sie sind in ganz besonderer Weise belastet.

Als die Kunde von dem französischen Ansinnen an den König von Preußen durch die deutschen Zeitungen lief, fand man darin nicht bloß in Berlin und in Preußen, sondern in ganz Deutschland eine „Unverschämtheit" des französischen Hofes, eine Beleidigung der deutschen Nation, nicht bloß des preußischen Königs. Solche Zeitungen, deren Preußenthum darüber hinein war, wirkten dadurch noch besonders aufregend, daß sie die Sache so darstellten, als wäre von französischer Seite das Wort „Abbitte-Brief" gebraucht worden, welches natürlich nicht gebraucht worden war, und als hätte der französische Botschafter auch die äußeren Formen der Gesellschaft verletzt bei seinen Versuchen, den König noch einmal zu sprechen, was auch nicht der Fall war.

Umgekehrt wurde von den bonaparte'schen Blättern der Vorgang so hingestellt, als sei vom Könige von Preußen „die französische Nationalehre aufs tiefste verletzt worden. In bonaparte'schen Blättern las man, Preußens König habe dem Botschafter des Kaisers und der französischen Nation durch einen seiner Offiziere „die Thüre weisen lassen."

Am 15. Juli gab die französische Regierung im gesetzgebenden Körper und im Senate ihre Erklärung ab, „Frankreich nehme den Krieg auf, welchen Preußen ihm biete." Sie verlangte 560 Mil-

lionen Franken Kredit für Armee und Marine, Einberufung der Mobilgarden und Erlaubniß zu Anwerbung von Freiwilligen auf Kriegsdauer. In einer Nachtsitzung begründete Minister Ollivier die Kriegserklärung.

Thiers, Jules Favre, Grevy, Arago, Pelletan, Gambetta bekämpfen die Ausführungen des Ministers, legen feierlichst Protest ein gegen den Krieg und sprechen für den Frieden als eine Nothwendigkeit im Interesse der Ehre Frankreichs vor Europa, im Interesse des Wohlstands, im Interesse der Humanität und der Freiheit.

Gambetta wiederholt energisch die Forderung, die Dokumente vorzulegen. Ollivier weiß nichts, als ein Telegramm Benedetti's vorzulegen. „Wegen so etwas kann man unmöglich einen Krieg anfangen" erschallt es hier, erschallt es dort. „Wir protestiren", ruft Jules Favre, „daß wegen einer Frage der Empfindlichkeit, wegen einer bloßen Etiquettefrage Ströme von Blut fließen und Europa mit Ruinen bedeckt wird." Noch einmal will Thiers reden, mehr als vierzig Abgeordnete der französischen Kriegspartei dringen mit erhobenen Fäusten auf ihn ein, Schluß und Abstimmung wird verlangt, und mit 169 gegen 83 Stimmen lehnt die Kammer den Antrag der Linken auf Vorlage der Depeschen, ehe man einen Beschluß über den Krieg fasse, tumultuarisch ab, und ohne eine weitere Besprechung zu gestatten, bewilligt die Mehrheit den Krieg und alle Forderungen der Regierung.

Das geschah in der Nachtsitzung am Freitag den 15. Juli. Einzelne waren wohl darunter, die für den Krieg stimmten, weil sie an die angebliche Beschimpfung glaubten. Die Meisten aber bewilligten den Krieg in blinder Ergebenheit, weil sie nur durch Regierungsumtriebe zu ihrem Sitz in der Kammer gekommen waren, und weil sie wußten, daß der Kaiser den Krieg wolle.

Aber nicht Paris wollte ihn, nicht die französische Nation, sondern nur der Pariser Hof, das Heer wohl in Mehrheit, vom Volke aber nur ein Theil. Die Stimmung der Bevölkerung außerhalb Paris dachte nicht an Krieg und Kriegsgelüste. Unwidersprechliche Zeugnisse dafür sind die Provinz-Zeitungen in ihren Leitartikeln. Sie stimmen zusammen in dem, was das Journal de Langres an der Spitze seines Blattes sagte: „Die Aussicht auf einen Krieg Frankreichs mit Preußen rief im Lande einen Eindruck hervor, den wir mit Einem Worte kennzeichnen: Bestürzung!" — Ja wohl,

das Land ist bestürzt, die Kunde von einem Kriege wirkte in wahrhaft niederschmetternder Weise auf das eigentliche Volk."

Die vom Hof unabhängigen Zeitungen in Paris selbst legen ebenfalls einstimmig das gleiche Zeugniß ab. Und diese Stimmen zum Schweigen zu bringen, fing die Regierung an, die Schreckensherrschaft für die Journale einzuführen. Die bonapartistische Presse aber in allen Städten und Städtchen Frankreichs arbeitete in Blättern, Amtsblättchen und Flugschriften und durch mündliche Aufreizung in Cafe's und Wirthshäusern, das Volk in einen Kriegsenthusiasmus hineinzuhetzen.

Auch mit Freitrunk arbeiteten bezahlte bonaparte'sche Führer, die Bevölkerungen für den Krieg zu erhitzen. Den Präfekten, nachher auch den Stadt- und Dorfvorständen wurde befohlen, Stimmungsberichte einzusenden; aber so sehr die zu blinder Dienstwilligkeit vom Kaiser ernannten Präfekten seit Jahren Alles durchgesetzt und so berichtet hatten, wie der napoleonische Hof es verlangte: dießmal machte die Wahrheit sich Luft, unter den Schlangenwindungen der Beamten-Phraseologie brach sie durch. Von allen Präfekten waren es nur elf, welche so berichteten, wie man in den Tuilerien von ihnen wünschte.

Aber weil allezeit von Natur der große Haufe kriegslustig ist, gelang es zuletzt doch, auch einen großen Theil der Bevölkerung in den untern Schichten in den Krieg hineinzuhetzen, durch die verworfensten Mittel, zunächst in Paris und dann auch draußen in den Provinzen. Und als die deutschen Heere über den Rhein gingen und in Frankreich einbrachen, da war — aber erst da — die französische Nation kriegerisch, aber nicht für Louis Napoleon, sondern für die Vertheidigung des vaterländischen Bodens und der nationalen Ehre.

3. Die Waffenerhebung der deutschen Nation und ihr erster Sieg bei Weißenburg.

Es bestand der Feldzugsplan des Kaisers im Jahre 1870 darin, 150,000 Mann in Metz, 100,000 in Straßburg und 50,000 im Lager von Chalons zu sammeln. Die Konzentration der beiden ersten Armeen, die eine an der Saar, die andere am Rhein, enthüllte damit keineswegs die Absichten des Kaisers; denn der Gegner blieb in Un-

gewißheit, ob der Angriff gegen die Rheinprovinzen, oder gegen das Großherzogthum Baden geschehen würde.

Sobald diese Truppen an den bezeichneten Punkten konzentrirt wären, wollte der Kaiser die Armeen von Straßburg und Metz vereinen, an der Spitze von 250,000 Mann den Rhein bei Maxau überschreiten und Rastatt rechts, Germersheim links liegen lassen. Einmal jenseits des Rheins, wollte er die deutschen Südstaaten zwingen, neutral zu bleiben, und dann den Preußen entgegenrücken. Während diese Bewegung sich vollzog, sollten die 50,000 Mann im Lager von Chalons unter dem Befehl des Marschalls Canrobert ihren Marsch auf Metz richten, um den Rücken der Hauptarmee zu decken und die nordwestliche Grenze zu bewachen. Gleichzeitig sollte die in der Ostsee kreuzende französische Flotte im Norden Preußens einen Theil der deutschen Streitmacht zur Vertheidigung der mit einer Ausschiffung bedrohten Küsten zurückhalten.

Den kaiserlichen Befehlen gemäß bewegten sich schon seit der Frühe des 12. Juli, also eine Woche früher, als die Kriegserklärung in Berlin abgegeben wurde, viele Tausende von Eisenbahnwagen der Rheingränze zu, mit Mannschaften, Geschützen, Pferden, Proviant und anderem Bedarf zum Kriege. Schon am 13. Juli meldeten die Blätter der bonaparte'schen Kriegspartei: „Seit gestern Mittag sind 1200 requirirte Güterwagen der Westbahn beschäftigt, Getreide und Zwieback an die Grenze zu schaffen. 254 Lazarethwagen sind gestern mittelst Eilzug nach der Grenze abgegangen. Es ist vollständig erwiesen, daß die Pferde und das ganze Felddienstpersonal des Kaisers an die Grenze abgegangen sind."

Diese massenhafte Anhäufung von Truppen und Kriegsbedürfnissen, welche natürlich in kleinem Maßstab sich schon lange in der Stille vollzogen hatte, ehe die Zeitungen davon redeten, warf Schrecken hinein in die Badener und in die Pfälzer.

In ganz Deutschland fühlten wohl Millionen Herzen, zumal alle, welche die wunderbare Schönheit dieser badischen und pfälzischen Rheinlande mit Augen geschaut hatten, ängstlich die Gefahr mit, welche diesen Gegenden auf dem Halse war, die Leiden mit, welche bei einem raschen Vordringen der Franzosen denselben gewiß waren. Denn die drei süddeutschen Staaten waren für sich allein nicht mächtig, jedenfalls nicht gerüstet genug, um einem plötzlichen Einfall französischer Uebermacht ins badische und ins rheinbayerische Land widerstehen zu können, wenn Napoleon III. that, was die Preußen im

Jahre 1866 thaten, welche mit dem Tage der Kriegserklärung schon in der Morgenfrühe in die gegnerischen Lande einbrachen und überrumpelnd vorwärts drangen. Die Preußen aber waren im Jahre 1870 zur Zeit der Kriegserklärung vorerst noch weit weg, nicht bloß von Baden, sondern sogar von dem näheren Rheinbayern.

Man hat es ein Wunder genannt, daß diese Gefahr abgewendet wurde; daß Napoleon III. nicht über die Rheinbrücke ging, ehe diese, am 22. Juli, deutscherseits bei Kehl in die Luft gesprengt wurde. Ein Wunder war es nicht, aber eine Fügung.

Der Oberbefehlshaber des 1. Armeekorps war Mac-Mahon mit seinen Unterbefehlshabern Ducrot, Abel, Douay, Raoult, de Latige und Duhesme mit 4 Divisionen zu Fuß und 7 Regimentern zu Pferd. Der Oberbefehlshaber des 2. Armeekorps war Frossard mit 3 Divisionen Fußvolk und 4 Reiterregimentern. Befehlshaber des 3. Armeekorps war Bazaine mit 4 Divisionen Fußvolk und 7 Reiterregimentern. Befehlshaber des 4. Armeekorps war L'Admirault mit 3 Divisionen Fußvolk und 4 Reiterregimentern. Befehlshaber des 5. Armeekorps war Failly mit 3 Divisionen Fußvolk und 4 Reiterregimentern; der des 6. Armeekorps war Canrobert mit 4 Divisionen Fußvolk und 6 Reiterregimentern; der des 7. Armeekorps Felix Douay mit 3 Divisionen Fußvolk und 5 Reiterregimentern. Das Gardekorps mit 2 Divisionen zu Fuß und 6 Regimentern Reiterei befehligte dessen bisheriger Oberkommandant Bourbaki. Das Reiterei-Reservekorps war nach den Pariser Veröffentlichungen erst in der Bildung begriffen mit 12 Regimentern.

Den Berichten nach war das französische Heer wohl eine Streitmacht, vor welcher nicht bloß Baden und die Pfalz, sondern Württemberg und Bayern bange sein durfte, wofern nur ein Viertheil sofort mit der Kriegserklärung hereinbrach. In diesem Augenblicke hätte Süddeutschland nicht einmal die Hälfte dieses Viertheils, um sie den hereinbrechenden Franzosen entgegen zu werfen, zur Hand gehabt. Denn diese Rheinarmee hätte dann weit über dritthalbmal hunderttausend Mann betragen.

Aber mit Erstaunen sah die Welt, daß die französische Aktion stockte.

Napoleon ging nicht über den Rhein, weder bei Straßburg noch bei Heidelberg, wie man fürchtete; Fachmänner hatten geglaubt, Napoleon III., als Kopist Napoleon's I., werde den Rheinübergang und den Angriff da bewerkstelligen, „wo sich die Fuge zwischen den

gewißheit, ob der Angriff gegen die Rheinprovinzen, oder gegen das Großherzogthum Baden geschehen würde.

Sobald diese Truppen an den bezeichneten Punkten konzentrirt wären, wollte der Kaiser die Armeen von Straßburg und Metz vereinen, an der Spitze von 250,000 Mann den Rhein bei Maxan überschreiten und Rastatt rechts, Germersheim links liegen lassen. Einmal jenseits des Rheins, wollte er die deutschen Südstaaten zwingen, neutral zu bleiben, und dann den Preußen entgegenrücken. Während diese Bewegung sich vollzog, sollten die 50,000 Mann im Lager von Chalons unter dem Befehl des Marschalls Canrobert ihren Marsch auf Metz richten, um den Rücken der Hauptarmee zu decken und die nordwestliche Grenze zu bewachen. Gleichzeitig sollte die in der Ostsee kreuzende französische Flotte im Norden Preußens einen Theil der deutschen Streitmacht zur Vertheidigung der mit einer Ausschiffung bedrohten Küsten zurückhalten.

Den kaiserlichen Befehlen gemäß bewegten sich schon seit der Frühe des 12. Juli, also eine Woche früher, als die Kriegserklärung in Berlin abgegeben wurde, viele Tausende von Eisenbahnwagen der Rheingränze zu, mit Mannschaften, Geschützen, Pferden, Proviant und anderem Bedarf zum Kriege. Schon am 13. Juli meldeten die Blätter der bonaparte'schen Kriegspartei: „Seit gestern Mittag sind 1200 requirirte Güterwagen der Westbahn beschäftigt, Getreide und Zwieback an die Grenze zu schaffen. 254 Lazarethwagen sind gestern mittelst Eilzug nach der Grenze abgegangen. Es ist vollständig erwiesen, daß die Pferde und das ganze Felddienstpersonal des Kaisers an die Grenze abgegangen sind."

Diese massenhafte Anhäufung von Truppen und Kriegsbedürfnissen, welche natürlich in kleinem Maßstab sich schon lange in der Stille vollzogen hatte, ehe die Zeitungen davon redeten, warf Schrecken hinein in die Badener und in die Pfälzer.

In ganz Deutschland fühlten wohl Millionen Herzen, zumal alle, welche die wunderbare Schönheit dieser badischen und pfälzischen Rheinlande mit Augen geschaut hatten, ängstlich die Gefahr mit, welche diesen Gegenden auf dem Halse war, die Leiden mit, welche bei einem raschen Vordringen der Franzosen denselben gewiß waren. Denn die drei süddeutschen Staaten waren für sich allein nicht mächtig, jedenfalls nicht gerüstet genug, um einem plötzlichen Einfall französischer Uebermacht ins badische und ins rheinbayerische Land widerstehen zu können, wenn Napoleon III. that, was die Preußen im

Jahre 1866 thaten, welche mit dem Tage der Kriegserklärung schon in der Morgenfrühe in die gegnerischen Lande einbrachen und überrumpelnd vorwärts drangen. Die Preußen aber waren im Jahre 1870 zur Zeit der Kriegserklärung vorerst noch weit weg, nicht bloß von Baden, sondern sogar von dem näheren Rheinbayern.

Man hat es ein Wunder genannt, daß diese Gefahr abgewendet wurde; daß Napoleon III. nicht über die Rheinbrücke ging, ehe diese, am 22. Juli, deutscherseits bei Kehl in die Luft gesprengt wurde. Ein Wunder war es nicht, aber eine Fügung.

Der Oberbefehlshaber des 1. Armeekorps war Mac-Mahon mit seinen Unterbefehlshabern Ducrot, Abel, Douay, Raoult, de Latige und Duhesme mit 4 Divisionen zu Fuß und 7 Regimentern zu Pferd. Der Oberbefehlshaber des 2. Armeekorps war Frossard mit 3 Divisionen Fußvolk und 4 Reiterregimentern. Befehlshaber des 3. Armeekorps war Bazaine mit 4 Divisionen Fußvolk und 7 Reiterregimentern. Befehlshaber des 4. Armeekorps war L'Admirault mit 3 Divisionen Fußvolk und 4 Reiterregimentern. Befehlshaber des 5. Armeekorps war Failly mit 3 Divisionen Fußvolk und 4 Reiterregimentern; der des 6. Armeekorps war Canrobert mit 4 Divisionen Fußvolk und 6 Reiterregimentern; der des 7. Armeekorps Felix Douay mit 3 Divisionen Fußvolk und 5 Reiterregimentern. Das Gardekorps mit 2 Divisionen zu Fuß und 6 Regimentern Reiterei befehligte dessen bisheriger Oberkommandant Bourbaki. Das Reiterei-Reservekorps war nach den Pariser Veröffentlichungen erst in der Bildung begriffen mit 12 Regimentern.

Den Berichten nach war das französische Heer wohl eine Streitmacht, vor welcher nicht bloß Baden und die Pfalz, sondern Württemberg und Bayern bange sein durfte, wofern nur ein Viertheil sofort mit der Kriegserklärung hereinbrach. In diesem Augenblicke hätte Süddeutschland nicht einmal die Hälfte dieses Viertheils, um sie den hereinbrechenden Franzosen entgegen zu werfen, zur Hand gehabt. Denn diese Rheinarmee hätte dann weit über dritthalbmal hunderttausend Mann betragen.

Aber mit Erstaunen sah die Welt, daß die französische Action stockte.

Napoleon ging nicht über den Rhein, weder bei Straßburg noch bei Heidelberg, wie man fürchtete; Fachmänner hatten geglaubt, Napoleon III., als Kopist Napoleon's I., werde den Rheinübergang und den Angriff da bewerkstelligen, „wo sich die Fuge zwischen den

preußischen und den süddeutschen Streitkräften befinde, also in der Gegend von Heidelberg.“ Baden war von Truppen entblöst von Basel bis Rastatt, und doch erfolgte kein Rheinübergang oben, auch in die Rheinpfalz rückte kein französisches Armeekorps ein. Und doch mußte jeder Tag, welchen Napoleon mit dem Angriff zögerte, ein Gewinn für Deutschland sein. Das mußte der französische Kaiser einsehen, und darum verstand Niemand hüben das Zögern Napoleon's.

Es lag für Jedermannn vor Augen und auf der Hand, daß diese Verzögerung den Preußen gestattete, am Mittelrhein immer größere Massen heranzuziehen und davon selbst an den Oberrhein genug vorzuschieben, und die deutschen Oberlande zu decken.

Die Gründe von diesem räthselhaften Ausbleiben des französischen Angriffs auf Deutschland, welches sich nach der Verkündung Bismarks und seines Königs nur auf die Vertheidigung der deutschen Gränzen rüstete, waren von vielerlei Art: militärische, politische, psychologische und eigenthümlich-diplomatische, durch ein überaus geschicktes Manöver Bismarks veranlaßt.

Im Angesicht des Krieges von 1870, welchen Napoleon III. leichtsinnig erklärt hatte, erschrack er, mit der von ihm verführten, sittlich und körperlich kraftlos gemachten Jugend Frankreichs der deutschen Jugend entgegenzutreten, welche er aus seinem längeren Aufenthalt in Deutschland in Zucht und Kraft des Leibes und der Seele wußte. Jetzt, da der Augenblick der That da war, erschien ihm der lang in seinen Gedanken herumgetragene Krieg ein bedenkliches Wagniß, und es überkam ihn jenes ihm eigenthümliche Zweifeln, Schwanken und Zaudern; er fühlte sich ohne Muth und ohne Vertrauen. Das war der psychologische Grund davon, daß sich sein Angriff verzog.

Dazu kamen politische Gründe. In den deutschen Südstaaten hatte er sich getäuscht. Statt als seine Verbündete oder mindestens durch ihre Neutralität ihm zu nützen, waren sie jetzt Freunde Preußens und seine Feinde. Er sah sich in der Lage, nach Verbündeten auszugehen, er suchte plötzlich Allianzen in Wien und Italien.

Zwischen die geheimen Verhandlungen, zwischen dieses Suchen Napoleon's nach Allianzen hinein warf Bismark seine „Enthüllungen“, welche in der ganzen Welt Aufsehen machten. Bismark bestätigte durch diese Enthüllungen über die napoleonische Politik offiziell, wovon bisher nur unverbürgte Gerüchte im Umlauf waren. Er machte diese Enthüllungen nicht nur in London, sondern auch in Wien und

am italienischen Hofe, und sorgte dafür, daß sie in den Zeitungen veröffentlicht wurden. Jetzt erst, unter der geladenen Gewitterwolke des Kriegs, jetzt, da Napoleon den Waffenlärm angefangen, der plötzlich stockte, jetzt, in dieser für Frankreich selbst wie für Europa gleich unheimlichen Ruhe, unter diesem Aufschub des Angriffs, enthüllte Bismark jene durch Benedetti wie zuvor durch Drouin de Lhuys und den Prinzen Napoleon gemachten Anträge an Preußen und die Forderungen des französischen Kaisers; Frankreich müsse für jede preußische Gebietsvergrößerung in entsprechender Weise entschädigt werden, jene Traktat-Entwürfe für Länderraub, jene Anschläge auf Belgien und sogar auf die französische Schweiz und auf Piemont. Jetzt erst veröffentlichte er den von Napoleon an ihn gemachten Vorschlag, Preußen und Frankreich sollen mit ihren gerüsteten Heeren zusammen gehen und dem unbewaffneten Europa gegenüber den Besitzstand in demselben ändern.

Durch diese Enthüllungen, gerade in diesem Zeitpunkt des napoleonischen Suchens nach Verbündeten gemacht, isolirte Bismark den Kriegserklärer Napoleon. Er sagte damit den verschiedenen Ländern, welche von den Ausgleichs-Forderungen Nrpoleon's berührt waren, wessen sie sich von dem ländergierigen Kaiser zu gewärtigen haben, und damit war die Saat des Mißtrauens gegen Frankreich ausgestreut in England und Oesterreich, in Belgien, in Italien und in der Schweiz.

Alles das aber fiel hinein in die letzte Woche des Juli, in die gewitterschwüle Ruhe, in den Aufschub. Bismarck hat mit diesem diplomatischen Fechterstreich zugleich Napoleon auf seinem Kriegsgang beirrt, seinen Kopf verwirrt und ihn vom Militärischen abgezogen, daß er, Tage lang durch diesen diplomatischen Angriff beschäftigt, nur an diese Abwehr und nicht an den militärischen Angriff Deutschlands dachte.

Napoleon fühlte sich und Frankreich isolirt, so tief, „daß in seinem Gesicht jener Grundzug der Traurigkeit“ zum Ausdruck kam, welchen seine Umgebungen bemerkten. Er war dadurch so schwer getroffen, daß er auf's Neue auf einen Friedensschluß nach der ersten Schlacht seine Hoffnung setzte, auf eine Verständigung mit Bismarck, in der Weise, in welcher sie ja durch Vorgänge angebahnt sei.

Die Hofkriegspartei aber, von welcher die Kaiserin Eugenie umgeben war, und, von ihr inspirirt, sie selbst, sagten dem Kaiser, „ein Friedensschluß nach einer französischen Niederlage würde der Untergang der Napoleoniden sein.“

War das Bisherige schon genug, zu verstimmen und zu entmuthigen, so kam noch dazu, daß jetzt, wo der Krieg anfangen sollte, die Fehler der bisherigen militärischen Organisation zu Tage traten, und daneben noch die Lücken in den Kriegsrüstungen, welche dadurch entstanden waren, daß gar Manches nur auf dem Papier gerüstet war und die Gelder für Vieles, was hätte erstellt werden sollen, andere Wege und Verwendungen gefunden hatten. Beides schadete gleich viel.

Als Louis Napoleon die ganze militärische Macht Frankreichs in Bewegung zu setzen Befehl gab, fehlte es an dem Räderwerk, durch welches allein das hätte regelmäßig geschehen können. Keine vorbereitende Maßregel zu diesem Zweck war von dem Kriegsminister Leboeuf getroffen worden, um das früher Versäumte einigermaßen nachzuholen.

So kam es, daß zwei volle Wochen und darüber für denjenigen Theil, welcher den Krieg erklärt hatte, für Louis Napoleon, unwiederbringlich verloren gingen, und daß inzwischen die deutsche Kraft sich sammeln, Preußen den Süddeutschen gewaltige Streitkräfte an den Oberrhein zu Hülfe schicken und in der Rheinpfalz das deutsche Hauptheer, mit allen Mitteln versehen, seine Aufstellung nehmen konnte, während von Frankreich her noch lange nicht die Hälfte der in Rechnung genommenen Streitkräfte zur Hand war.

Denn als der „Oberfeldherr aller französischen Armeen," Louis Napoleon, endlich am 28. Juli in Metz eintraf, zählte die Armee von Metz statt 150,000 Mann nur 100,000, die Armee von Straßburg statt 100,000 nur 40,000, und das Corps des Marschalls Canrobert war so wenig beisammen, daß eine Division davon noch in Paris, die andere noch in Soissons zurück war; die zu ihm gehörenden 6 Kavallerie-Regimenter waren noch nicht bereit, eben so wenig seine Artillerie. Auch nicht eine einzige der so stolz in die Welt hinein verkündeten Armeen Frankreichs war vollständig mit Demjenigen ausgerüstet, was nothwendig ist, um ins Feld zu ziehen.

Napoleon III. hatte den beginnenden Krieg als einen Kampf für die „Freiheit und die civilisatorischen Ideen" hingestellt; König Wilhelm verkündete denselben Krieg als eine blutige Saat, aus welcher eine „gesegnete Erndte deutscher Freiheit" sprießen werde. Der Eine wie der Andere nahm für sich die Gerechtigkeit seiner Sache und den Segen Gottes in Anspruch.

Die Verzettelung der Aufstellung der französischen Streit-

kräfte sprang jedermann von Anfang an in die Augen. Die Kritik aller unbefangenen militärischen Fachmänner außerhalb Deutschlands, nicht bloß innerhalb desselben, hat sie verurtheilt als einen Beweis der absoluten militärischen Unfähigkeit Napoleon's III., als eine „unbegreifliche" Verzettelung der ohnedieß nicht großen Zahl der verfügbaren Streitkräfte.

Weil Napoleon III. einen ersten Sieg für die Pariser durchaus nöthig hatte, so sorgte er dafür, daß wenigstens die Nachricht von einem solchen durch Frankreich laufe. Er begab sich von Metz am 1. August in das Lager Frossard's, um das, was seitdem unter dem Namen „die Comödie von Saarbrücken" bekannt ist, in Scene zu setzen.

Moltke, der Leiter der deutschen Kriegsführung, hatte nach Saarbrücken nur einen kleinen Posten vorgeschoben. Dieser Posten hatte die Aufgabe, während auf deutscher Seite die Aufstellung des Heeres an dieser Gränze sich vollzog, die gegenüberstehenden Franzosen zu täuschen, als stände hier eine größere Macht; hinzuhalten, um die deutsche Aufstellung mit voller Sicherheit und Ruhe vor sich gehen zu lassen. In Saarbrücken lag nur ein Bataillon des vierten preußischen Infanterieregiments (das hohenzollernsche), und drei Schwadronen des siebten Uhlanenregiments, Rheinländer, unter dem Befehl des Oberstlieutenants von Pestel, alles zusammen 1500 Mann. Gegenüber, auf den Höhen von Spicheren, stand General Bataille, als vorgeschobener Posten des bei St. Avold konzentrirten zweiten französischen Armeekorps unter Frossard. Sie verschanzten sich auf diesen Höhen. Ziemlich nahe dabei, um Boulay her, stand Bazaine's Corps. Diesen zwei, zusammen 50,000 Mann starken französischen Corps befanden sich 1500 Preußen, welche die Besatzung von Saarbrücken ausmachten, gegenüber. Darum wollte die oberste Führung im deutschen Hauptquartier diese tapfere Schaar, um sie nicht zu opfern, zurückziehen. Aber der Befehlshaber dieser Schaar, Oberstlieutenant von Pestel, telegraphirte die Bitte zurück, sie auf diesem Ehrenposten zu belassen, auf dem sie schon vierzehn Tage lang ganzen Divisionen des Feindes gegenüber gestanden. „Das Benehmen der Franzosen, schrieb er, zeigt, daß sie sich vor uns fürchten." Das Hauptquartier bewilligte die Bitte des unerschrockenen Häufleins, um so mehr, als man jetzt bereits in der Lage war, dasselbe noch durch zwei Bataillone zu unterstützen, und zwei Meilen rückwärts Truppen zur Sicherung ihres Abmarsches aufstellen zu können.

War das Bisherige schon genug, zu verstimmen und zu entmuthigen, so kam noch dazu, daß jetzt, wo der Krieg anfangen sollte, die Fehler der bisherigen militärischen Organisation zu Tage traten, und daneben noch die Lücken in den Kriegsrüstungen, welche dadurch entstanden waren, daß gar Manches nur auf dem Papier gerüstet war und die Gelder für Vieles, was hätte erstellt werden sollen, andere Wege und Verwendungen gefunden hatten. Beides schadete gleich viel.

Als Louis Napoleon die ganze militärische Macht Frankreichs in Bewegung zu setzen Befehl gab, fehlte es an dem Räderwerk, durch welches allein das hätte regelmäßig geschehen können. Keine vorbereitende Maßregel zu diesem Zweck war von dem Kriegsminister Leboeuf getroffen worden, um das früher Versäumte einigermaßen nachzuholen.

So kam es, daß zwei volle Wochen und darüber für denjenigen Theil, welcher den Krieg erklärt hatte, für Louis Napoleon, unwiederbringlich verloren gingen, und daß inzwischen die deutsche Kraft sich sammeln, Preußen den Süddeutschen gewaltige Streitkräfte an den Oberrhein zu Hülfe schicken und in der Rheinpfalz das deutsche Hauptheer, mit allen Mitteln versehen, seine Aufstellung nehmen konnte, während von Frankreich her noch lange nicht die Hälfte der in Rechnung genommenen Streitkräfte zur Hand war.

Denn als der „Oberfeldherr aller französischen Armeen," Louis Napoleon, endlich am 28. Juli in Metz eintraf, zählte die Armee von Metz statt 150,000 Mann nur 100,000, die Armee von Straßburg statt 100,000 nur 40,000, und das Corps des Marschalls Canrobert war so wenig beisammen, daß eine Division davon noch in Paris, die andere noch in Soissons zurück war; die zu ihm gehörenden 6 Kavallerie-Regimenter waren noch nicht bereit, eben so wenig seine Artillerie. Auch nicht eine einzige der so stolz in die Welt hinein verkündeten Armeen Frankreichs war vollständig mit Demjenigen ausgerüstet, was nothwendig ist, um ins Feld zu ziehen.

Napoleon III. hatte den beginnenden Krieg als einen Kampf für die „Freiheit und die civilisatorischen Ideen" hingestellt; König Wilhelm verkündete denselben Krieg als eine blutige Saat, aus welcher eine „gesegnete Erndte deutscher Freiheit" sprießen werde. Der Eine wie der Andere nahm für sich die Gerechtigkeit seiner Sache und den Segen Gottes in Anspruch.

Die Verzettelung der Aufstellung der französischen Streit-

kräfte sprang jedermann von Anfang an in die Augen. Die Kritik aller unbefangenen militärischen Fachmänner außerhalb Deutschlands, nicht bloß innerhalb desselben, hat sie verurtheilt als einen Beweis der absoluten militärischen Unfähigkeit Napoleon's III., als eine „unbegreifliche" Verzettelung der ohnedieß nicht großen Zahl der verfügbaren Streitkräfte.

Weil Napoleon III. einen ersten Sieg für die Pariser durchaus nöthig hatte, so sorgte er dafür, daß wenigstens die Nachricht von einem solchen durch Frankreich laufe. Er begab sich von Metz am 1. August in das Lager Frossard's, um das, was seitdem unter dem Namen „die Comödie von Saarbrücken" bekannt ist, in Scene zu setzen.

Moltke, der Leiter der deutschen Kriegsführung, hatte nach Saarbrücken nur einen kleinen Posten vorgeschoben. Dieser Posten hatte die Aufgabe, während auf deutscher Seite die Aufstellung des Heeres an dieser Gränze sich vollzog, die gegenüberstehenden Franzosen zu täuschen, als stände hier eine größere Macht; hinzuhalten, um die deutsche Aufstellung mit voller Sicherheit und Ruhe vor sich gehen zu lassen. In Saarbrücken lag nur ein Bataillon des vierten preußischen Infanterieregiments (das hohenzollernsche), und drei Schwadronen des siebten Uhlanenregiments, Rheinländer, unter dem Befehl des Oberstlieutenants von Pestel, alles zusammen 1500 Mann. Gegenüber, auf den Höhen von Spicheren, stand General Bataille, als vorgeschobener Posten des bei St. Avold konzentrirten zweiten französischen Armeekorps unter Frossard. Sie verschanzten sich auf diesen Höhen. Ziemlich nahe dabei, um Boulay her, stand Bazaine's Corps. Diesen zwei, zusammen 50,000 Mann starken französischen Corps befanden sich 1500 Preußen, welche die Besatzung von Saarbrücken ausmachten, gegenüber. Darum wollte die oberste Führung im deutschen Hauptquartier diese tapfere Schaar, um sie nicht zu opfern, zurückziehen. Aber der Befehlshaber dieser Schaar, Oberstlieutenant von Pestel, telegraphirte die Bitte zurück, sie auf diesem Ehrenposten zu belassen, auf dem sie schon vierzehn Tage lang ganzen Divisionen des Feindes gegenüber gestanden. „Das Benehmen der Franzosen, schrieb er, zeigt, daß sie sich vor uns fürchten." Das Hauptquartier bewilligte die Bitte des unerschrockenen Häufleins, um so mehr, als man jetzt bereits in der Lage war, dasselbe noch durch zwei Bataillone zu unterstützen, und zwei Meilen rückwärts Truppen zur Sicherung ihres Abmarsches aufstellen zu können.

Bereits am Abend des 1. August machten sich größere Bewegungen hinter den französischen Vorposten bemerklich und am Morgen des 2. August meldeten die vorgegangenen preußischen Patrouillen das Anrücken starker französischer Colonnen auf der Straße von Forbach, sowie nördlich und südlich derselben. Das Vorpostenbataillon nahm hierauf mit drei Compagnien Stellung westlich der Stadt, woselbst das Terrain einer Vertheidigung noch am günstigsten war. Eine Compagnie blieb in der Stadt als Reserve. Die zur Aufnahme bestimmten Unterstützungs-Bataillone formirten sich auf dem rechten Saarufer. Bald zeigte es sich, daß die Franzosen sehr bedeutende Kräfte entwickelten. Von den Höhen des linken Thalrandes spielte ein gewaltiges Batterienfeuer. Dort befand sich Kaiser Napoleon in Person und sein Sohn Louis. In französischen Zeitungen hatte man die deutschen Streitkräfte in und um Saarbrücken auf die Höhe von 100,000 bis 200,000 hinaufgeschraubt und die großartigsten Kämpfe dort in Aussicht gestellt. Um so einen Kampf mit so einem feindlichen Gegenüber als ein Schauspiel für Paris und Frankreich aufzuführen, war der Kaiser von Metz herüber zu Frossard gekommen. Frossard's ganzes Armeekorps war am Morgen des 2. August auf den Spicherer Höhen aufmarschirt. Bazaine hatte Weisung, am selben Tage mit einer Division gegen Wehrden vorzugehen. Vier Rohrbatterien und eine Mitraillensenbatterie fuhren fort, unter den Augen des Kaisers von den Höhen des linken Thalrands herab die diesseits stehenden deutschen Truppen zu beschießen, doch ohne besondere Wirkung. Abgesehen von diesem Artilleriefeuer deuteten, wie der preußische amtliche Bericht sagt, die französischen Maßnahmen zunächst mehr auf eine Revue, als auf die Absicht eines ernsten Gefechtes hin. Erst gegen 11 Uhr Vormittags stiegen mehrere Bataillone von den Höhen herab, hielten aber auf eine kolossale Entfernung und gaben Salven und Schnellfeuer ohne einen Erfolg ab. Ohne von den Franzosen gedrängt zu werden und in voller Ordnung führten die deutschen Kompagnien den Abmarsch aus, durch die Stadt Saarbrücken auf das rechte Saarufer hinüber. Nach 1 Uhr trat das gesammte deutsche Detachement den Abmarsch an und bivouakirte die Nacht bei Püttlingen, eine Meile nordwestlich von Saarbrücken, durch nichts behelligt, als durch Granaten und Mitrailleusenkugeln, welche, aus zu ungeheurer Entfernung nachgeschossen, ihnen nicht verderblich werden konnten. — Der deutsche Verlust an Todten, Verwundeten und

Vermißten — war 2 Offiziere und 73 Mann. 45 Todte und 80 Verwundete sollen es auf französischer Seite gewesen siin.

General Frossard fragte den deutschen Bürgermeister zu Saarbrücken, wie viele Preußen ihm im Gefecht gegenüber gestanden? „Nur drei Kompagnien," antwortete Schmidborn der Wahrheit gemäß. „Nun," rief Frossard, „dann sind es brave Soldaten gewesen, nach den Verlusten, die sie uns beigebracht haben. Ich bin schlecht berichtet gewesen."

Es war nicht einmal ein Gefecht, diese Tagesbegebenheit. Der Erfund der Wahrheit beschämte tief den ehrlichen Frossard. Aber Kaiser Napoleon berichtete den „großen Sieg der französischen Waffen in der Schlacht bei Saarbrücken" nach Paris. Das erste Telegramm lautete: „Metz. 2. August, 4 Uhr 50 Minuten Abends. Sieg bei Saarbrücken. Die Division Frossard hat drei preußische Divisionen über den Haufen geworfen und niederkartätscht. Der Kaiser ist im Triumph nach Metz zurückgekehrt. Unsere Armee hat die Offensive ergriffen, die Grenze überschritten und das preußische Territorium überfallen. Ungeachtet der Stärke der feindlichen Stellung reichten einige unserer Bataillone hin, um die Höhen zu nehmen, welche Saarbrücken beherrschen, und unsere Artillerie hat den Feind schnell aus der Stadt vertrieben. Der Elan unserer Truppen war so groß, daß unsere Verluste nur unbedeutend waren. Der Kampf begann um 11 Uhr und war um 1 Uhr zu Ende. Der Kaiser wohnte den Operationen an und der kaiserliche Prinz, welcher ihn überall hin begleitete, hat auf dem ersten Schlachtfelde die Feuertaufe erhalten. Des Prinzen Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit waren des Namens würdig, welchen er trägt. Der Kaiser ist um 4 Uhr nach Metz zurückgekommen."

So begann man in diesem Kriege auf französischer Seite mit kolossalem Schwindel, mit jenen amtlichen Lügenberichten, welche so verhängnißvoll für Frankreich geworden sind. Der kaiserliche Lügner fing damit an, ein republikanischer Diktator setzte sie später fort. In Paris berauschten sich Viele im Jubel über den ersten „Schlachtsieg vom 2. August", aber nicht alle. Die freisinnigen Männer täuschte die amtliche Lüge nicht; gerade die Ueberschwänglichkeit der Verherrlichung, welche dem kaiserlichen Prinzen und den Mitrailleusen in den Berichten wurde, mußte verdächtig sein. Sie sahen darin etwas auf theatralischen Effekt Berechnetes, und der Siecle deckte die Wahrheit bald genug auf.

Aber in Deutschland, zumal in Preußen, hatten die französischen Berichte und das bisherige Schweigen des deutschen Hauptquartiers, das so wohl berechnet war, Verstimmung, bei Vielen Bestürzung zur Folge. Ja, in höhern und niedern Kreisen zeigte sich Unruhe, welche zunahm, als von deutscher Seite keine amtliche Veröffentlichung über ein Zusammentreffen der Gegner abgegeben wurde, welches von französischer Seite, vom Kaiser selbst als ein Schlachtsieg hingestellt war. Das fortwährende Schweigen seiner Heerleitung drückte auf das deutsche Volk. Um so tiefer drang in es ein — die wahre deutsche Siegesbotschaft vom Rheinübergang des Kronprinzen von Preußen und von der Erstürmung Weißenburgs.

Am 3. August, also am Tage nach der napoleonischen Comödie von Saarbrücken, war die Aufstellung der deutschen Heere vollendet. Die Nordbunds-Truppenmassen, die bisher von Trier bis Speyer oder rechts von der obern Mosel, in Front die Saarlinie, links bis zum Rhein gestanden waren, gingen nun rasch vor. Die schwierige nnd gefährliche Stelle der Vorpostenkette hörte damit auf; diese hatte glänzend ihre Aufgabe gelöst, „die Heeraufstellung der deutschen Armee dem Feinde verborgen zu halten." Auch weiter hinauf am Rhein war die deutsche Massenaufstellung vollzogen. Und auf allen Punkten vermochten jetzt die deutschen Streitkräfte gegen die französische Gränze sich in Bewegung zu setzen und dieselbe zu überschreiten. Zu gleicher Zeit bewegten sich die Deutschen aus ihrer bisherigen Rückwärtsstellung hervor, entfalteten ihre Heermacht an der Saar und am Rhein und überraschten die noch in voller Formirung begriffenen Franzosen, die eher des Einfalls des Himmels gewärtig waren, als dieser kühnen Initiative der Deutschen. Das Korps des Generals Failly hatte noch nicht Zeit gehabt, das des Marschalls Mac Mahon zu verstärken, und befand sich getrennt von der bei und um Metz sich sammelnden Armee. Das Korps des Generals Felix Douay, welches sich langsam in Belfort sammelte, befand sich entfernt von den Gegenden, welche plötzlich zum Schauplatz der Kriegsbegebenheiten wurde, und die Armee des Marschalls Canrobert war im Lager von Chalons noch nicht vollständig formirt.

Das große deutsche Heer, dessen Aufstellung an der französischen Gränze am 3. August sich vollzogen hatte, war in drei Armeen eingetheilt. Die erste Armee, auch die Nordarmee genannt, hatte zu ihrem Oberbefehlshaber den General Steinmetz. Die zweite Armee, auch die Centrumsarmee genannt, hatte zu ihrem Ober-

befehlshaber den Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Die dritte Armee, auch Südarmee genannt, hatte zu ihrem Oberbefehlshaber den Kronprinzen von Preußen.

Als man in Süddeutschland hörte, der Kronprinz von Preußen sei zum Oberbefehlshaber der vereinigten süddeutschen Streitkräfte ernannt, war die Freude eine allgemeine.

Die gesammte deutsche Streitmacht, die an der französischen Gränze sich gesammelt hatte, betrug 338,000 Mann. Außer den Ersatztruppen und den Besatzungen der festen Plätze blieb noch eine mobile Masse von mehr als 170,000 Mann an Fußvolk und und Reiterei in Deutschland zurück, und zu augenblicklicher Verfügung, wenn deren Nachschub nöthig würde. Die gesammte deutsche Feldtruppenmacht zählte 581,900 Mann mit 1590 Geschützen; die Zahl der Ersatztruppen und Landwehren betrug 561,600 Mann mit 208 Geschützen. Die dritte oder Südarmee hatte die Ehre des ersten Vorstoßes.

Die durch Louis Napoleon und die früher erzählten Umstände veranlaßte Unthätigkeit Mac Mahon's hatte es möglich gemacht, daß alle drei deutschen Feldarmeen den Plan Moltke's ausführen konnten, nämlich ohne Weiteres auf das linke Rheinufer überzusetzen und dort angreifend vorzugehen. Von Koblenz bis Germersheim bewegten sich die deutschen Heersäulen zum Angriff vor. Der äußerste linke Flügel hatte nach Moltke's Anordnung die Festung Rastatt zu seinem Stützpunkt. Am obern Rhein einen Angriff jetzt vorzunehmen, lag außerhalb des Kriegsplans, welchen der große Meister Moltke klar, einfach und großartig, voll Vertrauen, daß die deutschen Streiter und ihre militärischen Mittel seinen Berechnungen entsprechen werden, entworfen hatte.

Ein zweiter Nachtheil dreiwöchiger Anhäufung und Unthätigkeit der französischen Truppen an der Ostgrenze war der bald genug eintretende Mangel an Nahrungsmitteln. In diesen Gegenden war eine ganz schlechte Ernte gewesen, sie konnten nichts in hinlänglicher Masse auf die Dauer liefern, und da die Verzehrer sich in's zweite Hunderttausend anhäuften, und von Paris aus ja keine Vorsorge getroffen war, so entstand auf der schmalen, vierzig deutsche Stunden langen französischen Aufstellungslinie schon in der dritten Woche nach der Kriegserklärung bei der Armee Mangel, bei der Bevölkerung Elend, theilweise Hungersnoth. Die Länge der deutschen Aufstellung während dieser drei Wochen betrug nur 16 deutsche

Stunden für die Hauptmacht, und die Verzettelung der französischen Streitkräfte auf der zwanzig Meilen langen Linie legte es nahe, diese Schwäche des Feindes zu benützen.

Es war auch, als der Befehl zum Vorgehen der deutschen Armeen ertheilt wurde, die Aufgabe, zuerst den einen Flügel, dann den andern und darauf das Centrum des Feindes zu schlagen, weil bei solcher französischer Aufstellung kein Theil den andern kräftig unterstützen konnte, während auf deutscher Seite die drei vorrückenden Armeen einander so nahe waren, daß jede der andern, je nach Bedarf, die kräftigste Unterstützung abzugeben vermochte.

Am 3. August erhielt die Armee des Kronprinzen von Preußen den Befehl zum Vormarsch gegen die Lauter und zum Ueberschreiten derselben in vier Hauptkolonnen; den rechten Flügel des Kronprinzen bildete das zweite bayerische Armeekorps unter General Hartmann, die Vorhut dieses Korps war die Division Graf Bothmer. Diese Division hatte Befehl, gerade auf Weißenburg loszugehen und sich dieser Stadt zu bemächtigen.

Mit großer Freudigkeit hatten alle deutschen Truppentheile den Vormarsch angetreten, theils am 3. Abends noch, theils in der Frühe des 4. August.

Die letzten Juli- und die ersten Augusttage war eine abmattende Gluthhitze gewesen, fast unerträglich. Vom Abend des 3. August an goß der Regen in Strömen herab, machte die ganze Nacht durch fort und kühlte erfrischend die erhitzte Luft ab, Um 4 Uhr Morgens war die bayerische Vorhut unter Bothmer am 4. August ausgerückt gegen Weißenburg. Südlich von Schweigen am Brunnen, der zugleich Grenzpfahl ist, stieß die Spitze derselben auf die französischen Vorposten, und die bayerischen Jäger eröffnen ein lebhaftes Tirailleurgefecht, das jene erwiedern und das zuletzt in ein ernsthaftes Scharmützel übergeht.

Der Unterpräfekt von Weißenburg, frühzeitig von den Bewegungen der deutschen Truppen, früher als Mac-Mahon und Douay, unterrichtet, hatte an den letztern telegraphirt und um Hülfe für Weißenburg gebeten. Am 3. August kamen von Douay 600 Mann nach Weißenburg und am Abend noch erschien er selbst mit seiner Division. Seine Truppen waren theils aus Besançon, theils aus Algier entnommen; unter den letztern waren zwei Regimenter Turkos und ein Zuavenregiment. Im Ganzen hatte Douay 8000 Mann bei sich; das 74. Linienregiment und ein Regiment Turkos (Jäger) warf

Douay in die Stadt Weißenburg, ein Regiment mit einiger Reiterei sandte er nach Lauterburg, die Masse seiner Division nahm ein Lager auf dem Geisberg, einer die Stadt beherrschenden Höhe.

In der Stadt Weißenburg waren außer der Infanteriebesatzung auch 16 Geschütze, welche von Nationalgarden bedient wurden. Sofort schickte Douay noch zwei Bataillone und eine Batterie zur Unterstützung der Weißenburger Besatzung an den rechten Thalrand der Lauter.

Der Kronprinz von Preußen, der bald nach 8 Uhr Morgens bei Schweigen eingetroffen war, leitete von einer Höhe bei diesem Dorf aus mit seinem Generalstab das Gefecht. Der Generalstabschef Blumenthal hatte seine Dispositionen mit der ihm von 1866 her eigenen Meisterschaft getroffen und er vertraute seinen Truppen, daß alle seine Anordnungen mit der Sicherheit eines Uhrwerks vor sich gehen werden.

Pünktlich diesen Anordnungen gemäß, welche Blumenthal für den Vormarsch der einzelnen Kolonnen gegeben hatte, trafen auch dieselben an den ihnen angewiesenen Stellen ein. Der bayerische Kanonendonner hatte Preußen zur Eile getrieben, und als dem Generalkommando des 5. preußischen Armeekorps die Meldung kam, daß die bayerische Division Bothmer vor Weißenburg stark engagirt sei, ließ General von Kirchbach die 18. Infanteriebrigade unter General von Voigts-Rheetz sofort gegen Altenstadt vorgehen. „Drauf, hieß es: es gilt, den Bayern Hülfe zu bringen; sie müssen wissen, daß auf uns Preußen Verlaß ist.“ So sprachen die Niederschlesier, und im Laufschritt gings vorwärts; Kirchbach selbst.

Um halb zwölf Uhr schon war Altenstadt genommen, die Brigade am südlichen Ufer der Lauter und in Formirung zum Angriff auf den Geisberg. Während von der 18. und 41. Infanteriebrigade bald nach 12 Uhr der Geisberg angegriffen wurde, ging gleichzeitig die Bestürmung der Stadt Weißenburg vor sich. Um Mittag griff die bayrische Division Bothmer von Norden, griffen gleichzeitig die ihr zu Hülfe gesandten drei preußischen Bataillone im Süden der Lauter, die Stadt an. Die Artillerie beider schoß die sorgfältig verbarrikadirten Thore ein. Straße um Straße wurde genommen. Durch die Bayern von der Nordseite, durch die Preußen von der Südseite her gedrängt, rettete sich, nach furchtbar hartnäckigem Kampfe bei der Bürgermeisterei derjenige Theil der Franzosen, der es noch vermochte, durch die Seitenstraßen fliehend, aus der Stadt.

Die Bayern und Preußen in der Stadt, soweit sie nicht zur Be-

Stunden für die Hauptmacht, und die Verzettelung der französischen Streitkräfte auf der zwanzig Meilen langen Linie legte es nahe, diese Schwäche des Feindes zu benützen.

Es war auch, als der Befehl zum Vorgehen der deutschen Armeen ertheilt wurde, die Aufgabe, zuerst den einen Flügel, dann den andern und darauf das Centrum des Feindes zu schlagen, weil bei solcher französischer Aufstellung kein Theil den andern kräftig unterstützen konnte, während auf deutscher Seite die drei vorrückenden Armeen einander so nahe waren, daß jede der andern, je nach Bedarf, die kräftigste Unterstützung abzugeben vermochte.

Am 3. August erhielt die Armee des Kronprinzen von Preußen den Befehl zum Vormarsch gegen die Lauter und zum Ueberschreiten derselben in vier Hauptkolonnen; den rechten Flügel des Kronprinzen bildete das zweite bayerische Armeekorps unter General Hartmann, die Vorhut dieses Korps war die Division Graf Bothmer. Diese Division hatte Befehl, gerade auf Weißenburg loszugehen und sich dieser Stadt zu bemächtigen.

Mit großer Freudigkeit hatten alle deutschen Truppentheile den Vormarsch angetreten, theils am 3. Abends noch, theils in der Frühe des 4. August.

Die letzten Juli- und die ersten Augusttage war eine abmattende Gluthhitze gewesen, fast unerträglich. Vom Abend des 3. August an goß der Regen in Strömen herab, machte die ganze Nacht durch fort und kühlte erfrischend die erhitzte Luft ab. Um 4 Uhr Morgens war die bayerische Vorhut unter Bothmer am 4. August ausgerückt gegen Weißenburg. Südlich von Schweigen am Brunnen, der zugleich Grenzpfahl ist, stieß die Spitze derselben auf die französischen Vorposten, und die bayerischen Jäger eröffnen ein lebhaftes Tirailleurgefecht, das jene erwiedern und das zuletzt in ein ernsthaftes Scharmützel übergeht.

Der Unterpräfekt von Weißenburg, frühzeitig von den Bewegungen der deutschen Truppen, früher als Mac-Mahon und Donay, unterrichtet, hatte an den letztern telegraphirt und um Hülfe für Weißenburg gebeten. Am 3. August kamen von Donay 600 Mann nach Weißenburg und am Abend noch erschien er selbst mit seiner Division. Seine Truppen waren theils aus Besançon, theils aus Algier entnommen; unter den letztern waren zwei Regimenter Turkos und ein Zuavenregiment. Im Ganzen hatte Donay 8000 Mann bei sich; das 74. Linienregiment und ein Regiment Turkos (Jäger) warf

Douay in die Stadt Weißenburg, ein Regiment mit einiger Reiterei sandte er nach Lauterburg, die Masse seiner Division nahm ein Lager auf dem Geisberg, einer die Stadt beherrschenden Höhe.

In der Stadt Weißenburg waren außer der Infanteriebesatzung auch 16 Geschütze, welche von Nationalgarden bedient wurden. Sofort schickte Douay noch zwei Bataillone und eine Batterie zur Unterstützung der Weißenburger Besatzung an den rechten Thalrand der Lauter.

Der Kronprinz von Preußen, der bald nach 8 Uhr Morgens bei Schweigen eingetroffen war, leitete von einer Höhe bei diesem Dorf aus mit seinem Generalstab das Gefecht. Der Generalstabschef Blumenthal hatte seine Dispositionen mit der ihm von 1866 her eigenen Meisterschaft getroffen und er vertraute seinen Truppen, daß alle seine Anordnungen mit der Sicherheit eines Uhrwerks vor sich gehen werden.

Pünktlich diesen Anordnungen gemäß, welche Blumenthal für den Vormarsch der einzelnen Kolonnen gegeben hatte, trafen auch dieselben an den ihnen angewiesenen Stellen ein. Der bayerische Kanonendonner hatte Preußen zur Eile getrieben, und als dem Generalkommando des 5. preußischen Armeekorps die Meldung kam, daß die bayerische Division Bothmer vor Weißenburg stark engagirt sei, ließ General von Kirchbach die 18. Infanteriebrigade unter General von Voigts-Rheetz sofort gegen Altenstadt vorgehen. „Drauf, hieß es: es gilt, den Bayern Hülfe zu bringen; sie müssen wissen, daß auf uns Preußen Verlaß ist.“ So sprachen die Niederschlesier, und im Laufschritt gings vorwärts; Kirchbach selbst.

Um halb zwölf Uhr schon war Altenstadt genommen, die Brigade am südlichen Ufer der Lauter und in Formirung zum Angriff auf den Geisberg. Während von der 18. und 41. Infanteriebrigade bald nach 12 Uhr der Geisberg angegriffen wurde, ging gleichzeitig die Bestürmung der Stadt Weißenburg vor sich. Um Mittag griff die bayrische Division Bothmer von Norden, griffen gleichzeitig die ihr zu Hülfe gesandten drei preußischen Bataillone im Süden der Lauter, die Stadt an. Die Artillerie beider schoß die sorgfältig verbarrikadirten Thore ein. Straße um Straße wurde genommen. Durch die Bayern von der Nordseite, durch die Preußen von der Südseite her gedrängt, rettete sich, nach furchtbar hartnäckigem Kampfe bei der Bürgermeisterei derjenige Theil der Franzosen, der es noch vermochte, durch die Seitenstraßen fliehend, aus der Stadt.

Die Bayern und Preußen in der Stadt, soweit sie nicht zur Be-

setzung der letztern bleiben mußten, schlossen sich draußen denen an, welche den Geisberg angriffen.

Nach der Wegnahme von Altenstadt gingen die Preußen zum Angriff des Gutleuthofs über, eines am Fuße des Geisbergs liegenden Hofguts. In hartem Kampf, aber in wenigen Minuten ist der Gutleuthof genommen, die Franzosen ziehen sich den Geisberg hinauf; die Bayern kommen, die Bayern helfen und so gehts vom Gutleuthof aus von Osten her den Berg hinauf; die Deutschen bleiben hier den Hinauffliehenden auf dem Nacken, immer bergauf.

Douay hatte Unglück auf dem Geisberg. Seine Mitrailleusen-Batterie hatte in der Schlacht, und zwar beim Beginn derselben, nur drei Schüsse auf große Entfernungen gegen preußische Artillerie abgegeben, als ihr Munitionswagen durch Zündung einer preußischen Granate explodirte, mit großer Schädigung der Bedienungsmannschaft. Dadurch war die ganze Mitrailleusen-Batterie zur Abfahrt gezwungen worden. Von mehreren Kugeln getroffen, sank Douay todt vom Pferde.

Nach dem Fall des trefflichen Generals war sein neben ihm verwundeter Generalstabchef in Gefangenschaft gerathen. Dennoch ging der Rückzug der Franzosen, wenn auch nicht in bester, doch wenigstens in solcher Ordnung vor sich, daß sie ihre Verwundeten größtentheils mit sich nahmen und daß die zur Verfolgung nachgesandten Dragonerregimenter nur noch wenige Gefangene machten, da der Bannwald die gegen Südwesten abziehenden Franzosen bald in seinen Schutz nahm.

Wenigstens zwanzig deutsche Bataillone, also wenigstens 20,000 Mann, waren thatsächlich ins Gefecht gekommen. Douay hatte eine sehr feste Stellung in den Weissenburger Linien, eine befestigte Stadt, wenn auch keine Festung mehr, dazu ein Terrain, dessen Hindernisse schwierig zu überwinden waren und einen Rückzug in bastionartige zur Vertheidigung eingerichtete Gebäude für sich, aber — nach kritischer Erhebung preußischer Fachmänner — „kaum 8000 Mann von seiner Division bei sich.“ Zudem war er überrascht, und doch hielt er drei Stunden lang die Schlacht, und verlor nur Ein Geschütz.

Dieser französische General ist ehrenvoll gefallen.

Die Deutschen hatten an unverwundeten Gefangenen gegen 1000 Mann gemacht, darunter 30 Offiziere. Die meisten dieser Gefangenen aber bestanden aus der Besatzung von Weissenburg und deren Mehrheit war von den Bayern gefangen genommen worden. Von deut-

scher Seite wird der Verlust auf — 800 Mann amtlich angegeben, darunter 76 Offiziere. Das Königsgrenadierregiment allein hatte 22 todte und verwundete Offiziere, also weit mehr als ein Drittel seines Offizierskorps.

4. Die 2 Schlachten vom 6. August, bei Wörth und bei Saarbrücken-Forbach.

Zu den 1000 unverwundeten gefangenen Franzosen kamen noch gegen 600 verwundete; die Verfolgung hatte die Zahl derselben vermehrt. „Brod! Brod!" war das erste Wort, die flehende Bitte derselben. Die Franzosen waren beim Abkochen überrascht worden und nicht mehr zum Essen gekommen, sie hatten ohne Nahrung sich geschlagen und hatten Hunger.

War dieser Weissenburger Kampf auch „nur eine kleine glorreiche Affaire", so war diese erste Schlacht doch eben ein Sieg, und wenn auch nicht von großer strategischer Bedeutung, so doch in anderer Hinsicht von allerhöchster Wichtigkeit. Zum erstenmal hatten hier so lange getrennte und sich gegenüber gestandene deutsche Brüder, Bayern und Preußen, vereint in deutsch-nationalem Sinn für's gemeinsame deutsche Vaterland gestritten und geblutet in schwerem hartnäckigem Kampf gegen denselben Feind. Es war die Bluttaufe der deutschen Einheit des Südens mit dem Norden.

Ganz Deutschland wurde durch diesen Sieg elektrisirt, nicht bloß die Truppentheile, sondern das ganze deutsche Heer. Es war ein höherer Schwung in den Truppen durch diese Schlacht offenbar worden. Auch eine Erfahrung bezüglich der Bewaffnung hatten jetzt die Deutschen gemacht. Sie wußten jetzt, daß die Chassepots zwar gut, sehr weit schießen und, wenn sie treffen, schwere Wunden machen, daß aber das Zündnadelgewehr in den Händen der Preußen ihnen überlegen war; ebenso, daß die Mitrailleusen und die Turkos nicht so furchtbar waren, als man sie ausgegeben hatte.

Am 5. August setzte der Kronprinz von Preußen seinen Vormarsch in der Ebene des Elsasses fort. Am 6. August stieß er auf das Corps des Marschalls Mac Mahon, des Herzogs von Magenta, bei Wörth, fünf Stunden südwestlich von Weissenburg.

Mac Mahon war mit großer Sorglosigkeit und Zuversicht zu Felde

gegangen. Während er sein Corps bei Hagenau zusammenzog, war er selbst noch in Straßburg; hier erhielt er um 4 Uhr Nachmittags ein Telegramm, das ihm den Angriff der Deutschen auf Weissenburg, später ein zweites, das ihm die Niederlage und den Tod Abel Douay's meldete.

In den Stunden der Noth wurde Mac Mahon augenblicks wieder zum Feldherrn. Mit Allem, was er zur Hand hatte, brach er nach Nordwesten auf, um den deutschen Truppen den Weg zu verlegen und die Niederlage seiner Vorhut durch einen Sieg zu ersetzen. Er suchte eine bessere Verbindung seines Corps mit dem Corps des Generals Failly, und dadurch auch mit dem gegen die Saar vorgeschobenen französischen Hauptheer. Während er darum die nördlichen Vogesenübergänge zu decken entschlossen war, zumal die über Niederbronn und Lichtenberg, stand es bei ihm dennoch fest, die westlichen Vogesenabhänge, das Elsaß, nicht ohne Kampf aufzugeben, und um sich für diesen zu verstärken, telegraphirte er an Felix Douay bei Belfort, alle verfügbaren organisirten Truppen ihm schleunigst zu Hülfe kommen zu lassen. Auf Felix Douay's Antwort hin, er schicke diese Truppen mit der Eisenbahn, eilte Mac Mahon noch am Abend des 4. August nach Hagenau. Hier entschloß er sich, am rechten Ufer der Sauer auf den Höhen westlich von Wörth mit allen seinen Truppen Stellung zu nehmen.

Von Tagesanbruch war gekämpft worden, mit immer steigender Heftigkeit auf beiden Seiten. Mehrere französische Reiterregimenter waren halb, eines bereits ganz aufgerieben. Um 2 Uhr war Mac Mahon gemeldet worden, seine Artillerie habe keinen Schießbedarf mehr, die Soldaten haben ihre Patronen verschossen. Der Rückzug war schon damals unumgänglich, aber es galt, ihn zu ordnen und die Truppen noch durch Nahrungsmittel dazu zu stärken. Denn am Morgen dieses Schlachttages hatte nicht einmal eine Vertheilung von Kaffee stattgefunden. Die Franzosen hatten größtentheils sich schlagen müssen, ohne seit vierundzwanzig Stunden etwas gegessen zu haben; nur Getränk labte sie. Vier Tage lang hatte ein Theil des Mac Mahon'schen Heeres von Kartoffeln leben müssen, welche die Soldaten von den Feldern ausnahmen, und jetzt, am Schluß der Schlacht, als es die Stärkung für den Rückzug galt, konnte des Marschalls Befehl zur Austheilung von Lebensmitteln nicht vollzogen werden; es war noch nichts zur Hand. So hatte Napoleon III. und sein Kriegsministerium gesorgt, eine Frivolität des Kriegsan-

fangens und eine militärische Unfähigkeit Louis Napoleon's und seines Leboeuf's, welche ganz ohne Beispiel in der Weltgeschichte sind.

Weil seiner Artillerie und seinem Fußvolk die Munition abging — eine Folge der Pulverwagenexplosion bei Weissenburg, aber mehr noch des von Napoleon und Leboeuf verschuldeten Mangels an Communikationen und Zufuhren —: war dem tapfern Marschall nichts mehr geblieben, als gegen Infanteriemassen und Artilleriefeuer seine Kürassiere zum Einhauen vorzuschicken, um Zeit zu gewinnen für den Rückzug. Und sie gingen todesmuthig vor und opferten sich für das Ganze, diese französischen Kürassiere, mit voller Bewußtheit, daß sie in den Tod gingen. Die Unterstützung, die ihnen einige Bataillone Fußvolk gaben durch einen letzten verzweifelten Anfall auf die deutschen Truppen, war aber auch der Kampf alter Soldaten. Doch fochten diese, um selbst der Vernichtung oder Gefangennahme zu entgehen; Mac Mahon's Kürassiere aber opferten sich, um von dem Fußvolk das abzuwenden, um es zu retten.

Und es war, durch diesen letzten Vorstoß, Mac Mahon's Armee gerettet.

Es gelang Mac Mahon dadurch, über Reichshofen auf Niederbronn die Truppen seines Mittelpunktes und seines linken Flügels — noch immerhin 20,000 Mann, die er zusammenbehielt — zurückgehen zu lassen. Gegen 4 Uhr Nachmittags räumte er Froschweiler und folgte seinen vorausgegangenen Heertrümmern. Er selbst mit der Nachhut deckte den Rückzug, wie er ihn seit zwei Stunden eingeleitet hatte.

Zu Niederbronn wurde er von der Division Guyot aufgenommen. General Failly hatte von Bitsch her diese entsendet, aber die Schlacht war verloren, ehe diese Verstärkung das Schlachtfeld erreichte.

Der schreckliche Kampf des Tages nach solchen Vormärschen hatte die Deutschen so abgemattet, daß eine kräftige Verfolgung an diesem Tage für die verfügbare Reiterei nicht möglich war. Nur die württembergische Reiterbrigade Scheler unternahm noch die Verfolgung an diesem Tage und erbeutete noch bei Reichshofen Geschütze, Train, Bagage und zahlreiche Gefangene. Nur das 14. kurmärkische Dragonerregiment und das 14. norddeutsche Husarenregiment nahmen mit den Württembergern an der Verfolgung Theil. Die Württemberger aber waren es, welche südlich von Reichshofen die Beute machten.

Und diese Handvoll von Verfolgern schon brachte solchen Schrecken auf einzelne Theile des Rückzugsheeres, daß Mac Mahon nur mit

gegangen. Während er sein Corps bei Hagenau zusammenzog, war er selbst noch in Straßburg; hier erhielt er um 4 Uhr Nachmittags ein Telegramm, das ihm den Angriff der Deutschen auf Weissenburg, später ein zweites, das ihm die Niederlage und den Tod Abel Douay's meldete.

In den Stunden der Noth wurde Mac Mahon augenblicks wieder zum Feldherrn. Mit Allem, was er zur Hand hatte, brach er nach Nordwesten auf, um den deutschen Truppen den Weg zu verlegen und die Niederlage seiner Vorhut durch einen Sieg zu ersetzen. Er suchte eine bessere Verbindung seines Corps mit dem Corps des Generals Failly, und dadurch auch mit dem gegen die Saar vorgeschobenen französischen Hauptheer. Während er darum die nördlichen Vogesenübergänge zu decken entschlossen war, zumal die über Niederbronn und Lichtenberg, stand es bei ihm dennoch fest, die westlichen Vogesenabhänge, das Elsaß, nicht ohne Kampf aufzugeben, und um sich für diesen zu verstärken, telegraphirte er an Felix Douay bei Belfort, alle verfügbaren organisirten Truppen ihm schleunigst zu Hülfe kommen zu lassen. Auf Felix Douay's Antwort hin, er schicke diese Truppen mit der Eisenbahn, eilte Mac Mahon noch am Abend des 4. August nach Hagenau. Hier entschloß er sich, am rechten Ufer der Sauer auf den Höhen westlich von Wörth mit allen seinen Truppen Stellung zu nehmen.

Von Tagesanbruch war gekämpft worden, mit immer steigender Heftigkeit auf beiden Seiten. Mehrere französische Reiterregimenter waren halb, eines bereits ganz aufgerieben. Um 2 Uhr war Mac Mahon gemeldet worden, seine Artillerie habe keinen Schießbedarf mehr, die Soldaten haben ihre Patronen verschossen. Der Rückzug war schon damals unumgänglich, aber es galt, ihn zu ordnen und die Truppen noch durch Nahrungsmittel dazu zu stärken. Denn am Morgen dieses Schlachttages hatte nicht einmal eine Vertheilung von Kaffee stattgefunden. Die Franzosen hatten größtentheils sich schlagen müssen, ohne seit vierundzwanzig Stunden etwas gegessen zu haben; nur Getränk labte sie. Vier Tage lang hatte ein Theil des Mac Mahon'schen Heeres von Kartoffeln leben müssen, welche die Soldaten von den Feldern ausnahmen, und jetzt, am Schluß der Schlacht, als es die Stärkung für den Rückzug galt, konnte des Marschalls Befehl zur Austheilung von Lebensmitteln nicht vollzogen werden; es war noch nichts zur Hand. So hatte Napoleon III. und sein Kriegsministerium gesorgt, eine Frivolität des Kriegsan-

fangens und eine militärische Unfähigkeit Louis Napoleon's und seines Leboeuf's, welche ganz ohne Beispiel in der Weltgeschichte sind.

Weil seiner Artillerie und seinem Fußvolk die Munition abging — eine Folge der Pulverwagenexplosion bei Weissenburg, aber mehr noch des von Napoleon und Leboeuf verschuldeten Mangels an Communikationen und Zufuhren —: war dem tapfern Marschall nichts mehr geblieben, als gegen Infanteriemassen und Artilleriefeuer seine Kürassiere zum Einhauen vorzuschicken, um Zeit zu gewinnen für den Rückzug. Und sie gingen todesmuthig vor und opferten sich für das Ganze, diese französischen Kürassiere, mit voller Bewußtheit, daß sie in den Tod gingen. Die Unterstützung, die ihnen einige Bataillone Fußvolk gaben durch einen letzten verzweifelten Anfall auf die deutschen Truppen, war aber auch der Kampf alter Soldaten. Doch fochten diese, um selbst der Vernichtung oder Gefangennahme zu entgehen; Mac Mahon's Kürassiere aber opferten sich, um von dem Fußvolk das abzuwenden, um es zu retten.

Und es war, durch diesen letzten Vorstoß, Mac Mahon's Armee gerettet.

Es gelang Mac Mahon dadurch, über Reichshofen auf Niederbronn die Truppen seines Mittelpunktes und seines linken Flügels — noch immerhin 20,000 Mann, die er zusammenbehielt — zurückgehen zu lassen. Gegen 4 Uhr Nachmittags räumte er Froschweiler und folgte seinen vorausgegangenen Heertrümmern. Er selbst mit der Nachhut deckte den Rückzug, wie er ihn seit zwei Stunden eingeleitet hatte.

Zu Niederbronn wurde er von der Division Guyot aufgenommen. General Failly hatte von Bitsch her diese entsendet, aber die Schlacht war verloren, ehe diese Verstärkung das Schlachtfeld erreichte.

Der schreckliche Kampf des Tages nach solchen Vormärschen hatte die Deutschen so abgemattet, daß eine kräftige Verfolgung an diesem Tage für die verfügbare Reiterei nicht möglich war. Nur die württembergische Reiterbrigade Scheler unternahm noch die Verfolgung an diesem Tage und erbeutete noch bei Reichshofen Geschütze, Train, Bagage und zahlreiche Gefangene. Nur das 14. kurmärkische Dragonerregiment und das 14. norddeutsche Husarenregiment nahmen mit den Württembergern an der Verfolgung Theil. Die Württemberger aber waren es, welche südlich von Reichshofen die Beute machten.

Und diese Handvoll von Verfolgern schon brachte solchen Schrecken auf einzelne Theile des Rückzugsheeres, daß Mac Mahon nur mit

15,000 seiner eigenen Leute in Zabern (Saverne) ankam, am Ostfuße der Vogesen. Von Reichshofen aus schon flohen große Truppentheile der Franzosen auf der Straße nach Hagenau. Der französische Bericht des National sagt: „Die Straße nach Hagenau bedeckte sich mit Flüchtlingen; es war ein schauderhaftes Durcheinander unter dem Artilleriefeuer des Feindes, das sich verdoppelte. Als die Nacht einbrach, wurde die Unordnung in der Dunkelheit noch entsetzlicher: Geschrei, Geheul, Flüche, höllisches Wettrennen an der Eisenbahn."

Der abgedrängte rechte Flügel Mac Mahon's war schon um 2 Uhr in Panik und Auflösung gerathen; denn von ihm waren schon um 4 Uhr Flüchtlinge und ledige Pferde in Schwärmen in der Nähe von Hagenau sichtbar. Unter der Verfolgung der Deutschen nahmen auch Theile von Mac Mahon's Rückzugsheer eine völlig kopflose Flucht auf der Straße nach Hagenau, während der Marschall selbst nach Zabern auswich mit der zusammengehaltenen Hauptmacht. Selbst der Eisenbahnzug, der das noch bei Niederbronn gewesene Kriegsmaterial und die Verwundeten bergen sollte, wurde von den flüchtigen Truppenschwärmen gewaltsam in Beschlag genommen, und Material und Verwundete wurden zurückgelassen. Die Turkos und die Zuaven waren die von der Art und Kunst der Deutschen erschrecktesten und die rücksichtslosesten in den Mitteln zur Flucht. Der Hunger, der nach achtundzwanzig Stunden etwas „fassen und essen" wollte, dient auch zu einiger Erklärung dieser Art von Flucht und Gewaltthätigkeit im Fliehen.

35,000 Mann hatte Mac Mahon in der Schlacht bei Wörth, auch nach deutscher Ermittlung, zu seiner Verfügung; 75,000 Mann betrugen die deutschen Truppen an Fußvolk und Reiterei und an einer dieser Zahl entsprechenden Artillerie, welche thatsächlich in's Gefecht kam, außer denen, welche verfügbar rückwärts standen.

Es war schon hier, bei dem zweiten Zusammenstoß der Kraft Deutschlands mit der Kraft Frankreichs, für jedes unbefangene Auge klar, daß in ganz unverhältnißmäßiger Art die Deutschen den Franzosen überlegen waren an Zahl der Streiter und Geschütze, ganz abgesehen von dem sittlichen und kriegerischen Werth deutscher Heere und ihrer Führer. Die Uebermacht der bloßen Zahl war warnend genug für Fortsetzung von Thorheiten in Paris und Frankreich.

Nur ein Theil dieser abgedrängten Truppen Mac Mahon's vereinigte sich wieder mit ihm, und zwar die einen davon noch am Ostfuße der Vogesen, andere erst später. Sehr viele aber wichen in voller

Auflösung dahinfliehend nach Straßburg aus. Schon in Hagenau waren die Fliehenden — es sollen an 10,000 gewesen sein — darunter namentlich viele Turkos und Zuaven, in widerlicher Panik und Zerrüttung angelangt.

Die Franzosen ehrten in Mac Mahon das nicht durch ihn verschuldete Unglück, so niederschlagend dieses Unglück auf sie wirkte. Die Deutschen aber freuten sich ihres Sieges, der seine volle Größe erst in seinen Folgen zeigte; und sie freuten sich brüderlich zusammen, die Kämpfer vom deutschen Süden und Norden. Gerne erkannte jeder Theil das Mitverdienst der andern an; die Süddeutschen rühmten die Mittel- und die Norddeutschen, und diese rühmten, was die Bayern, die Badener und die „Schwaben" gethan.

Die nicht verwundet waren, gaben sich der Siegesfröhlichkeit hin, und preußische und badische Soldaten kleideten sich sogar vergnüglich in das erbeutete Damen-Gepäck des Marschalls Mac Mahon, seiner Offiziere und ihrer Damen. Sie probirten Crinolinen, Chignons, seidene Kleider und Hüte an und spielten damit Maskerade im Lager. Aber der Grundzug der deutschen Heerstimmung war ein tiefernster. Der Zug der Andacht, mit welchem die Deutschen in diesen Krieg gegangen waren, war auf diesen ersten Siegesstätten noch stark genug, daß sie über sich selbst nicht Gott vergaßen, und der Anblick der schrecklichen Opfer, welche der Krieg und der Sieg bereits gefordert hatte, schärfte ihnen das Verständniß für das, was Krieg heißt, und das Gefühl für das, womit der Krieg den Völkern wehe thut.

4000 bis 5000 Todte und Verwundete auf deutscher Seite nahm unmittelbar nach der Schlacht der amtliche Bericht an. Der Verlust an Todten und Verwundeten auf Seiten des Feindes war schon darum sehr viel bedeutender, weil er große Einbußen hauptsächlich noch auf dem Rückzuge hatte, der noch zum Theil in regulären Massen, und auch bei diesen nur Anfangs, in Ordnung und Zusammenhalt vor sich ging, großentheils aber, ja bei dem abgedrängten rechten Flügel und am andern Tage, als Mac Mahon nach Nancy vorausgeeilt war, auch bei dem linken Flügel und dem Centrum, wie ein englischer Kritiker es bezeichnet, in „eine in der Geschichte fast einzig dastehende kopflose Flucht" umschlug. 4000 Unverwundete waren unter den Gefangenen; gegen 4000 Verwundete.

In Nancy war der Heldenmuth der Kürassiere Mac Mahon's in der Schlacht durch das vorauseilende Gerücht bekannt geworden. Auf die Frage der Offiziere aus der Besatzung Nancys nach densel-

ben — antwortete der Marschall: „Kürassiere? solche habe ich nicht mehr."

Das Schlachtfeld selbst umging man kaum in sieben Stunden — ein weites Opferfeld. An Einem fehlte es nicht, wenn nicht jedem Verwundeten seine Hülfe ward: als die Bauernwagen mit Verwundeten einer um den andern an die Eisenbahnstation des Hauptquartiers des Kronprinzen von Preußen heranfuhren, trat ein Offizier zu Fuß an dieselben heran, unterhielt sich mit ihnen, schüttelte einem jeden die Hand, ging dann weiter in die Spitäler, die augenblicks hergerichtet waren, von einem Verwundeten zum andern. So erzählten Engländer in ihren Berichten als Augenzeugen. Es war der Kronprinz von Preußen. Als sein Schlachtenmeister Blumenthal, dem er den ganzen Tag hart zur Seite geblieben war, unter den Kugeln der Schlacht, die Leitung derselben zu Ende geführt hatte, ging der Oberfeldherr der 3. deutschen Armee zu schöneren Siegen aus, zu Thaten der Menschlichkeit, zur Eroberung der Herzen, nicht bloß derer, die da verwundet waren und litten, sondern allenthalben, wo für Menschlich-Schönes man noch empfänglich ist.

Da die Armee Mac Mahon's auf Tage hinaus nicht mehr widerstandsfähig war, so hatte dieser Sieg bei Wörth die Folge, daß die ganze Südarmee unter dem Kronprinzen ihren Vormarsch auf Frankreichs Boden ungehindert fortsetzen und mit voller Kraft in die Thätigkeit der andern deutschen Armeen mitwirkend eingreifen konnte.

Das war ein materieller Sieg von unberechenbarer Tragweite. Und doch war die moralische Bedeutung des Sieges noch größer durch den Eindruck, welchen derselbe auf Paris, auf die Bevölkerung Frankreichs und auf die französischen Armeekorps machte, zumal da an demselben Tage an der Saar die Deutschen ruhmvoll gegen Frossard gekämpft hatten.

Am selben 6. August kam es auf dem rechten Flügel des großen deutschen Heeres zu einem sehr blutigen Zusammenstoß. Die erste deutsche Armee erreichte in ihrem Vormarsch am 6. August die Saar, ohne einen Gedanken an ein Gefecht, während der äußerste rechte Flügel der zweiten Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl aus der westlichen Pfalz ebenfalls in der Richtung auf Saarbrücken vorrückte. In der Frühe des 6. August wurde dem General Kameke gemeldet, die Franzosen haben den hochgelegenen Exerzierplatz über Saarbrücken, wo sie Stellung genommen hatten, und welcher die Stadt und die Vorstadt St. Johann beherrscht, wieder verlassen und sich auf

die Höhen von Spicheren gezogen. Diese Aufstellung scheine jedoch nur den Zweck zu haben, den Rückzug dieser Armee mit Benützung der Eisenbahn zu decken. Die gleiche Meldung erhielt auch General Zastrow etwas später durch seine eigenen Leute, und um 10 Uhr Vormittags traf die bestätigende Botschaft Kameke's ein, welcher Zastrow über diese Lage benachrichtigte. Kameke war entschlossen, die Hinterhut der abziehenden Franzosen anzugreifen.

Das Armeekorps des Generals Frossard, das auf den Höhen von Spicheren lagerte, war im Abmarsch aus dieser Stellung seit der Morgenfrühe des 6. in Folge höchsten Befehles. Napoleon's III. kriegerische Unfähigkeit trat immer mehr hervor, wie die seiner Umgebung. Die Kunde von der Niederlage bei Weißenburg verwirrte ihm den zuvor schon geschwächten Kopf und er gab geradezu thörichte Befehle hinaus. Bazaine trägt die Mitschuld, wie Leboeuf. Keiner wußte, wenigstens keiner sagte dem Kaiser, daß die Generale das, was man ihnen anbefahl, so auszuführen, weder Zeit noch Mittel genug hatten.

Schon vor 11 Uhr Vormittags war die Vorhut Kameke's im Artilleriefeuer gegen die Höhen von Spicheren, und um 11 Uhr ging Kameke selbst mit seiner ganzen Division zu beiden Seiten der Straße von Saarbrücken gegen das nahe Forbach und gegen die Höhen von Spicheren vor. Auf die erste Nachricht davon gab Frossard seinen im Abzug begriffenen Truppen Gegenbefehl und nahm Front gegen die anrückenden Deutschen. Mit anerkennenswerther Schnelligkeit besetzte sein Armeekorps die Spicherer Höhen und das westlich davon gelegene Stiring, während an den zunächst links von ihm stehenden Marschall Bazaine der bevorstehende Angriff von Seiten der Deutschen gemeldet und Unterstützung verlangt wurde.

Frossard, so sehr er bisher mehr Belagerungsoffizier und Hofgeneral, als Befehlshaber im offenen Felde gewesen war, zeigte sich wohl gefaßt, als der preußische General Kameke gegen Forbach und die Spicherer Höhen anrückte.

Frossard mit seinem Korps stand allein, und hatte die Ausschau nach Zuzügen, welche trotz seiner Meldungen nicht kamen. Auf deutscher Seite, nach guter preußischer Kriegsart, wie sie jedoch nur bei Führern von Kopf möglich ist, marschirte dem vorangegangenen Kameke Alles im Schnellschritt zu, von verschiedenen Armeekorps, was von Kameke Meldung erhalten, und auch ganze Brigaden, an welche Kameke eine Meldung gar nicht machen konnte, welchen aber der Kanonendonner Meldung genug war.

ben — antwortete der Marschall: „Kürassiere? solche habe ich nicht mehr.“

Das Schlachtfeld selbst umging man kaum in sieben Stunden — ein weites Opferfeld. An Einem fehlte es nicht, wenn nicht jedem Verwundeten seine Hülfe ward: als die Bauernwagen mit Verwundeten einer um den andern an die Eisenbahnstation des Hauptquartiers des Kronprinzen von Preußen heranfuhren, trat ein Offizier zu Fuß an dieselben heran, unterhielt sich mit ihnen, schüttelte einem jeden die Hand, ging dann weiter in die Spitäler, die augenblicks hergerichtet waren, von einem Verwundeten zum andern. So erzählten Engländer in ihren Berichten als Augenzeugen. Es war der Kronprinz von Preußen. Als sein Schlachtenmeister Blumenthal, dem er den ganzen Tag hart zur Seite geblieben war, unter den Kugeln der Schlacht, die Leitung derselben zu Ende geführt hatte, ging der Oberfeldherr der 3. deutschen Armee zu schöneren Siegen aus, zu Thaten der Menschlichkeit, zur Eroberung der Herzen, nicht bloß derer, die da verwundet waren und litten, sondern allenthalben, wo für Menschlich-Schönes man noch empfänglich ist.

Da die Armee Mac Mahon's auf Tage hinaus nicht mehr widerstandsfähig war, so hatte dieser Sieg bei Wörth die Folge, daß die ganze Südarmee unter dem Kronprinzen ihren Vormarsch auf Frankreichs Boden ungehindert fortsetzen und mit voller Kraft in die Thätigkeit der andern deutschen Armeen mitwirkend eingreifen konnte.

Das war ein materieller Sieg von unberechenbarer Tragweite. Und doch war die moralische Bedeutung des Sieges noch größer durch den Eindruck, welchen derselbe auf Paris, auf die Bevölkerung Frankreichs und auf die französischen Armeekorps machte, zumal da an demselben Tage an der Saar die Deutschen ruhmvoll gegen Frossard gekämpft hatten.

Am selben 6. August kam es auf dem rechten Flügel des großen deutschen Heeres zu einem sehr blutigen Zusammenstoß. Die erste deutsche Armee erreichte in ihrem Vormarsch am 6. August die Saar, ohne einen Gedanken an ein Gefecht, während der äußerste rechte Flügel der zweiten Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl aus der westlichen Pfalz ebenfalls in der Richtung auf Saarbrücken vorrückte. In der Frühe des 6. August wurde dem General Kameke gemeldet, die Franzosen haben den hochgelegenen Exerzierplatz über Saarbrücken, wo sie Stellung genommen hatten, und welcher die Stadt und die Vorstadt St. Johann beherrscht, wieder verlassen und sich auf

die Höhen von Spicheren gezogen. Diese Aufstellung scheine jedoch nur den Zweck zu haben, den Rückzug dieser Armee mit Benützung der Eisenbahn zu decken. Die gleiche Meldung erhielt auch General Zastrow etwas später durch seine eigenen Leute, und um 10 Uhr Vormittags traf die bestätigende Botschaft Kameke's ein, welcher Zastrow über diese Lage benachrichtigte. Kameke war entschlossen, die Hinterhut der abziehenden Franzosen anzugreifen.

Das Armeekorps des Generals Frossard, das auf den Höhen von Spicheren lagerte, war im Abmarsch aus dieser Stellung seit der Morgenfrühe des 6. in Folge höchsten Befehles. Napoleon's III. kriegerische Unfähigkeit trat immer mehr hervor, wie die seiner Umgebung. Die Kunde von der Niederlage bei Weißenburg verwirrte ihm den zuvor schon geschwächten Kopf und er gab geradezu thörichte Befehle hinaus. Bazaine trägt die Mitschuld, wie Leboeuf. Keiner wußte, wenigstens keiner sagte dem Kaiser, daß die Generale das, was man ihnen anbefahl, so auszuführen, weder Zeit noch Mittel genug hatten.

Schon vor 11 Uhr Vormittags war die Vorhut Kameke's im Artilleriefeuer gegen die Höhen von Spicheren, und um 11 Uhr ging Kameke selbst mit seiner ganzen Division zu beiden Seiten der Straße von Saarbrücken gegen das nahe Forbach und gegen die Höhen von Spicheren vor. Auf die erste Nachricht davon gab Frossard seinen im Abzug begriffenen Truppen Gegenbefehl und nahm Front gegen die anrückenden Deutschen. Mit anerkennenswerther Schnelligkeit besetzte sein Armeekorps die Spicherer Höhen und das westlich davon gelegene Stiring, während an den zunächst links von ihm stehenden Marschall Bazaine der bevorstehende Angriff von Seiten der Deutschen gemeldet und Unterstützung verlangt wurde.

Frossard, so sehr er bisher mehr Belagerungsoffizier und Hofgeneral, als Befehlshaber im offenen Felde gewesen war, zeigte sich wohl gefaßt, als der preußische General Kameke gegen Forbach und die Spicherer Höhen anrückte.

Frossard mit seinem Korps stand allein, und hatte die Ausschau nach Zuzügen, welche trotz seiner Meldungen nicht kamen. Auf deutscher Seite, nach guter preußischer Kriegsart, wie sie jedoch nur bei Führern von Kopf möglich ist, marschirte dem vorangegangenen Kameke Alles im Schnellschritt zu, von verschiedenen Armeekorps, was von Kameke Meldung erhalten, und auch ganze Brigaden, an welche Kameke eine Meldung gar nicht machen konnte, welchen aber der Kanonendonner Meldung genug war.

Dennoch hatte Kameke's Division, von der Reiterdivision Rheinbaben unterstützt, den Kampf allein auszuhalten, bis gegen 3 Uhr Nachmittags. Frossard hatte starke Batterien auf den Abhängen etablirt und diese warfen ihre Geschosse gegen die deutschen Bataillone, welche die steilen Höhen ersteigen sollten, und vor den Anhöhen, stark befestigt hinter Gräben und Verschanzungen, standen die französischen Vertheidiger mit Mitrailleusen und ihren weithin treffenden Chassepots. Unparteiische Fachmänner, welche nachher diese Stellungen Frossard's besuchten, österreichische und englische Genieoffiziere, haben dieselben für fast uneinnehmbar erklärt.

Zwei Stürme schon hatten die Kraft der hier kämpfenden Regimenter erschöpft; sie mußten sich zurückziehen und ließen eine lange Reihe von Todten und Verwundeten an den Abhängen zurück. Gegen 3 Uhr waren die letzten Truppen Kameke's in den schrecklichen Kampf eingetreten, mit solch ungleicher Zahl der Streitkräfte. Als es am bedenklichsten geworden war, um halb 3 Uhr kam diesen Helden die erste Hülfe in zwei Batterien des 1. Armeekorps, von der Division Barnekow. Mit Aufbietung aller Kraft war es dieser Artillerie gelungen, als die ersten Hülfstruppen zu erscheinen. Das war kräftiger Beistand in der Noth. Um 3 Uhr kamen die ersten Truppen des 8. Korps, und voran das 40. Regiment, an, und bald darauf zeigten sich auf dem Winterberg die Spitzen des 3. Armeekorps und der 5. Division, unter Brigadegeneral Döring, von St. Arnauld her. Der Hauptantheil des Tages bleibt dem General Kameke und seinen Truppen, welche vier Stunden lang kämpften, so wenige gegen so viele, vom Thal aus gegen fast unzugängliche Höhen. Als um halb 4 Uhr der Befehlshaber des 8. Armeekorps, General v. Göben, auf dem Gefechtsfeld eintraf, hatte der Divisionsgeneral Kameke es diesem nun ins Oberkommando eintretenden höheren General leicht gemacht, mit den jetzt von allen Seiten zuströmenden übermächtigen Verstärkungen den Kampf fortzusetzen. Die Helden des Tages von Spicheren bleiben dennoch Kameke und General Francois, der hier den Heldentod starb, mit ihren Tapfern; und was später geleistet wurde, war mehr Leistung der Truppen, als der in den letzten Stunden befehligenden Generale.

Frossard ließ nach 7 Uhr Abends seine ganze Artillerie auf den Höhen bei Kerbach südlich des Schlachtfeldes auffahren, aber nur, um den Rückzug zu decken. Nach drei in diesen letzten Abendstunden versuchten heftigsten Angriffen und Kämpfen war seine Kraft

so gebrochen, daß er das Schlachtfeld räumen mußte. Nachdem bald hier, bald dort das heiße Gefecht andere Chancen gezeigt, war der Sieg der Deutschen gegen halb 8 Uhr Abends entschieden. Die Dunkelheit, die sich allmählich auf das Schlachtfeld herabsenkte, gewährte den Geschlagenen Schutz. Erst nach halb 9 Uhr Abends schwieg der Kampf ganz. Es gelang Frossard nicht, seine Truppen, die sich bis zum Schluß des Tages so gut gehalten hatten, auch auf dem Rückzug in voller Ordnung abzuführen, obgleich von Seiten der Deutschen die Verfolgung ruhte. Die von den Höhen lodernden Bivouakfeuer täuschten, nach deutschem Zugeständniß; es war Glaube, „beide Gegner kampiren unter der Sternennacht".

Nur siebenundzwanzig deutsche Bataillone hatten den Sieg des Tages erkämpft, nach unparteiischer Schätzung 27,000 Mann, die im Gefecht gewesen waren. Und nicht größer war die Zahl der im Gefecht gewesenen Streiter Frossards; abgesehen von einer Division Bazaine's, die so spät kam, daß sie wenig, fast nichts mehr leisten konnte.

Aber der Sieg war von den Deuschen theuer erkauft. Die 5. Division allein verlor 2000 Todte und Verwundete. Auf beiden Seiten waren die Verluste an Todten und Verwundeten gleichgroß, der des deutschen Heeres wohl noch größer als der Frossard's, und 5000 Todte und Schwerverwundete waren wohl das Mindeste auf deutscher Seite; denn „das Terrain", sagt ein Augenzeuge, „bot unerhörte Schwierigkeit, und unser Fußvolk hatte darum ganz ungewöhnliche Verluste."

Der folgende Tag zeigte erst die volle Größe des Sieges: Frossard's Corps war aufgelöst und demoralisirt. Der ganze Weg seiner Flucht war mit Zeichen davon bedeckt. „Ueberall auf dem Wege, schreibt ein Augenzeuge, sind die für Frankreich trostlosesten Spuren der Entmuthigung sichtbar; Bagage, Zelte, Vorräthe, Alles haben sie zurückgelassen; die Bevölkerung ist wie vom Schlage betäubt."

Drei Schläge waren es, welche das Selbstvertrauen des französischen Gesammtheeres durchschlagend erschütterten, innerhalb zwei Tagen, Weißenburg, Wörth und Spicheren. Die Erstürmung des Spicheren vollends hatte dem Ruf der Chassepots, der Mitrailleusen, der Zuaven und Turkos, überhaupt dem Ruf der Unüberwindlichkeit der Franzosen einen Stoß gegeben, welcher in Europa wiederhallte, und in Frankreich, zumal in Paris, so tief eindrang, daß er den Sinn und den Zustand der Hauptstadt änderte.

5. Drei Schlachten vor der Festung Metz, 14., 16. und 18. August.

a) Die Schlacht bei Courcelles (Borny).

In Paris hatte sich das Volk, nachdem einmal der Krieg im Zuge war, „dem kriegerischen Humor hingegeben, der den Grundton im Charakter jedes guten Franzosen bildet," wie der Franzose Sarcey sagt. In die Ungeduld darüber, daß die Armeen so lange nicht in Deutschland einrücken, schlug plötzlich die Botschaft von einem großen Siege. 70,000 Franzosen haben diesen gegen 120,000 Preußen erfochten, 25,000 Gefangene gemacht, darunter den Prinzen Friedrich Karl, und die Festung Landau habe sich ergeben!" — Diese an der Börse angeschlagene Nachricht verbreitete eine „wahnsinnige" Freude durch Paris und die Vorstädte. Nach einigen Stunden verkündete die Regierung die Falschheit dieser Siegesnachricht, der Urheber derselben sei verhaftet. Es war ein Börsenmanöver. Paris, vor Freude so eben noch außer sich, war eben so plötzlich — zuerst einige Augenblicke durch die Enttäuschung starr, dann voll Wuth. Noch hielt die Regierung die Wahrheit, die sie in Händen hatte, einige Zeit zurück, bis die Blätter aus den Provinzen die Thatsachen brachten, die Niederlage Mac Mahon's bei Weißenburg und bei Wörth, die Niederlage Frossards am Spicherer Berg; die Gewißheit, daß Louis Napoleon nicht in Deutschland eingerückt war, und daß drei deutsche Armeen auf dem Boden Frankreichs siegreich vorwärts marschirten. Der Feind im Lande und die französischen Corps im Rückzug — das war für die Pariser zu viel auf einmal. Der Schrecken des Gedankens, den Feind bald unter den Mauern der Hauptstadt und diese in Belagerung zu sehen, bemächtigte sich der Bevölkerung. Das Ministerium Ollivier wurde gestürzt und die Kaiserin-Regentin ernannte den Abenteurer Graf von Palikao zum Ministerpräsidenten, einen alten Fuchs aus dem bonaparte'schen Kreise. Der erste Gedanke der Pariser war die Hauptstadt in Vertheidigungsstand zu setzen. Eine Fluth von Zeitungsartikeln bewies aber, zur Einschließung von Paris würden die Deutschen anderthalb Millionen Soldaten nöthig haben, und auch dann wäre die Stadt nur durch Sturm zu nehmen und in diesem äußersten Fall wären die Pariser stark genug zur Abwehr.

Da die Zeitungen die Unmöglichkeit einer Belagerung von Paris

behaupet hatten, so sprach man bald nicht mehr davon, und unterließ die Vertheidigungsmaßregeln. Die Regierungspresse erklärte; „Unsere Niederlagen waren glorreicher als die Siege des Feindes, und der Tag von Wörth war eine siegreiche Niederlage.“ Der größte Theil der Bevölkerung nahm diese Entschuldigung gerne an und glaubte daran. Palikao unterdrückte alle Nachrichten, die über den Gang und Stand der Sachen im Felde einliefen. Von Zeit zu Zeit nahm er am Schlusse einer Kammersitzung einen Minister bei Seite und raunte ihm zu: „Wenn Paris wüßte, was ich weiß, man würde heute Abend illuminiren.“ Dabei legte er den Finger auf den Mund. Der in's Vertrauen Gezogene erzählte seinen Vertrauten: „Ich darf nichts sagen, aber Alles steht gut.“ Das erzählte einer dem andern weiter. Geschwätziger, erhielten die Regierungsblätter „die Pariser mit tausenderlei phantastischen Schilderungen in Athem, sie ließen z. B. 20,000 Preußen in einen Steinbruch fallen und elend darin umkommen. Die Pariser zählten alle die Preußen, die schon getödtet sein mußten. Paris lebte von den abenteuerlichsten Erzählungen, und doch gab es einzelne Stimmen, welche böse Nachrichten dazwischen warfen.“ Die Wahrheit dieser Thatsachen bezeugt der französische Schriftsteller Sarcey, der alles das in Paris mit ansah und mit anhörte.

Diejenigen, welche die bösen Nachrichten dazwischen warfen, das waren die Männer der republikanischen Partei, und auch die andern Feinde des bonaparte'schen Hauses und Wesens. Sie glaubten dem Ministerpräsidenten nicht, und sie trauten ihm nicht, obgleich er sie einen Augenblick durch den Namen, den er dem Ministerium gab, nämlich „Ministerium der Nationalvertheidigung“, und durch die Vorspiegelung, er wolle revolutionäre Maßregeln treffen, zu täuschen wußte.

Das größte Unglück fürchteten Viele davon, wenn der Kaiser fortführe, den Oberfeldherrn zu spielen; und um jeden Preis ihn zur Entsagung dieser Oberfeldherrnstellung zu bringen, war eine Ansicht in Paris, die schon bedenklich stark um sich gegriffen hatte bei Allen, welchen Frankreich mehr galt, als die Person des Kaisers. Aus diesen Gründen sagte Palikao in der Kammer, Bazaine sei jetzt Generalissimus; thatsächlich hat der Kaiser den Oberbefehl behalten bis zu dem Augenblick, wo er sich dem König von Preußen gefangen gab; zum furchtbarsten Unglücke Frankreichs behalten.

Louis Napoleon dachte ganz richtig, jetzt den Oberbefehl und damit das ganze Heer aus der Hand zu geben, wäre eben so viel, als

5. Drei Schlachten vor der Festung Metz, 14., 16. und 18. August.

a) Die Schlacht bei Courcelles (Borny).

In Paris hatte sich das Volk, nachdem einmal der Krieg im Zuge war, „dem kriegerischen Humor hingegeben, der den Grundton im Charakter jedes guten Franzosen bildet,“ wie der Franzose Sarcey sagt. In die Ungeduld darüber, daß die Armeen so lange nicht in Deutschland einrücken, schlug plötzlich die Botschaft von einem großen Siege. 70,000 Franzosen haben diesen gegen 120,000 Preußen erfochten, 25,000 Gefangene gemacht, darunter den Prinzen Friedrich Karl, und die Festung Landau habe sich ergeben!“ — Diese an der Börse angeschlagene Nachricht verbreitete eine „wahnsinnige“ Freude durch Paris und die Vorstädte. Nach einigen Stunden verkündete die Regierung die Falschheit dieser Siegesnachricht, der Urheber derselben sei verhaftet. Es war ein Börsenmanöver. Paris, vor Freude so eben noch außer sich, war eben so plötzlich — zuerst einige Augenblicke durch die Enttäuschung starr, dann voll Wuth. Noch hielt die Regierung die Wahrheit, die sie in Händen hatte, einige Zeit zurück, bis die Blätter aus den Provinzen die Thatsachen brachten, die Niederlage Mac Mahon's bei Weißenburg und bei Wörth, die Niederlage Frossards am Spicherer Berg; die Gewißheit, daß Louis Napoleon nicht in Deutschland eingerückt war, und daß drei deutsche Armeen auf dem Boden Frankreichs siegreich vorwärts marschirten. Der Feind im Lande und die französischen Corps im Rückzug — das war für die Pariser zu viel auf einmal. Der Schrecken des Gedankens, den Feind bald unter den Mauern der Hauptstadt und diese in Belagerung zu sehen, bemächtigte sich der Bevölkerung. Das Ministerium Ollivier wurde gestürzt und die Kaiserin-Regentin ernannte den Abenteurer Graf von Palikao zum Ministerpräsidenten, einen alten Fuchs aus dem bonaparte'schen Kreise. Der erste Gedanke der Pariser war die Hauptstadt in Vertheidigungsstand zu setzen. Eine Fluth von Zeitungsartikeln bewies aber, zur Einschließung von Paris würden die Deutschen anderthalb Millionen Soldaten nöthig haben, und auch dann wäre die Stadt nur durch Sturm zu nehmen und in diesem äußersten Fall wären die Pariser stark genug zur Abwehr.

Da die Zeitungen die Unmöglichkeit einer Belagerung von Paris

behaupet hatten, so sprach man bald nicht mehr davon, und unterließ die Vertheidigungsmaßregeln. Die Regierungspresse erklärte; „Unsere Niederlagen waren glorreicher als die Siege des Feindes, und der Tag von Wörth war eine siegreiche Niederlage." Der größte Theil der Bevölkerung nahm diese Entschuldigung gerne an und glaubte daran. Palikao unterdrückte alle Nachrichten, die über den Gang und Stand der Sachen im Felde einliefen. Von Zeit zu Zeit nahm er am Schlusse einer Kammersitzung einen Minister bei Seite und raunte ihm zu: „Wenn Paris wüßte, was ich weiß, man würde heute Abend illuminiren." Dabei legte er den Finger auf den Mund. Der in's Vertrauen Gezogene erzählte seinen Vertrauten: „Ich darf nichts sagen, aber Alles steht gut." Das erzählte einer dem andern weiter. Geschwätziger, erhielten die Regierungsblätter „die Pariser mit tausenderlei phantastischen Schilderungen in Athem, sie ließen z. B. 20,000 Preußen in einen Steinbruch fallen und elend darin umkommen. Die Pariser zählten alle die Preußen, die schon getödtet sein mußten. Paris lebte von den abenteuerlichsten Erzählungen, und doch gab es einzelne Stimmen, welche böse Nachrichten dazwischen warfen." Die Wahrheit dieser Thatsachen bezeugt der französische Schriftsteller Sarcey, der alles das in Paris mit ansah und mit anhörte.

Diejenigen, welche die bösen Nachrichten dazwischen warfen, das waren die Männer der republikanischen Partei, und auch die andern Feinde des bonaparte'schen Hauses und Wesens. Sie glaubten dem Ministerpräsidenten nicht, und sie trauten ihm nicht, obgleich er sie einen Augenblick durch den Namen, den er dem Ministerium gab, nämlich „Ministerium der Nationalvertheidigung", und durch die Vorspiegelung, er wolle revolutionäre Maßregeln treffen, zu täuschen wußte.

Das größte Unglück fürchteten Viele davon, wenn der Kaiser fortführe, den Oberfeldherrn zu spielen; und um jeden Preis ihn zur Entsagung dieser Oberfeldherrnstellung zu bringen, war eine Ansicht in Paris, die schon bedenklich stark um sich gegriffen hatte bei Allen, welchen Frankreich mehr galt, als die Person des Kaisers. Aus diesen Gründen sagte Palikao in der Kammer, Bazaine sei jetzt Generalissimus; thatsächlich hat der Kaiser den Oberbefehl behalten bis zu dem Augenblick, wo er sich dem König von Preußen gefangen gab; zum furchtbarsten Unglücke Frankreichs behalten.

Louis Napoleon dachte ganz richtig, jetzt den Oberbefehl und damit das ganze Heer aus der Hand zu geben, wäre eben so viel, als

das Ende seines Kaiserthums; an seine eigene Unfähigkeit zum Feldherrn glaubte er natürlich noch immer nicht. Daß alle ihm feindlichen Parteien Frankreichs ihn nach diesen drei Niederlagen stürzen wollen würden, sagte er sich; daß sie es um so leichter könnten, wenn er den Oberbefehl über die Armee abgäbe, sagte er sich auch. Ebenso, daß die Gefahr für ihn und sein Haus sich steigere, falls neue Unglücksfälle im Felde kämen. Er wollte für alle diese Fälle seine Feinde unschädlich machen.

Was er früher für den Fall des ersten großen Sieges mit seinen Mitverschworenen verabredet hatte, einen neuen Staatsstreich in der Art des 2. Dezember, das wollte er jetzt nach drei verlorenen Treffen durchführen. Er wollte nach Paris zurückkehren, die drohende Revolution in der Hauptstadt durch einen neuen Schrecken und durch neue massenhafte Deportationen der Republikaner, der Legitimisten und Orleanisten nach Afrika und Cayenne niederhalten, und während dem um jeden Preis einen Frieden mit dem Könige von Preußen schließen. Gegenüber der immer drohender werdenden Revolution, wagten aber jetzt die Kaiserin, Rouher, Ollivier nicht, so viele Tausende von angesehenen Männern zu verhaften, und selbst die einfache Rückkehr des Kaisers nach Paris unter der Last dreier Niederlagen wurde ihm als etwas Unmögliches, als etwas höchst Bedenkliches sogar von der Kaiserin zum „Ueberlegen“ anheim gegeben.

Der Kaiser, wie er selbst sagt, „unter solchen Umständen tief ergriffen, alle seine Kombinationen zerstört zu sehen und in wenigen Tagen dahin gebracht zu sein, eine Defensivstellung nehmen zu müssen,“ hatte sich entschlossen, die Armee augenblicklich in das Lager von Chalons zurückzuführen. Die Regierung in Paris schickte ihm Rouher und den berüchtigten Granier aus Cassagnac, um ihn zu überzeugen, daß der Versuch eines neuen Staatsstreiches unthunlich und der Rückzug der Armee nach Chalons gefährlich wäre. Das Aufgeben des Elsaßes habe genug geschadet; der Rückzug nach Chalons wäre das Aufgeben Lothringens und würde eine niederschlagende Wirkung auf den öffentlichen Geist haben. Auf das stand Louis Napoleon von dem einen wie von dem andern Plane ab.

Das Traurigste, was je ein Feldherr von sich selbst gestanden hat, liegt aus Napoleon's eigenem Mund und dem seines Vertrauten vor. Louis Napoleon selbst schrieb als Gefangener auf der Wilhelmshöhe, daß er und sein Generalstab „gelähmt in ihren Handlungen gewesen seien durch die gänzliche Unkenntniß über die Stellung und die

Kraft der feindlichen Heere. Das Gefecht bei Spicheren, sagt er, und das schlechte Wetter, als sollten alle Elemente in diesem Feldzug uns im Stich lassen, verhinderten die Concentration unserer Armeekorps bei Metz. Die Preußen verbargen hinter dem mächtigen Vorhang von Reiterei, welche sie nach allen Richtungen hin entfalteten, alle ihre Bewegungen so sehr, daß man trotz der ununterbrochenen Recognoscirungen nie richtig erfahren konnte, wo der Großtheil ihrer Truppen war, und wo in Folge dessen die Hauptaktion sich entspinnen mußte. Man glaubte weder am 14. noch am 16. August mit der ganzen deutschen Armee zu thun zu haben, und Niemand zweifelte bei Gravelotte an der Leichtigkeit, am nächsten Tage Verdun erreichen zu können. In Paris war man nicht besser unterrichtet, als wir."

Die Siege bei Wörth und Saarbrücken-Forbach waren das Zeichen zum Vormarsch für die Gesammtheit der deutschen Armeen. Wenige Tage nach beiden Schlachten des 6. August standen alle deutschen Feldtruppen bereits auf französischem Boden. Nachdem zwei französische Corps vereinzelt geschlagen, blieb Louis Napoleon nichts, als den Rückzug aller seiner Streitkräfte bis hinter die Mosel und die Meurthe anzuordnen. Da die Corps von Mac Mahon und Failly sich nicht mit der französischen Hauptmacht bei Metz zu vereinigen vermocht hatten, sondern nach Süden ausgewichen waren, so erhielt der Kronprinz von Preußen, der die Vogesen überschritten hatte, die Weisung, auf der Linie der Eisenbahn von Straßburg nach Paris über Nancy Mac Mahon und Failly zu verfolgen und ihre Vereinigung mit andern Streitkräften oder einen etwaigen Abmarsch gegen Metz zu verhindern. Schon am 15. August hatte der Kronprinz ohne Widerstand in Luneville und am 16. in Nancy sein Hauptquartier genommen, und am 15. hatte sich der bayrischen Division Bothmer die Festung Marsal nach kurzem Kampf ergeben. Der Besitz dieses Platzes war von Bedeutung für die Isolirung der Festung Metz.

Die Armee unter Steinmetz und die unter Friedrich Karl hatten namhafte Verstärkung erhalten und in den nächsten Tagen waren ihnen weitere durch das 2. und 9. Armeekorps sicher. Dann standen hier auf dieser Seite wohl 230,000 Mann Fußvolk und Reiterei gegen 120,000 bis 130,000 Mann unter Bazaine und die Besatzung von Metz. Das hielt Moltke für genügend, Bazaine in Metz einzuschließen, oder, wenn er auszubrechen versuchen wollte, ihn zu bewältigen.

Bazaine's Vorschriften, als er den Oberbefehl der Rheinarmee

laut eines Dekrets vom 12. August übernahm, gingen, wie er selbst sagt, dahin, die Rheinarmee, welche seit dem 11. August auf dem rechten Moselufer versammelt stand, auf das linke Ufer zu führen und die Richtung nach Verdun einzuschlagen. „Während diese Operation, erzählt Bazaine, sich am 14. August an den beiden Flügeln vollzog, begannen die deutschen Truppen gegen 2 Uhr Nachmittags den Angriff auf die Division Metman vom 3. Armeekorps. Es wurde nothwendig, diese Division zu unterstützen, um den Feind, welcher immer unternehmender wurde, zurückzuhalten. Das 4. Armeekorps, welches nahezu den Flußübergang bewerkstelligt hatte, kam großentheils zurück, nahm Stellung vor dem Fort St. Julienne, und betheiligte sich an diesem ersten Kampf, der bis zur Nacht währte und den Namen Schlacht bei Borny erhielt."

Diese erste Schlacht vor Metz, welche die Franzosen nach dem Orte Borny benennen, ist dieselbe, welche die Deutschen die Schlacht von Courcelles oder Pange nennen.

Der Kaiser Louis Napoleon war schon bei diesem ersten Kampfe vor Metz nicht mehr gegenwärtig. Als die ersten Kanonendonner der Deutschen bei Pange und Courcelles, einer Eisenbahnstation zwischen Metz und Faulquemont (Falkenberg) zu seinen Ohren drangen, verließ der Kaiser mit seinem Sohne Metz, Nachmittags 2 Uhr, und eilte nach Longeville, und am 16. von da weiter, „um von Verdun aus die Vertheidigung Frankreichs gegen den Einbruch der Deutschen zu leiten." Er selbst sagt später, „er habe nur an kleinere Engagements geglaubt, welche den Rückmarsch der Armee verzögern wollen, und er habe sich entschlossen, der Armee nach Chalons vorauszueilen: eine große Schlacht sei nicht vorauszusehen gewesen."

Ein großer Theil der 2. deutschen Armee unter Prinz Friedrich Karl hatte vor den Truppen Bazaine's die Mosel überschritten und war von Pont-à-Mousson aus im Begriff, die nördlich liegende Verbingungsstraße zwischen Metz und Verdun zu erreichen, auf welcher Bazaine seinen Rückzug bewerkstelligen mußte. Die 1. Armee unter Steinmetz hatte die Aufgabe den Abzug der Franzosen von Metz um einen bis zwei Tage aufzuhalten, damit Prinz Friedrich Karl jene Verbindungsstraße inzwischen ganz erreichen könne. Am 14. Nachmittags bemerkte die Vorhut des Generals Steinmetz, daß die bei Metz unter dem Schutz der Festung lagernden französischen Truppen ihren Abzug beginnen. Steinmetz ließ zuerst durch Truppen der 13. Division unter Graf Golz den Nachtrab des 3. französischen Korps

unter Decaen angreifen. Kaum war diese in das Gefecht verwickelt, so machten das ganze im Abzug begriffene französische Korps und ebenso Abtheilungen des Korps Frossard Front. Darauf gingen auf dem deutschen rechten Flügel das 1. Armeekorps unter Manteuffel, auf dem linken auch die 14. Division unter Kameke und die 18. Division unter General von Wrangel vor, also dritthatb Armeekorps. Auf Seite der Franzosen trat außer dem 2. und 3. Korps auch noch das 4. unter Ladmirault in's Gefecht. Auf der ganzen Linie entwickelte sich ein heftiger Kampf. Während dessen gelang es den Batterien der 1. und 13. Division auf den leisen Abhängen nördlich von Montay eine hufeisenförmige günstige Aufstellung zu nehmen. Von dieser aus richteten im Ganzen vierzehn deutsche Batterien bis zum sinkenden Tage ein concentrisches Feuer auf die französische Stellung. Die Tapferkeit des Fußvolks und die Wirkungen dieser Artillerie zwangen miteinander die heldenmüthig sich schlagenden Franzosen in ihre durch Schützengräben wohl vorbereitete Hauptstellung zwischen Ventoux und Borny sich zurück zu ziehen, da das französische Geschützfeuer geringe Wirkung zeigte. Das Feuer wäre noch viel erfolgreicher gewesen, hätte nicht die Sonne den richtenden Artilleristen grell in's Gesicht geschienen, und wäre ihnen der Wind und der Pulverrauch nicht ungünstig gewesen. Die Franzosen wurden bis zum Fuße des Glacis der Festung Metz zurückgeworfen.

Gegen Abend versuchte der linke französische Flügel des Corps Ladmirault noch einen Vorstoß gegen die rechte Flanke des 1. deutschen Corps. Er suchte dieselbe in der Richtung auf Servigny zu umfassen. Manteuffel trat aber diesem Stoß mit seinen Reserven entgegen. Unter Trommelschlag vorgehend erstürmten diese eine Reihe von Abschnitten und warfen auch auf dieser Seite die Franzosen in die Festung Metz zurück. Sämmtliche deutsche Divisionen behaupteten das Schlachtfeld bis 10 Uhr Abends. Dann zogen sie sich wieder in ihre Bivouacs zurück.

Die Verluste waren auf beiden Seiten bedeutend, wohl nicht unter 4000 Mann je hüben und drüben.

Dieses Gefecht bei Pange und Courcelles, oder bei Borny diesseits Metz, am 14. August, war die Einleitung zu der blutigen Schlacht bei Mars la Tour.

b) Die Schlacht bei Mars la Tour oder Vionville, am 16. August.

Was man im großen deutschen Hauptquartier bezweckte, war durch das Gefecht bei Pange-Courcelles erreicht; Prinz Friedrich Karl hatte für seinen Eilmarsch auf die Rückzugslinie Bazaine's einen Tag weiter gewonnen. Ja dieser deutsche Angriff am 14. August trug eine Frucht über alles Erwarten: das 3. und 4. französische Armeekorps konnten den ganzen 15. August nicht marschiren. Sie verloren diesen Tag durch Ergänzung der Munition und anderes Geschäftliche. Am 15. August ließ Bazaine sein 6. Corps, die Garde und hinter dieser das 2. Corps marschiren und zwar auf der südlichen der zwei Straßen nach Verdun, auf der Straße über Gravelotte und Mars la Tour. Auf der nördlichen Straße, die sich bei Gravelotte von der erstern abzweigt und sich über Doncourt, Conflance und Estain zieht, sollten am 16. August das 3. und 4. Corps abmarschiren. Die Garde, das 6. und 2. Corps sollten bei Mars la Tour und Vionville so lange stehen bleiben, bis am 16. August das 3. und 4. Corps mit ihnen auf gleiche Höhe, bis in die Gegend von Doncourt gelangt wären. „Die Genugthuung, sagt Bazaine, wurde uns nicht, die Pläne des Feindes zu vereiteln, dessen Ziel es war, unsere Concentration auf der Hochebene von Gravelotte zu verzögern, und vor uns seine Truppen dorthin zu werfen. Die Concentration des 3. und 4. Armeekorps war am 16. August noch nicht beendet, als uns der Feind angriff. Die Zahl der Brücken über den Fluß war nicht genügend, und der Uebergang erforderte darum mehr Zeit, als man vorausgesetzt hatte. Der Feind griff Morgens um 9 Uhr zuerst die Division Forton an, welche sich auf das 2. Armeekorps zurückziehen mußte, und bald wurde der Kampf allgemein, und endete erst, als die Nacht vollständig eingebrochen war. Dieses Gefecht, welches dem Feinde herbe Verluste verursachte, und eine ganze Zeit lang für uns nicht ungünstig stand, erhielt von uns den Namen Schlacht Rezonville."

Die Armee Bazaine's, welcher die kaiserliche Garde vor Gravelotte aufgestellt hatte, hatte ihren Vormarsch am 16. August erst kurze Zeit fortgesetzt, als sie durch die deutschen vom Süden her anrückenden Truppen in der Flanke erreicht und zum Stehen gebracht wurde — bei Mars la Tour.

Prinz Friedrich Karl hatte trotz der angestrengtesten Märsche

nicht vermocht, die Natur dieses bergigen Mosellandes so zu überwinden, daß er mit einem größeren Theile seiner Armee am 16. August Morgens schon zur Stelle war; nur die Spitzen derselben trafen zur rechten Zeit ein, um dem Marsch Bazaine's den Weg zu verlegen.

Diesen Truppentheilen des Prinzen fiel die überaus schwierige Aufgabe zu, die französische Uebermacht, die sie vor sich fanden, so lange aufzuhalten, bis größere deutsche Heertheile nachrücken konnten.

Bis zum Abend des 15. war man im großen deutschen Hauptquartier noch nicht gewiß, was Bazaine thun werde. Da liefen Nachrichten ein, daß der Marschall mit allen seinen Kräften den Abzug von Metz in westlicher Richtung angetreten habe. Es wurden sofort Befehle gegeben, um einen kräftigen Angriff auf dessen Flanke am 16. oder 17. August möglich zu machen. Graf Moltke und sein Stab waren eins darüber, daß es gelte, die Armee Bazaine's, also eine Streitmacht von 130 bis 140,000 Mann von ihrer Operationsbasis abzuschneiden. Zur Durchführung dieser großartigen strategischen Idee gehörten nicht nur eine an Zahl überlegene Streitmacht, eine außerordentliche Intelligenz des Leiters der Bewegungen der deutschen Armeen an der Spitze des großen Generalstabs und die Tapferkeit der Truppen, sondern auch die klare Einsicht aller Führer für die empfangenen Befehle und das genaue Einhalten der vorgeschriebenen Zeit bei den Aufmärschen der einzelnen Corps und Divisionen, sowie die aus Erfahrung geschöpfte sichere Gewißheit, daß, wenn nicht ganz unerwartete Zwischenfälle eintreten, „keine Strapazen, keine Hitze oder Kälte, kein Unwetter Führer und Truppen abzuhalten vermögen, pünktlich zur vorgeschriebenen Zeit auf den angewiesenen Punkten einzutreffen.“ Darauf rechnete Graf Moltke, so gewagt auch diese Rechnung war.

Denn die am meisten vorgeschobenen deutschen Corps hatten vom 15. August Mittags ab noch vier deutsche Meilen zu marschiren, um bis an die südliche Straße Metz-Verdun zu gelangen. Freilich, die Reiterei, worin das deutsche Heer besonders stark war, konnte unzweifelhaft am 16. August die Marschkolonnen Bazaine's erreichen, und unter allen Umständen den Marschall aufhalten, um dann mit den Gesammtkräften am 17. die Schlacht zu schlagen.

Führer und Mannschaften auf deutscher Seite entsprachen dem, was Moltke von ihnen erwartete, so warm schon in der Morgenfrühe die Luft war, so beschwerlich der Marsch in den engen Thälern und

b) Die Schlacht bei Mars la Tour oder Vionville, am 16. August.

Was man im großen deutschen Hauptquartier bezweckte, war durch das Gefecht bei Pange-Courcelles erreicht; Prinz Friedrich Karl hatte für seinen Eilmarsch auf die Rückzugslinie Bazaine's einen Tag weiter gewonnen. Ja dieser deutsche Angriff am 14. August trug eine Frucht über alles Erwarten: das 3. und 4. französische Armeekorps konnten den ganzen 15. August nicht marschiren. Sie verloren diesen Tag durch Ergänzung der Munition und anderes Geschäftliche. Am 15. August ließ Bazaine sein 6. Corps, die Garde und hinter dieser das 2. Corps marschiren und zwar auf der südlichen der zwei Straßen nach Verdun, auf der Straße über Gravelotte und Mars la Tour. Auf der nördlichen Straße, die sich bei Gravelotte von der erstern abzweigt und sich über Doncourt, Conflance und Estain zieht, sollten am 16. August das 3. und 4. Corps abmarschiren. Die Garde, das 6. und 2. Corps sollten bei Mars la Tour und Vionville so lange stehen bleiben, bis am 16. August das 3. und 4. Corps mit ihnen auf gleiche Höhe, bis in die Gegend von Doncourt gelangt wären. „Die Genugthuung, sagt Bazaine, wurde uns nicht, die Pläne des Feindes zu vereiteln, dessen Ziel es war, unsere Concentration auf der Hochebene von Gravelotte zu verzögern, und vor uns seine Truppen dorthin zu werfen. Die Concentration des 3. und 4. Armeekorps war am 16. August noch nicht beendet, als uns der Feind angriff. Die Zahl der Brücken über den Fluß war nicht genügend, und der Uebergang erforderte darum mehr Zeit, als man vorausgesetzt hatte. Der Feind griff Morgens um 9 Uhr zuerst die Division Forton an, welche sich auf das 2. Armeekorps zurückziehen mußte, und bald wurde der Kampf allgemein, und endete erst, als die Nacht vollständig eingebrochen war. Dieses Gefecht, welches dem Feinde herbe Verluste verursachte, und eine ganze Zeit lang für uns nicht ungünstig stand, erhielt von uns den Namen Schlacht Rezonville."

Die Armee Bazaine's, welcher die kaiserliche Garde vor Gravelotte aufgestellt hatte, hatte ihren Vormarsch am 16. August erst kurze Zeit fortgesetzt, als sie durch die deutschen vom Süden her anrückenden Truppen in der Flanke erreicht und zum Stehen gebracht wurde — bei Mars la Tour.

Prinz Friedrich Karl hatte trotz der angestrengtesten Märsche

nicht vermocht, die Natur dieses bergigen Mosellandes so zu überwinden, daß er mit einem größeren Theile seiner Armee am 16. August Morgens schon zur Stelle war; nur die Spitzen derselben trafen zur rechten Zeit ein, um dem Marsch Bazaine's den Weg zu verlegen.

Diesen Truppentheilen des Prinzen fiel die überaus schwierige Aufgabe zu, die französische Uebermacht, die sie vor sich fanden, so lange aufzuhalten, bis größere deutsche Heertheile nachrücken konnten.

Bis zum Abend des 15. war man im großen deutschen Hauptquartier noch nicht gewiß, was Bazaine thun werde. Da liefen Nachrichten ein, daß der Marschall mit allen seinen Kräften den Abzug von Metz in westlicher Richtung angetreten habe. Es wurden sofort Befehle gegeben, um einen kräftigen Angriff auf dessen Flanke am 16. oder 17. August möglich zu machen. Graf Moltke und sein Stab waren eins darüber, daß es gelte, die Armee Bazaine's, also eine Streitmacht von 130 bis 140,000 Mann von ihrer Operationsbasis abzuschneiden. Zur Durchführung dieser großartigen strategischen Idee gehörten nicht nur eine an Zahl überlegene Streitmacht, eine außerordentliche Intelligenz des Leiters der Bewegungen der deutschen Armeen an der Spitze des großen Generalstabs und die Tapferkeit der Truppen, sondern auch die klare Einsicht aller Führer für die empfangenen Befehle und das genaue Einhalten der vorgeschriebenen Zeit bei den Aufmärschen der einzelnen Corps und Divisionen, sowie die aus Erfahrung geschöpfte sichere Gewißheit, daß, wenn nicht ganz unerwartete Zwischenfälle eintreten, „keine Strapazen, keine Hitze oder Kälte, kein Unwetter Führer und Truppen abzuhalten vermögen, pünktlich zur vorgeschriebenen Zeit auf den angewiesenen Punkten einzutreffen.“ Darauf rechnete Graf Moltke, so gewagt auch diese Rechnung war.

Denn die am meisten vorgeschobenen deutschen Corps hatten vom 15. August Mittags ab noch vier deutsche Meilen zu marschiren, um bis an die südliche Straße Metz-Verdun zu gelangen. Freilich, die Reiterei, worin das deutsche Heer besonders stark war, konnte unzweifelhaft am 16. August die Marschkolonnen Bazaine's erreichen, und unter allen Umständen den Marschall aufhalten, um dann mit den Gesammtkräften am 17. die Schlacht zu schlagen.

Führer und Mannschaften auf deutscher Seite entsprachen dem, was Moltke von ihnen erwartete, so warm schon in der Morgenfrühe die Luft war, so beschwerlich der Marsch in den engen Thälern und

den zum Theil steilen Aufgängen zu der Hochebene für die Truppen sich auswies.

Englische und deutsche Kritik hat den Marschall Bazaine getadelt, und behauptet, er hätte ganz wohl noch über Verdun und Chalons Paris erreichen können, wenn er rechtzeitig aufgebrochen wäre. Aber nicht blos die Leitung des französischen Heeres war langsam, so lang Louis Napoleon's feldherrliche Unfähigkeit an der Spitze stand, sondern das ganze französische Heer war erschrecklich langsam, in eben dem Grade, in welchem das deutsche Heer überaus beweglich und in Märschen ausdauernd, ein wahres Vorwärts-Heer war. Möglich ist, daß der 16. August für die Deutschen weniger günstig ausgefallen wäre, wenn Bazaine und seine Franzosen sich schneller bewegt hätten, aber wahrscheinlich ist es nicht, im Angesichte der begeisterten Todesweihe, welche in einem Grade bei Mars la Tour die deutschen Reiter zeigten, hinter welcher selbst die Kürassiere Mac Mahon's bei Wörth etwas zurück bleibt.

Im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl war am 15. August nicht auf eine Schlacht für den 16. gerechnet, so wenig als im großen Hauptquartier.

Während die Deutschen ihren Vormarsch vollzogen, meldeten vorgeschobene Offiziere, bei Tronville seien feindliche Vorposten und hinter diesen in der Nähe jener Orte umfangreiche Zeltlager zu erkennen. Um 8 Uhr Morgens wurde weiter gemeldet, die Franzosen bei Vionville scheinen in der Richtung von Nord nach Süd abzumarschiren. Der Corpskommandant Alvensleben II. beschloß sofort den Angriff. Er erließ an seinen Divisionsgeneral Buddenbrock den Befehl, den Marsch bis auf das Plateau fortzusetzen und hier in versteckter Aufstellung das Eintreffen der 6. Reiterdivision abzuwarten.

Rechts von der Division Buddenbrock erreichte um 9 Uhr Morgens die 6. Reiterdivision die Höhe südlich von Flavigny. Sie trieb die französischen Reiterposten zurück und sandte Detachements bis an die südliche Straße von Metz nach Verdun vor. Diese fanden Vionville und Rezonville stark besetzt und große feindliche Massen dahinter entfaltet. Alvensleben ertheilt nun der bei Tronville eingetroffenen Division Buddenbrock den Befehl zur Rechtsschwenkung und zum Angriff. Ihre Artillerie eröffnet das Gefecht.

Um 10 Uhr 15 Minuten geht die Division gegen die von den Franzosen besetzten Anhöhen von Flavigny und Vionville vor. Die Höhen werden nach schwerem Kampf genommen und darauf die

Dörfer Vionville und Flavigny auf den ersten Anlauf dem Feind entrissen. Während dieser Gefechte ist die Corpsartillerie auf dem Höhenrande vorwärts der Straße Gorze-Vionville, mit ihrem linken Flügel unweit Flavigny, aufgefahren.

Die Division Stülpnagel begann schon vor 10 Uhr, rechts von Buddenbrock und der 6. Reiterdivision, aus dem Grunde von Gorze das Platau bei Auconville zu ersteigen. Westlich vom Walde von Vionville stößt Stülpnagel auf französische Bataillone, welche aus der Richtung von Rezonville über Flavigny bemüht waren, den Plateaurand zu erreichen und die Entfaltung der Division Stülpnagel zu hindern. Ein lebhaftes Gefecht entspinnt sich, es wird bis zum Bajonetkampf durchgeführt und kommt mit dem Rückzug der aus dem Wald von Vionville und aus dem nördlich davon gelegenen St. Arnould vertriebenen Franzosen auf Rezonville für kurze Zeit zum Stillstand. Dabei wirkt auch die Reiterei mit, welche bis über die Straße zwischen Rezonville und Vionville vordringt, dabei aber auf noch unerschüttertes französisches Fußvolk trifft und schmerzliche Verluste erleidet.

Besonders schwer war das Gefecht, welches Bataillone der Division Buddenbrock in den Wäldern nördlich von Vionville zu bestehen hatten.

Es war ein äußerst mörderischer Kampf, dieses Waldgefecht. Bisher waren nur die Corps von Canrobert und Frossard im Kampf gewesen, die südlich Bruville heraufsteigenden Franzosen waren das Corps Decaen's, das jetzt Leboeuf führte.

Dieses Waldgefecht kostete der Division Buddenbrock ungeheure Opfer, weil die Franzosen eine ganze Masse von Artillerie auf der Höhe von St. Marcel und Vionville, unweit der alten Römerstraße, nördlich von der Straße Vionville-Rezonville aufgestellt hatten, welche den Wald und die bei dem Dorfe Vionville stehenden deutschen Batterien sehr wirksam beschoß. Gegen diese französischen Stellungen ging Buddenbrock's Fußvolk mehrmal angreifend aus den Wäldern vor. Einzelne der französischen Batterien vertrieb es auf einige Zeit aus ihrer guten Stellung, und eroberte ein Geschütz. Die Franzosen stellten zudem auf dem mehr östlich gelegenen Plateau starke Artillerie auf; in Verbindung mit einer die linke Flanke Buddenbrocks umfassenden Bewegung des Feindes konnte diese Artillerieaufstellung sehr gefährlich werden. Der Corpsbefehlshaber Alvensleben II. ließ darum diese Batterie durch die Reiterbrigade Bredow angreifen. Es war

den zum Theil steilen Aufgängen zu der Hochebene für die Truppen sich auswies.

Englische und deutsche Kritik hat den Marschall Bazaine getadelt, und behauptet, er hätte ganz wohl noch über Verdun und Chalons Paris erreichen können, wenn er rechtzeitig aufgebrochen wäre. Aber nicht blos die Leitung des französischen Heeres war langsam, so lang Louis Napoleon's feldherrliche Unfähigkeit an der Spitze stand, sondern das ganze französische Heer war erschrecklich langsam, in eben dem Grade, in welchem das deutsche Heer überaus beweglich und in Märschen ausdauernd, ein wahres Vorwärts-Heer war. Möglich ist, daß der 16. August für die Deutschen weniger günstig ausgefallen wäre, wenn Bazaine und seine Franzosen sich schneller bewegt hätten, aber wahrscheinlich ist es nicht, im Angesichte der begeisterten Todesweihe, welche in einem Grade bei Mars la Tour die deutschen Reiter zeigten, hinter welcher selbst die Kürassiere Mac Mahon's bei Wörth etwas zurück bleibt.

Im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl war am 15. August nicht auf eine Schlacht für den 16. gerechnet, so wenig als im großen Hauptquartier.

Während die Deutschen ihren Vormarsch vollzogen, meldeten vorgeschobene Offiziere, bei Tronville seien feindliche Vorposten und hinter diesen in der Nähe jener Orte umfangreiche Zeltlager zu erkennen. Um 8 Uhr Morgens wurde weiter gemeldet, die Franzosen bei Vionville scheinen in der Richtung von Nord nach Süd abzumarschiren. Der Corpskommandant Alvensleben II. beschloß sofort den Angriff. Er erließ an seinen Divisionsgeneral Buddenbrock den Befehl, den Marsch bis auf das Plateau fortzusetzen und hier in versteckter Aufstellung das Eintreffen der 6. Reiterdivision abzuwarten.

Rechts von der Division Buddenbrock erreichte um 9 Uhr Morgens die 6. Reiterdivision die Höhe südlich von Flavigny. Sie trieb die französischen Reiterposten zurück und sandte Detachements bis an die südliche Straße von Metz nach Verdun vor. Diese fanden Vionville und Rezonville stark besetzt und große feindliche Massen dahinter entfaltet. Alvensleben ertheilt nun der bei Tronville eingetroffenen Division Buddenbrock den Befehl zur Rechtsschwenkung und zum Angriff. Ihre Artillerie eröffnet das Gefecht.

Um 10 Uhr 15 Minuten geht die Division gegen die von den Franzosen besetzten Anhöhen von Flavigny und Vionville vor. Die Höhen werden nach schwerem Kampf genommen und darauf die

Dörfer Vionville und Flavigny auf den ersten Anlauf dem Feind entrissen. Während dieser Gefechte ist die Corpsartillerie auf dem Höhenrande vorwärts der Straße Gorze-Vionville, mit ihrem linken Flügel unweit Flavigny, aufgefahren.

Die Division Stülpnagel begann schon vor 10 Uhr, rechts von Buddenbrock und der 6. Reiterdivision, aus dem Grunde von Gorze das Platau bei Auconville zu ersteigen. Westlich vom Walde von Vionville stößt Stülpnagel auf französische Bataillone, welche aus der Richtung von Rezonville über Flavigny bemüht waren, den Plateaurand zu erreichen und die Entfaltung der Division Stülpnagel zu hindern. Ein lebhaftes Gefecht entspinnt sich, es wird bis zum Bajonetkampf durchgeführt und kommt mit dem Rückzug der aus dem Wald von Vionville und aus dem nördlich davon gelegenen St. Arnould vertriebenen Franzosen auf Rezonville für kurze Zeit zum Stillstand. Dabei wirkt auch die Reiterei mit, welche bis über die Straße zwischen Rezonville und Vionville vordringt, dabei aber auf noch unerschüttertes französisches Fußvolk trifft und schmerzliche Verluste erleidet.

Besonders schwer war das Gefecht, welches Bataillone der Division Buddenbrock in den Wäldern nördlich von Vionville zu bestehen hatten.

Es war ein äußerst mörderischer Kampf, dieses Waldgefecht. Bisher waren nur die Corps von Canrobert und Frossard im Kampf gewesen, die südlich Bruville heraufsteigenden Franzosen waren das Corps Decaen's, das jetzt Leboeuf führte.

Dieses Waldgefecht kostete der Division Buddenbrock ungeheure Opfer, weil die Franzosen eine ganze Masse von Artillerie auf der Höhe von St. Marcel und Vionville, unweit der alten Römerstraße, nördlich von der Straße Vionville-Rezonville aufgestellt hatten, welche den Wald und die bei dem Dorfe Vionville stehenden deutschen Batterien sehr wirksam beschoß. Gegen diese französischen Stellungen ging Buddenbrock's Fußvolk mehrmal angreifend aus den Wäldern vor. Einzelne der französischen Batterien vertrieb es auf einige Zeit aus ihrer guten Stellung, und eroberte ein Geschütz. Die Franzosen stellten zudem auf dem mehr östlich gelegenen Plateau starke Artillerie auf; in Verbindung mit einer die linke Flanke Buddenbrocks umfassenden Bewegung des Feindes konnte diese Artillerieaufstellung sehr gefährlich werden. Der Corpsbefehlshaber Alvensleben II. ließ darum diese Batterie durch die Reiterbrigade Bredow angreifen. Es war

das 7. Kürassierregiment, das 16. Ulanenregiment und das 13. Dragonerregiment. Diese Reiterbrigade, mit dem Muthe der Todesweihe, unbekümmert wie viele rechts und links von ihr fielen, drang in die französische Batterie ein, hieb die Bedienung derselben nieder, und sprengte gegen das rückwärtsstehende Fußvolk des französischen Centrums vor. Vor dem Chassepotfeuer mußte sie zurückweichen. Die Verluste, welche die Brigade bei diesem Angriff hatte, waren furchtbar groß; doch wirkte er so entscheidend, daß die Franzosen von einem weiteren Vorstoß gegen diesen linken Flügel der Division Alvensleben abstanden. Während dem hielt die Division Stülpnagel festen Fußes die Angriffe des Feindes auf ihrer Seite ab. Um 4 Uhr traf Prinz Friedrich Karl auf dem Schlachtfeld ein. Eine halbe Stunde vor ihm war die 38. Fußbrigade Wedell mit ihrem Divisionsgeneral Schwarzkoppen nordwestlich des Waldes la Dame eingetroffen. Sie war seit 5 Uhr Morgens auf dem Marsch, ruhte eine Stunde, und wurde um 4 Uhr Abends östlich von Mars la Tour, nordwärts gegen Bruville in die dortigen Stellungen des Corps Leboeuf auf den Anhöhen entsendet. Die beiden Divisionsbatterien, welche vorwärts von Mars la Tour Aufstellung nahmen, unterstützten den Angriff. Die tapfere Brigade wurde, wie ihre Spitze über Mars la Tour hinaus war, von einem heftigen Granatfeuer der Franzosen empfangen, das ihre Reihen lichtete und das Dorf Mars la Tour in Brand setzte. Dennoch bleiben die Bataillone im Avanciren über die Höhen hinaus und durch den nordöstlich vorliegenden Grund gegen die jenseitigen Anhöhen. Ihr bis dahin nicht erschütterter Stoß brach sich hier an einem starken feindlichen Fußvolk. Unter großem Verlust mußten sie den Rückzug antreten unter dem Schutz der Reserve-Artillerie des 10. Corps, welche der Bewegung der Brigade Wedell gefolgt war. Zugleich machten, den Rückzug Wedell's zu decken, die preußischen Gardedragoner und die Division Rheinbaben wiederholte Vorstöße. Auch diese, mit Heldenmuth ausgeführt, kosteten große Opfer. Gerade weil diese Attaquen energisch durchgeführt wurden, war der Verlust um so schwerer. Die Gardedragoner stießen auf Leboeuf's Fußvolk, und die Reiterdivision Rheinbaben auf fünf Regimenter der französischen Gardekavallerie, welche den äußersten rechten Flügel von Bazaine's Stellung deckten. Rheinbaben's Brigade Barby nebst dem 13. Dragonerregiment und dem 10. Husarenregiment warfen die fünf französischen Gardereiterregimenter in glänzender Attaque. Es war ein Kampf der äußersten Erbitterung auch

auf dieser Seite; aber mehr als der Säbel schadeten den Gardedragonern und den Reitern Rheinbaben's die Chassepots des französischen Fußvolks und das Feuer ihrer Artillerie.

General Voigts-Rhetz gab, sowie er das verlustvolle Weichen Wedell's sah, an Kraatz-Koschlau den Befehl, von seinen in das Waldgefecht verwickelten Bataillonen so viel als möglich zurückzunehmen und bis auf die Höhen von Tronville zurückzugehen, um Wedell aufzunehmen. Dadurch gedeckt, formirte sich Wedell's Brigade wieder bei Tronville.

Die Verluste Buddenbrocks auf dem linken Flügel der Deutschen waren größer, als die Stülpnagel's auf dem rechten Flügel, weil Buddenbrock Schweres in Angriff und Abwehr durchzumachen hatte: aber groß waren auch Stülpnagel's Verluste. Stülpnagel's Fußvolk, so schwer es mitgenommen wurde, behauptete das gewonnene Terrain. Die Vorstöße der Franzosen gegen die Front der Division brachen sich an der Zähigkeit seines Fußvolks und seiner Artillerie.

Um 9 Uhr war die Schlacht beendet. Die Franzosen wie die Deutschen, also beide im Kampf gewesene Theile, bivouakirten auf dem Schlachtfelde. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu. An und für sich betrachtet, war die Schlacht unentschieden, aber die Deutschen hatten ihren Zweck erreicht. Sie hatten nicht nur einiges Terrain gewonnen, sondern die Absicht des Marschalls Bazaine, nach Westen abzumarschiren und sich mit Mac Mahon zu vereinigen, vollständig vereitelt. Auf der Straße nach Verdun konnte der Marschall unter keinen Umständen mehr durchbrechen, diese war völlig im Besitz der Deutschen. Dieses große Ergebniß der Schlacht von Mars la Tour trat in den nächsten Tagen erst recht hervor. Die Franzosen nannten diese Schlacht die „Schlacht von Rezonville."

Die letztern hatten 3000 „unverwundete" Gefangene verloren. Sie gestanden auf ihrer Seite 15,000 Verwundete ein ohne die Todten. Man hat darum ihren Gesammtverlust an diesem Tage auf 23,000 Mann geschätzt. Die preußischen Berichte geben den deutschen Verlust an Todten und Verwundeten gleich nach der Schlacht auf 17,075 Mann an, darunter 650 Offiziere, also einer auf 26 Mann. Die Generale von Döring und Wedell hatten den Heldentod hier gefunden. Zwölf Stunden hatte die Schlacht gewüthet. Auf jeder Seite waren gegen 80,000 Mann nach und nach ins Gefecht gekommen. Es war ein furchtbar hartnäckiger Kampf auf beiden Seiten. Dafür sprechen die geringen Trophäen der Deutschen, zwei Adler und

sieben Geschütze, und die beiderseitigen Verluste, von welchen die Fachmänner sagten, „sie können nur mit den blutigsten Schlachten früherer Kriege verglichen werden.“

c) Die Schlacht bei Gravelotte (oder St. Privat), am 18. August.

Noch lagen gar viele von den am 16. auf dem Schlachtfelde Gefallenen todt oder verwundet auf demselben. Viele von den Verwundeten hatten noch nicht ihre Unterbringung in Pflege, Tausende von Todten noch nicht ihre Beerdigung gefunden, als um Mitternacht vom 16. auf den 18. August die Horn- und Trompetensignale meilenweit erschallten, als Wecker der Truppen hüben und drüben zum neuen entscheidenden Kampf. Der Boden dröhnte von den Hufen der Rosse, vom Gerassel der Geschütze, vom Geschwindmarsch der Regimenter, welche durch die Straßen der kleinen Stadt Pont-à-Mousson in dieser Frühe zogen, aus allen Richtungen her, den bereits Vorgerückten nach im Eilmarsch, mehr als anderthalbmal hunderttausend Mann.

Graf Moltke wollte die Früchte des Tags von Mars la Tour unter allen Umständen sichern. An der Spitze einer Streitmacht, die noch so stark war und sich so eben so großartig tapfer geschlagen hatte, an der Spitze des besten Theils des französischen Gesammtheers, konnte Marschall Bazaine es nicht anders als für seine Pflicht halten, sich noch den Weg zur Vereinigung mit Mac Mahon und zur Rettung der Hauptstadt Paris zu bahnen.

Man hatte in den französischen Zeltlagern eine Bewegung bemerkt, die auf den Abbruch des Lagers hinwies. Es war klar, daß Marschall Bazaine eine andere Rückzugslinie zu gewinnen suchte. Nachdem ihm die von Metz-Verdun durch den Tag von Mars la Tour und Vionville abgeschnitten war, worin eben der große Erfolg der deutschen Waffen lag, blieb ihm noch ein Flankenmarsch auf der nordwestlichen Straße oder noch weiter nördlich auf größeren Umwegen möglich. Es war offenbar, Marschall Bazaine wollte mit der französischen Hauptarmee auf der Straße Metz-Briey sich nach Chalons und Paris zurückziehen, eben sowohl um Paris zu retten, als auch, damit er mit seiner Armee nicht von Paris und von allen Hilfsmitteln abgeschnitten bliebe. Um jeden Versuch der französischen Hauptarmee zu vereiteln, war man im großen Hauptquartier einig geworden, am 18. August den entscheidenden Schlag zu führen.

Bazaine hatte aus den Bewegungen der Deutschen seinerseits erkannt, daß er angegriffen werde, und eine festungsähnliche Stellung auf den Höhen zwischen Verneville und Gravelotte eingenommen, mit der Front nach Westen und Süden, Metz im Rücken.

Nach Moltke's Schlachtplan durfte der allgemeine Angriff der Deutschen nicht eher beginnen, bis die Bewegung aller deutschen Heertheile so, wie sie verzeichnet waren, völlig durchgeführt und die Front der starken französischen Stellung gleichzeitig in der rechten Flanke angegriffen werden konnte. Schon um halb 11 Uhr des 18. war man deutscherseits gewiß, daß der Marschall den Abmarsch aufgegeben und seine vorausgegangenen Truppen zurückgezogen hatte. Bazaine hatte die Haltbarkeit seiner Stellung noch durch fortifikatorische Werke und etagenweise aufgeworfene Schützengräben vermehrt.

Das 9. deutsche Corps stieß zunächst auf vorgeschobene Abtheilungen Bazaine's. Gegen 12 Uhr Mittags zeigte Geschützfueer aus der Gegend von Verneville an, daß das Corps daselbst im Gefecht sei. In Folge dessen wurde die I. Armee, welche südlich von Gravelotte stand, angewiesen, durch Artilleriefeuer den vor ihrer Front auf den Höhen stehenden Gegner einstweilen zu beschäftigen. Um drei Viertel auf 1 Uhr eröffnete sie eine langsame und gut gezielte Kanonade gegen die Höhen von Le Point-du-jour, welche der Feind aus zahlreichen Batterien erwiderte. Der Donner der Geschütze wurde übertönt durch das seltsame Geräusch der Mitrailleusen. Zwischen 2 und 3 Uhr begann der Kampf des Fußvolkes. Es zeigte sich, was Moltke ursprünglich wollte, nämlich den französischen rechten Flügel völlig zu umfassen, nicht ganz ausführbar, und blieb nichts übrig, als die Front der furchtbar festen Stellung Bazaine's anzugreifen. Lang und schwer wogte der Kampf, es war ein schrecklich blutiges Ringen, von Höhe zu Höhe. Auf dem linken Flügel kämpften die Sachsen und das Gardekorps um St. Marie-aux-Chenes, dann um den dahinter sich erhebenden steilen Hang von St. Privat, um dieses Dorf und um Roncourt. Rechts davon bei St. Ail und weiter über Habonville, dem Wald von Cusse und Verneville bis über die nördlich von Metz und Verdun führende Straße kämpften Truppen theils vom Gardekorps, theils vom 9. Armeekorps. Bei Gravelotte im Walde von Vaux bis zur Mosel hin kämpfte das 8. und 7. Armeekorps. Sogar vom jenseitigen Moselufer her griff noch eine Brigade des 1. Armeekorps in das Gefecht ein. Ebenso betheiligten sich noch einzelne Abtheilungen des 3. und 10. deutschen Armeekorps,

vorzugsweise Artillerie. Es gelang den Deutschen bei einbrechender Dunkelheit die Höhenstellungen des Gegners zu erstürmen und ihn aus der ganzen Linie zu werfen.

Zu diesem Erfolg griff auf dem rechten Flügel noch das 2. deutsche Armeekorps in entscheidender Weise ein, und diese Truppen waren seit 2 Uhr Morgens im Marsche. Die Schlacht endete gegen halb 9 Uhr Abends bei völliger Dunkelheit.

Gerade die zwei letzten Stunden des Kampfes waren die fürchterlichsten des ganzen Tages. Die Franzosen befanden sich um diese Zeit in einer verzweifelten Lage; von allen Seiten umfaßt und gedrängt, blieb ihnen, wofern sie nicht noch zuletzt den Sieg auf ihre Seite zwangen, nur der Rückzug hinter die Forts von Metz, wodurch diese Feldarmee aus dem Felde verschwinden mußte.

Bald nach 7 Uhr machten darum die Franzosen mit großen Kräften noch einen verzweifelten Versuch, sich den Weg über Gravelotte nach Paris zu bahnen. Die schwachen dezimirten deutschen Fußtruppen hier wurden leicht über den Haufen geworfen. Die Gefahr war groß, dieser Stoß der Franzosen gegen die ermatteten deutschen Truppen, hinter den Höhen hervor gegen den Wald an der Thalschlucht, möchte gelingen, und nach solchen Verlusten zuletzt noch die Schlacht und der Zweck derselben verloren sein. Da erschien in der höchsten Noth das 2. norddeutsche Armeekorps (Pommern) unter dem belorbeerten Fransecky, welches noch nicht vor dem Feind gewesen war. Der Oberbefehlshaber der 1. Armee, der alte Steinmetz, welchem der König-Oberfeldherr für diesen Tag auch das Korps Fransecky unterstellt hatte, schaute seit lange mit Sehnsucht nach dieser Hülfe aus. Sie ist da, voll Kampfesmuth mit einem der Tapfersten der Tapfern, mit Fransecky; Steinmetz war mit seinem Stabe bis ans Kleingewehrfeuer, an das Defilee vorgeritten, und mit lautem Hurrah, unter Trommelwirbel und dem Vorwärtssignal der Hörner tauchen Fransecky's pommerische Bataillone wieder in den dunkeln, waldigen Grund, um jenseits deployirend sich auf den Feind zu stürzen. „Wiewohl die Verluste auf unserer Seite entsetzlich groß waren, sagt ein deutscher Bericht, kamen der Abhang und die feindlichen Höhen — es waren die Höhen von Rezonville — in unsern Besitz."

Während dieser letzten Stunde saß der König-Oberfeldherr unter dem unheimlichen Licht einer in Brand geschossenen großen Wollspinnerei auf einem Sitz, welchen man für ihn aus einer Leiter von einem Bauernwagen eingerichtet hatte, und zwar so, daß das eine Ende auf

eine Dezimalwage, das andere Ende auf einen gefallenen französischen Grauschimmel gelegt war. An seiner Seite befanden sich Bismarck und Roon, Prinz Karl und andere Herren; alles sehr schweigsam, seit in Folge des letzten französischen Vorstoßes ein Theil des entsetzlich gelichteten deutschen Fußvolks in's Wanken gekommen war und in immer bedenklicherer Weise zurückwich. Moltke war den ersehnten Pommern entgegen geritten. Fransecky vollbringt die Erstürmung der Höhen, Moltke reitet zum Könige zurück und unterbricht das ängstliche Schweigen mit dem Worte: „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind zieht sich zurück!"

Die Deutschen hatten an diesem Tage, an welchem der Kampf um 8 Uhr beendet war, über 3000 Gefangene gemacht. Aber der Sieg war mit großen Opfern von den Deutschen erkauft, mit größeren, als die Franzosen hatten, da diese so außerordentliche Vortheile für sich hatten; der deutsche Verlust an Todten und Verwundeten wurde auf 550 Offiziere und über 14,000 Mann angegeben. Auf Seite der Franzosen waren am 18. August gegen 100,000 Mann auf dem Schlachtfeld, auf Seite der Deutschen zum wenigsten 200,000 Mann, von welchen zwar nicht alle Theile wirklich in's Gefecht kamen. Die Franzosen hatten 450 Kanonen und Mitrailleusen, die Deutschen 720 Geschütze. Ihre Stellung bei Point-du-jour behaupteten die Franzosen gegen die vereinigten Anstürme des 8., 2. und 7. norddeutschen Armeekorps. Erst am 19. August Morgens 6 Uhr, als das 2. preußische Korps den Angriff gegen dieselbe erneuern wollte, räumte die französische Nachhut die Höhe von Point-du-jour.

Als Gewinn der drei schrecklich blutigen Tage vor Metz ergab sich für die Deutschen: die französische Hauptarmee unter Bazaine war von dem Zusammenwirken mit der Armee Mac Mahon's, die er bei Chalons wieder gesammelt hatte, abgedrängt, die Gesammtheerkraft Frankreichs in Stücke geschlagen und dadurch zu jedem umfassenden Unternehmen unfähig gemacht; Bazaine mit seiner Armee hinter den Befestigungen von Metz eingeschlossen. Die Uebermacht der Deutschen an Zahl, welche sich mehrte, gab die Gewißheit, daß Bazaine's Armee, auf allen Seiten durch die Deutschen mit eisernen Armen umklammert, in Metz festgehalten bleibe und ein Durchbruch, der vor den Verlusten ihm nicht gelang, mit geschwächten Kräften unmöglich sei; mit einem Wort, daß diese große Armee lahm gelegt sei, um durch Hunger und Seuchen zur Uebergabe zu reifen.

6. Treffen von Beaumont am 30. August. Schlacht bei Sedan am 1. September. Napoleon und seine Armee gefangen.

Die Heermacht der Deutschen war an Zahl so mächtig, daß im großen deutschen Hauptquartier beschlossen wurde, mit der deutschen Hauptstreitmacht vorwärts zu gehen gegen die angesammelte Armee Mac Mahon's und gegen Paris.

Es wurde eine vierte deutsche Armee gebildet. Sie wurde zusammengesetzt aus dem 2., 12. und Gardearmeekorps. Diese IV. Armee wurde unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt und beauftragt, gemeinsam mit der Armee des Kronprinzen von Preußen gegen Mac Mahon und Paris vorzugehen. Vor Metz und gegen die Armee des Marschalls Bazaine blieben nur etwas über 170,000 Mann Deutsche zurück mit 630 Feldgeschützen. Verstärkungen konnten aus Deutschland jeden Augenblick herangezogen werden.

Diese IV. Armee, welche die Maasarmee genannt wurde, hatte rechts vom Kronprinzen von Preußen vorzugehen, welcher von der Straßburg-Pariser Eisenbahn vorrückte. Der König von Preußen zog mit den beiden Kronprinzen vorwärts auf Chalons. Am Abend des 25. August in Bar le Duc kam die Gewißheit, daß Mac Mahon das Lager von Chalons geräumt hatte und im Abmarsch nach Norden war. Mac Mahon war zum Oberbefehlshaber der „Armee von Paris," die im Lager von Chalons sich sammelte, unterwegs auf dem Rückzug von Wörth ernannt worden und hatte General Ducrot als seinen Stellvertreter im Befehl des 1. Armeekorps zurückgelassen, welcher ihm die Ueberbleibsel desselben sammelte und nachführte, etwa noch 22,000 Mann, aber größtentheils ohne Tornister; Ausrüstungsstücke gab er theils an das bei Wörth entblößt gewordene 1. Corps, theils an die in gleicher Entblößung sich befindende Division Conseil Dumesnil. Aber die Stimmung seiner Armee war eine sehr gedrückte, durch die starken Märsche und durch die Niederlage der französischen Waffen; ein großer Theil war ein Mischmasch von eingeübtem und uneingeübtem, von überall her genommenem Fußvolk. Am 17. August war Louis Napoleon im Lager von Chalons eingetroffen, in der Hoffnung, Bazaine's Armee werde ihm nachfolgen.

Die Kaiserin Eugenie und Graf Palikao, der Nachfolger Oli=

vier's, erklärten aber die Rückkehr des Kaisers unter den jetzigen Umständen für unthunlich und den Rückzug des Heeres von Mac Mahon auf Paris für das Allergefährlichste; derselbe würde eine Revolution zum Sturze des Kaiserreiches in Paris hervorrufen. Mac Mahon hatte die klare Ueberzeugung, das Einzige, was jetzt noth thue, sei, seine Armee zur Deckung von Paris zu verwenden, dort unter den Mauern der Hauptstadt die Verstärkungen aus dem Innern Frankreichs an sich zu ziehen, und dann, das feste Paris im Rücken, mit gesammelten Kräften Frankreichs zu warten, ob die deutsche Heerleitung es auf eine Entscheidungsschlacht in solcher Stellung ankommen lasse.

Die Regierung zu Paris aber befahl Mac Mahon, Bazaine in Metz zu entsetzen, und der schwache Kaiser schloß sich den Gründen der Pariser Regierung an. Mac Mahon leistete Gehorsam. Er verließ das Lager von Chalons am 21. August, und da, als diese Nachricht im deutschen Hauptquartier Bar le Duc eintraf, hatte Mac Mahon einen Vorsprung von vier Tagen vor den Deutschen. Aber seine Armee marschirte zu langsam; so holten ihn trotz seines Versprunges die Deutschen ein.

Am 27. August schon warf die Vorhut des sächsischen Armeekorps eine Abtheilung des Corps von Failly bei Buzancy. Am 29. August warfen die Sachsen den General Failly selbst auf Beaumont zurück, und am 30. überraschte das erste bayerische Korps unter von der Tann das Korps Failly's nördlich von Beaumont, beim Abkochen.

Failly hatte sich überfallen lassen, und zwar zunächst durch die bayerische Artillerie, weil er, wie Kaiser Napoleon selbst, die Deutschen noch Stunden weit weg glaubte. Der Erfolg hat diese Taktik Moltke's zu einem Meisterwerk gestempelt. Schon am 29. August war die Armee Mac Mahon's soweit eingeschlossen, daß sie entweder kämpfen oder über die belgische Gränze gehen mußte.

Failly schlug sich einige Stunden lang bei Beaumont gut, dann aber wurde sein Korps in Unordnung durch die Deutschen auf Mouzon übergeworfen, mit großem Verlust an Geschützen, Gefangenen, Todten und Verwundeten und an Gepäck. Erst um acht Uhr Abends schwieg das Artilleriefeuer in der Gegend von Mouzon. Mac Mahon, nun gegen Osten von der Straße nach Metz, gegen Süd und Südwest von der nach Paris abgeschnitten, gab in der Nacht des 30. der Armee Befehl, sich auf Sedan zurückzuziehen und am 31. August

6. Treffen von Beaumont am 30. August. Schlacht bei Sedan am 1. September. Napoleon und seine Armee gefangen.

Die Heermacht der Deutschen war an Zahl so mächtig, daß im großen deutschen Hauptquartier beschlossen wurde, mit der deutschen Hauptstreitmacht vorwärts zu gehen gegen die angesammelte Armee Mac Mahon's und gegen Paris.

Es wurde eine vierte deutsche Armee gebildet. Sie wurde zusammengesetzt aus dem 2., 12. und Gardearmeekorps. Diese IV. Armee wurde unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt und beauftragt, gemeinsam mit der Armee des Kronprinzen von Preußen gegen Mac Mahon und Paris vorzugehen. Vor Metz und gegen die Armee des Marschalls Bazaine blieben nur etwas über 170,000 Mann Deutsche zurück mit 630 Feldgeschützen. Verstärkungen konnten aus Deutschland jeden Augenblick herangezogen werden.

Diese IV. Armee, welche die Maasarmee genannt wurde, hatte rechts vom Kronprinzen von Preußen vorzugehen, welcher von der Straßburg-Pariser Eisenbahn vorrückte. Der König von Preußen zog mit den beiden Kronprinzen vorwärts auf Chalons. Am Abend des 25. August in Bar le Duc kam die Gewißheit, daß Mac Mahon das Lager von Chalons geräumt hatte und im Abmarsch nach Norden war. Mac Mahon war zum Oberbefehlshaber der „Armee von Paris," die im Lager von Chalons sich sammelte, unterwegs auf dem Rückzug von Wörth ernannt worden und hatte General Ducrot als seinen Stellvertreter im Befehl des 1. Armeekorps zurückgelassen, welcher ihm die Ueberbleibsel desselben sammelte und nachführte, etwa noch 22,000 Mann, aber größtentheils ohne Tornister; Ausrüstungsstücke gab er theils an das bei Wörth entblößt gewordene 1. Corps, theils an die in gleicher Entblößung sich befindende Division Conseil Dumesnil. Aber die Stimmung seiner Armee war eine sehr gedrückte, durch die starken Märsche und durch die Niederlage der französischen Waffen; ein großer Theil war ein Mischmasch von eingeübtem und uneingeübtem, von überall her genommenem Fußvolk. Am 17. August war Louis Napoleon im Lager von Chalons eingetroffen, in der Hoffnung, Bazaine's Armee werde ihm nachfolgen.

Die Kaiserin Eugenie und Graf Palikao, der Nachfolger Oli=

vier's, erklärten aber die Rückkehr des Kaisers unter den jetzigen Umständen für unthunlich und den Rückzug des Heeres von Mac Mahon auf Paris für das Allergefährlichste; derselbe würde eine Revolution zum Sturze des Kaiserreiches in Paris hervorrufen. Mac Mahon hatte die klare Ueberzeugung, das Einzige, was jetzt noth thue, sei, seine Armee zur Deckung von Paris zu verwenden, dort unter den Mauern der Hauptstadt die Verstärkungen aus dem Innern Frankreichs an sich zu ziehen, und dann, das feste Paris im Rücken, mit gesammelten Kräften Frankreichs zu warten, ob die deutsche Heerleitung es auf eine Entscheidungsschlacht in solcher Stellung ankommen lasse.

Die Regierung zu Paris aber befahl Mac Mahon, Bazaine in Metz zu entsetzen, und der schwache Kaiser schloß sich den Gründen der Pariser Regierung an. Mac Mahon leistete Gehorsam. Er verließ das Lager von Chalons am 21. August, und da, als diese Nachricht im deutschen Hauptquartier Bar le Duc eintraf, hatte Mac Mahon einen Vorsprung von vier Tagen vor den Deutschen. Aber seine Armee marschirte zu langsam; so holten ihn trotz seines Versprunges die Deutschen ein.

Am 27. August schon warf die Vorhut des sächsischen Armeekorps eine Abtheilung des Corps von Failly bei Buzancy. Am 29. August warfen die Sachsen den General Failly selbst auf Beaumont zurück, und am 30. überraschte das erste bayerische Korps unter von der Tann das Korps Failly's nördlich von Beaumont, beim Abkochen.

Failly hatte sich überfallen lassen, und zwar zunächst durch die bayerische Artillerie, weil er, wie Kaiser Napoleon selbst, die Deutschen noch Stunden weit weg glaubte. Der Erfolg hat diese Taktik Moltke's zu einem Meisterwerk gestempelt. Schon am 29. August war die Armee Mac Mahon's soweit eingeschlossen, daß sie entweder kämpfen oder über die belgische Gränze gehen mußte.

Failly schlug sich einige Stunden lang bei Beaumont gut, dann aber wurde sein Korps in Unordnung durch die Deutschen auf Mouzon übergeworfen, mit großem Verlust an Geschützen, Gefangenen, Todten und Verwundeten und an Gepäck. Erst um acht Uhr Abends schwieg das Artilleriefeuer in der Gegend von Mouzon. Mac Mahon, nun gegen Osten von der Straße nach Metz, gegen Süd und Südwest von der nach Paris abgeschnitten, gab in der Nacht des 30. der Armee Befehl, sich auf Sedan zurückzuziehen und am 31. August

sich auf den Höhen um diese Festung her zu konzentriren, und zwar am rechten Ufer der Maas.

Während des 30., 31. August und 1. September wurde von deutscher Seite die völlige Umschließung der Armee Mac Mahon's vollbracht, und ihm auch der Weg nach Norden verlegt.

Schon seit sechs Uhr Morgens war Kanonendonner in östlicher Richtung bei Bazeilles zu hören; es war die Vorhut des 1. bayerischen Corps, dessen Artillerie sich in jeder Hinsicht weit überlegen zeigte. Es war ein furchtbar erbitterter Kampf um dieses Dorf Bazeilles.

Seit fünf Uhr Morgens war der Marschall Mac Mahon bei seiner Vorhut in Bazeilles, und hatte hier den Kampf geleitet. Gegen halb acht Uhr Morgens aber hatte er den Oberbefehl an General Ducrot abgegeben und sich aus dem Gefechte zurücktragen lassen: durch einen Granatsplitter schwer verwundet, war er völlig kampfunfähig geworden.

Ducrot gab sofort Befehle, nach welchen die französische Armee eine Stellung rückwärts von Sedan auf dem Plateau von Illy nehmen sollte; Ducrot wollte für alle Fälle sich den Rückzug auf belgisches Gebiet frei halten. Es war das gemäß den Mittheilungen, welche Mac Mahon dem General Ducrot mit dem Oberbefehl zu sofortiger Ausführung gegeben hatte. Ducrot's Weisungen zu dieser Bewegung hatten bereits einzelne Heerabtheilungen auszuführen begonnen, als General von Wimpffen auftrat, und als der älteste der Divisionsgenerale den Oberbefehl forderte. Er war am 31. August mit einem schriftlichen Befehl des Kriegsministers Palikao zu Sedan eingetroffen. Der Kaiser Napoleon war so ohnmächtig, daß er den Personenwechsel im Oberbefehl geschehen ließ, im Laufe der Schlacht, obgleich er hörte und sah, daß Wimpffen in den bereits getroffenen Maßregeln — welche doch Bestimmungen des Marschalls Mac Mahon waren — einen Wechsel eintreten lassen wollte, was noch selten mitten im Gange der Schlacht ohne Gefahr und Schaden geschah, und obgleich Wimpffen, vor kurzem erst aus Afrika herüber und eben erst nach Sedan gekommen, ohne alle Kenntniß der Verhältnisse dieser Armee, ihrer Stellungen, der Oertlichkeiten und vollends der Verhältnisse des Feindes war. Um neun Uhr Morgens gab Ducrot an ihn den Oberbefehl ab. Wimpffen besah sich auf den Höhen von Ballan die Lage, stellte die schon in Ausführung begriffenen Bewegungen der Truppen ein und zog sie in ihre vorigen Aufstellungen

zurück. Die Lage dünkte ihm noch lange nicht so verzweifelt, um solche Mac Mahon-Ducrot'sche Auskunftsmittel anzuwenden. Er wollte zuerst die Deutschen zurückwerfen; dann sei es Zeit, an die Richtung des Rückzugs zu denken.

Die Franzosen wehrten sich auf allen Punkten mit dem Muthe der Verzweiflung. Namentlich machte die französische Reiterei heftige Vorstöße zu Anfang des Nachmittags. Durch ein ruhiges wohlgezieltes Feuer von den deutschen Bataillonen des 11. und 5. Corps empfangen, wurde die Mehrzahl der Reiter zu Boden gestreckt, der Rest auf Sedan zurückgeworfen. Zwischen zwei und drei Uhr vereinigten sich die Armeen des Kronprinzen von Preußen, und die des Kronprinzen von Sachsen auf dem Plateau von Illy. Concentrisch hatte sich schließlich das Feuer von fünfhundert deutschen Geschützen gegen die französische Armee gewandt. Es war um drei Uhr ihre vollständige Einschließung im freien Felde vollzogen und sie so gut als gefangen. Noch schlugen sich einzelne Tausende über die belgische Gränze durch. Viele Tausende wurden abgeschnitten auf dem Felde gefangen; die Massen der geschlagenen Armee flohen ordnungslos in die Festung Sedan hinein, Alles durcheinander. Von Müdigkeit und Hunger erschöpft, vermochten die noch zusammenhanglos kämpfenden Heertheile keinerlei Erfolg mehr zu erringen. Um 5 Uhr Abends drangen die Spitzen aller deutschen Heersäulen gegen Sedan vor und drückten die letzten feindlichen Kämpfer an die Mauern. In der bombardirten Festung brannte es schon, wie rings in den umliegenden Orten.

Da ließ Napoleon III. für sich selbst, ohne Wissen und Willen Wimpffen's, die weiße Fahne auf der Citadelle aufziehen. Er schrieb an den König von Preußen: „Da es mir nicht gelungen ist, den Tod in Mitten meiner Truppen zu finden, bleibt mir nichts mehr übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen."

Der Kaiser ergab sich jedoch nur für seine Person.

Die französische Armee war so wüthend auf ihn, daß er Beleidigungen von den Soldaten zu tragen hatte, und er eilte, aus dem Bereich derselben zu kommen. Der König von Preußen wies dem Gefangenen vorerst das reizend gelegene Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt an.

Wimpffen versammelte 32 Generale zu einem Kriegsrath. Mit allen Stimmen gegen zwei wurde entschieden, daß ein neuer Kampf unnützer Weise das Leben von Tausenden kosten würde, und die von

Moltke entworfene Kapitulation wurde unterzeichnet, in der Frühe des 2. Septembers.

Dadurch gab sich die ganze Armee Mac Mahon's kriegsgefangen. Es waren noch Kampffähige gegen 83,000 Mann, mit Einschluß von 4000 Offizieren. 25,000 Mann waren während der Schlacht abgeschnitten, und gefangen gemacht worden. 14,000 war die Zahl der verwundeten Franzosen. Die Besatzung von Sedan ist aber in die 83,000 auch eingerechnet. In den Händen der Sieger waren durch die Schlacht und durch die Kapitulation etwas über 400 Feldgeschütze, darunter 70 Mitrailleusen, 150 Festungsgeschütze, 10,000 Pferde und ein zahlreiches Kriegsmaterial aller Art.

Im Verhältniß zu solchen ungeheuren Erfolgen war der Verlust der Deutschen bei Sedan gering: etwas über 13,000 Verwundete und Todte.

7. Die Einschließung von Paris. Fall von Toul und Straßburg.

Die Schlag auf Schlag folgenden Niederlagen hatten es in Paris dahin gebracht, daß man schon in der Mitte August den Kaiser und das Kaiserreich in der Hauptstadt Frankreichs als nicht mehr existirend betrachtete. Aus Furcht vor dem Anmarsch der Preußen auf Paris ward schon am 17. August General Trochu von der Regentschaft zum Gouverneur von Paris und zum Oberbefehlshaber aller Vertheidigungsstreitkräfte ernannt. Trochu erwähnte in seiner Kundgabe, die am 18. August an allen Straßenecken von Paris angeschlagen war, des Kaisers und des Kaiserreichs mit keinem Worte mehr. Das Ministerium Palikao, das sich „das Ministerium der Nationalvertheidigung" nannte, täuschte zwar fortwährend die Nation über den Kriegsgang, aber durch Trochu wurde sofort Paris in Vertheidigungszustand versetzt, der Minister Duvernois sorgte für die Verproviantirung, Trochu für die Befestigungsarbeiten, für die Geschützausrüstungen an den Forts und auf den Wällen der Stadt, für Sammlung und Einübung der Vertheidigungsmannschaften und für die innere Sicherheit der Riesenstadt durch die nöthigen Maßregeln. In Paris war schon Alles vom Kaiser und sogar von der Kaiserin innerlich abgewandt; die bisher

begünstigten und bereicherten Anhänger des Kaiserreiches fielen feige ab. Die Nachrichten von der Gefangennahme des Kaisers und der Armee vor Sedan kamen am 3. September nach Paris. Am 4. September wurde die Absetzung des Kaisers und seines Hauses ausgesprochen, und ein „Regierungsrath der Nationalvertheidigung" eingesetzt. Die ganze Regentschaft, die Kaiserin, Palikao und ihr Anhang entflohen aus Paris und aus Frankreich. Auf den der Anarchie zustürzenden Staatswagen sprangen in diesen Stunden der Regierungslosigkeit die Führer der bisherigen freiheitlichen Bestrebungen in der Abgeordnetenkammer, lauter Namen, welche man in jeder Stadt Frankreichs seit lange kannte, als die Vorkämpfer der Freiheit und der Wohlfahrt der Nation. Es waren Emanuel Arago, der Sohn von Alexander von Humboldt's vertrautestem Freunde, dem großen Astronomen und unbeugsamen Republikaner; Cremieux, Jules Favre, Ferrey, Jules Simon, Glais-Bizoin, Garnier-Pagès, Pelletan, Picard. Diese gehörten alle der gemäßigten Schattirung der Freiheitsmänner an. Unversöhnliche Feinde Napoleon's III. und entschiedene Republikaner waren nur zwei darunter: Gambetta und Graf Rochefort. Sie übertrugen an Trochu, welcher zugleich als Gouverneur von Paris bestätigt wurde, den Vorsitz der Regierung für die Nationalvertheidigung. Sie gaben sich selbst nur als solche. Sie nannten sich selbst nur eine provisorische Regierung, aber eine Regierung der Republik. Sogar die Mehrheit der Legitimisten und Monarchisten vom reinsten Wasser, sogar Thiers, waren der festen Ueberzeugung, daß nach solchem Sedan vorläufig nichts Anderes übrig bleibe, als die Republik. Jules Favre übernahm das schwierigste Amt, das Ministerium des Auswärtigen.

Bismarck hatte schon am andern Tage nach der Schlacht von Sedan das Ende des Kriegs und den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich einleiten wollen.

Napoleon III. wollte Gebietsabtretungen im Friedensschluß nicht auf sich nehmen und das Gehässige davon auf Andere und zwar auf seine Widersacher in Frankreich überwälzen. Er hat sich in Sedan, wie aus den Mittheilungen seiner nächsten Umgebung vorliegt, gefangen gegeben in der Hoffnung, wenn die Freisinnigen einen Friedensschluß mit Einbuße des französischen Gebietes werden geschlossen haben, mit den Hunderttausenden der Kriegsgefangenen der Armee aus Deutschland nach Frankreich zurückzukehren, sich auf den absoluten

Thron wieder einzusetzen und an allen seinen Feinden Rache zu nehmen.

Die neue republikanische Regierung suchte den Frieden, verstand sich zu größtmöglichen Geldopfern, als Preis des Friedens, weigerte sich jedoch einer Gebietsabtretung, Bismarck aber und Moltke, und auf ihren Rath der König, bestanden auf Gebietsabtretungen, mindestens auf Abtretung der Festungen Straßburg und Metz, um diese Ausfallthore der Franzosen ihnen abzunehmen und sie zu deutschen Kriegsplätzen zu machen, um auf sie gestützt im Fall eines neuen französischen Angriffs auf Deutschland den Krieg unter den für die Deutschen günstigsten Umständen führen zu können.

Jules Favre sprach, um sich nicht unvolksthümlich zu machen, das ebenso unpolitische als unstaatsmännische Wort in seinen Kundgebungen an Frankreich und an die europäischen Höfe: „Nicht einen Zoll von unserem Gebiet, nicht einen Stein unserer Festungen werden wir abtreten.“

Die beiden Armeen des Kronprinzen von Preußen und des Kronprinzen von Sachsen hatten sogleich nach der Entscheidung bei Sedan den Vormarsch auf Paris angetreten. Ohne auf Widerstand zu stoßen, gelangten sie vor die Riesenstadt, in welcher sich wenigstens zwei Millionen Menschen angesammelt hatten.

Es war vor den Mauern der Hauptstadt keine andere Deckung, als die fünfzehn detaschirten Forts und die andern Befestigungswerke, durch welche Paris seit dem Jahre 1841 durch Louis Philipp und Napoleon III. zur umfangreichsten Festung der Welt gemacht worden war, die eigene Bevölkerung und das Armeekorps des Generals Vinoy.

Schon am 17. September erschienen die ersten deutschen Truppen auf den Höhen von Clamart und Villeneuve.

So legten sich, nacheinander in ihre angewiesenen Stellungen einrückend, die gewaltigen Heersäulen der Deutschen vor Paris.

Am 20. September hatte der Kronprinz von Preußen sein Hauptquartier zu Versailles, der König von Preußen im Schloß Ferrieres, jenem vielgenannten Besitzthum des Hauses Rothschild, wo nicht nur Kaiser Napoleon III., sondern auch andere Kaiser und Könige früher festlich bewirthet worden waren.

Im Interesse Englands lag es nicht, daß der Krieg sich verlängere. Durch Vermittlung der Regierung Großbritanniens kam es zu einer Zusammenkunft zwischen Jules Favre und Bismarck, dem in

Friedenssachen jetzt allmächtigen Kanzler des norddeutschen Bundes, zuerst im Haute-Maison, dann zu Ferrieres, am 19. und 20. September; so viel bis jetzt aktenmäßig von französischer und deutscher Seite vorliegt, hat der Staatsmann Bismarck durch die damals sehr mäßigen Forderungen und durch sein ganzes Benehmen bei den Verhandlungen gezeigt, daß es ihm ein Ernst war um alsbaldigen Frieden. Er benahm sich edel gegen Favre, und vorausschauend in Bezug auf die wahren Vortheile deutscher Nation. Was Bismarck verlangte für den Fall eines Waffenstillstandes vor Paris, die Einräumung der Festungen Toul, Pfalzburg und Straßburg, hatte für Frankreich eigentlich keinen Werth mehr, da diese Festungen demnächst fallen mußten. Der Hauptpunkt war: wenn Paris während des auf drei Wochen festzusetzenden Waffenstillstandes sich sollte verproviantiren dürfen, so müßte als gleichwerthiger Ersatz der Mont Valerien, das Hauptfort von Paris, an die Deutschen so lange übergeben werden, bis die einzuberufende Nationalversammlung sich mit den Deutschen über den Frieden einige. Jules Favre hatte sich darauf berufen, daß von preußischer Seite öffentlich vor Europa verkündet worden sei, der Krieg werde nur gegen den Kaiser Napoleon III. und seine Soldaten, nicht gegen das Volk Frankreichs geführt, und Bismarck selbst habe wiederholt in seinem Rundschreiben anerkannt, das französische Volk habe den Krieg nicht gewollt.

Jules Favre und die provisorische Regierung sahen in den Forderungen Bismarck's die Absicht der Sieger, „Frankreich auf die Stufe einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken, ja den Willen, es zu vernichten."

Die Regierung in Paris war einstimmig unter solchen Umständen für die Fortsetzung des Kampfes. Es war dies ein neuer Abschnitt des Kriegs. Bisher war es ein Eroberungskrieg Napoleon's III. und seines Anhangs gewesen, gegen welchen die Deutschen sich vertheidigt hatten; jetzt begann der Vertheidigungskrieg der französischen Republik gegen die Deutschen, nachdem der ruchlose Anstifter des Kriegs abgesetzt, gestürzt war. Ein Theil der Regierung wurde nach Tours entsandt, um von dort, im Einverständniß mit der Regierung in Paris, mit allen Amtskreisen Frankreichs eine ordentliche Verbindung zu unterhalten für den Fall und für die Dauer einer Einschließung der Hauptstadt durch die Deutschen.

Am 24. September hatte diese Unterregierung von Tours aus in Folge davon den Franzosen verkündet: „Für die Bewilligung

eines Waffenstillstandes wagt Preußen die Uebergabe Straßburgs, Touls und des Mont Valerien zu fordern." In denselben Stunden hatte sich das deutsche Belagerungskorps unter dem Großherzog von Mecklenburg — es war vom 13. Armeekorps — bereits wohnlich in Stadt und Citadelle Toul eingerichtet.

Drei Tage nur nach jener Erklärung der Unterregierung von Tours in Bezug auf Straßburg und Toul hatte auch die erstere Festung bereits sich an die Deutschen ergeben, nach glorreichster Vertheidigung.

Die Stadt bot ein trauriges Bild der Verwüstung, die Bürgerschaft den unheimlichen Anblick der Erbitterung, als die Deutschen einzogen.

Durch den Fall Straßburgs wurde der größere Theil des Belagerungskorps frei und konnte anderweitig verwendet werden.

8. Der Krieg um Metz, dessen Fall und die Gefangennahme der großen Rheinarmee.

Am 30. August kam ein Bote, den Bazaine von Metz aus an den Kaiser nach Chalons geschickt hatte, endlich zurück. Des Kaisers Botschaft lautete: „Ihre Depesche vom 19. August in Rheims erhalten — rückgehende Richtung von Montmedy vor — werde morgen am Aisne stehen — werde den Umständen nach handeln, um Ihnen zu Hilfe zu kommen."

Auf diese Botschaft des Kaisers hin versammelte der Marschall am 31. August vor den Forts von Queu und St. Julien seine Unterbefehlshaber und bezeichnete die Hochebene von St. Barbe als denjenigen Punkt, dessen Erringung Zweck des an diesem Tage zu eröffnenden Kampfes sein sollte. „Ich hatte, sagt Bazaine, die Absicht, im Fall des Gelingens Thionville mit dem 3., 4. und 6. Armeekorps über Bettclainville und Rédange zu erreichen, während ich die Garde und das 2. Corps die Straße nach Malroy einschlagen ließ.

Bazaine's Bewegung begann schon am Morgen des 31. August, und zwar mit dem ersten Tagesgrauen. Erst gegen Mittag aber hatte sich endlich die ganze Armee heraus entwickelt. Doch auch jetzt begann der Angriff noch nicht, sondern erst gegen 2 Uhr Nachmittags eröffneten die Franzosen ihr Artilleriefeuer, und erst nach zwei Stunden

später begann der Angriff ihres Fußvolks. Dieser Angriff wurde meistens ohne besondere Energie geführt, anfänglich wurde er überall von den Deutschen abgewiesen, und erst gegen Abend gelang er so weit, daß gegen halb 10 Uhr Noisseville und Montoy von den Franzosen genommen wurden. Damit war die deutsche Hauptstellung zu beiden Seiten der Straße nach Saarlouis durchbrochen, während auf allen andern Punkten die Deutschen im Besitz ihrer Stellungen blieben.

Aber durch einen nächtlichen Bajonettangriff, nach Mitternacht, wurden Noisseville und Montoy wieder genommen und die Franzosen überall hinter die Hauptstellung zurückgeworfen, so daß am Morgen des 1. September beide Armeen fast genau wieder so standen, wie am 31. August Mittags. Um 2 Uhr Nachts war dieser Sieg der Deutschen bei Noisseville vollendet.

Damit war Alles, was Bazaine mit seinem Ausfall wollte, vereitelt. Sein Abmarsch, für welchen er durch die Kämpfe des Tages die Hauptstellung der Deutschen zu beiden Seiten der Straße glücklich durchbrochen hatte, war jetzt fast unmöglich.

Noch versuchte er die am 31. August errungenen Stellungen am 1. September durch Wiederaufnahme des Kampfes zurück zu gewinnen. „Marschall Leboeuf, sagt Bazaine, war einem so heftigen Artilleriefeuer ausgesetzt, und sah seinen Rückzug durch die Ankunft starker feindlicher Colonnen so gefährdet, daß die früheren Stellungen nicht wieder zu nehmen waren. Unsere Verluste waren beträchtlich, und es stand zu befürchten, daß der Feind während unseres Zurückgehens auf das linke Ufer uns beunruhige, da seine Geschosse schon das Terrain hinter den Forts durchwühlten.“ Das 4., das 6. Korps und die Garde ließ Bazaine auf das linke Moselufer zurückgehen; hier brachte er sie bald in einem wirklichen befestigten Lager sicher unter.

Alle deutschen Berichte stimmen darin überein, daß die Angriffe von den Franzosen nicht nur verspätet, sondern, als sie endlich geschahen, dazu noch matt und langsam durchgeführt wurden, und daß sie sogar in den eroberten Stellungen nichts thaten, um sich darin fest zu behaupten, und darum sogar von den eben besiegten deutschen Truppen, sobald sich diese wieder gesammelt hatten, daraus wieder vollkommen hinausgeschlagen wurden. Es wird ausdrücklich von preußischer Seite gesagt, „kein deutscher Offizier habe nach den Gefechten vom 31. August und 1. September daran gezweifelt, daß das

endliche Schicksal der großen Rheinarmee entschieden, daß sie unfähig sei, sich selbst zu helfen, und daß nichts mehr, als Zeit, zu ihrer Gefangennahme gehöre." Die Deutschen erfuhren unmittelbar nach diesem ihrem Siege bei Noisseville den großen entscheidenden Sieg ihrer Brüder bei Sedan. Denn am 1. September, also zur selben Zeit, wo Bazaine ausfiel, um sich mit Mac Mahon und dem Kaiser zu vereinigen, war bei Sedan für diese Armee Alles verloren, der Kaiser und die Armee gefangen worden.

Von da an umschloß das deutsche Belagerungsheer eng und enger Metz und sperrte die letzten geheimen und gewagten Mittheilungswege vollends ab.

Durch Angriffe auf ihre Vorposten suchte Bazaine die Belagerer zu beunruhigen. Größere militärische Operationen während des Monats September und der ersten Tage des Oktober fanden statt bei Lauvallier, Vany, Chieulles, Mercy und Peltres, Lessy, Ladonchamps Bellevue und St. Remy. Seine Verluste seit dem 14. August beliefen sich Anfangs Oktober sehr hoch; sie betrugen an Todten, Verwundeten und Vermißten: 42,363, darunter 25 Generale und 2099 Offiziere aller Grade; Kranke waren in großer Zahl vorhanden. Schon lange war das Brod äußerst knapp zugemessen; die Pferde, welche zur Ernährung der Armee und der Stadt dienten, fraßen nur noch Blätter und Baumrinde und erlagen schnell unter den Folgen einer solchen Nahrung und des ununterbrochen schlechten Wetters.

Neun Wochen hatte die Einschließung von Metz gedauert, als Festung, Stadt und die Armee Bazaine's kapitulirten. Am 7. Oktober schlug sich Bazaine noch in einem neunstündigen Gefecht, worin die Deutschen gegen 2000 Mann verloren, und welches die Franzosen nach Bellevue und St. Remy, die Deutschen nach Woippy benennen. Nach diesem erfolglosen Angriff versuchte er keinen mehr.

Bazaine hoffte, Bismark und sein König werden mit der Kaiserin Eugenie, d. h. mit der Regentschaft, einen Frieden abschließen, der Armee von Metz freien Abzug gewähren, damit diese Armee die Ordnung des Kaiserreichs wieder herstelle, und dann hoffte Bazaine im Namen der Kaiserin und ihres Sohnes Frankreich zu regieren. Von allem dem wurde den Divisions- und Brigadegeneralen in Metz nicht das Geringste mitgetheilt, sondern nur die Armeekorpskommandanten wußten darum.

Ende Oktobers wußte man deutscherseits, daß die Lebensmittel

in Metz nur noch auf wenige Tage reichten. Und so war es auch: Bazaine kapitulirte, er gab die ganze Armee kriegsgefangen.

Marschall Bazaine hat nachher seine wirklich verfügbaren Truppen auf 60,000 bis 70,000 Mann angegeben; der König von Preußen, der doch nach längeren Verhandlungen über die Kapitulation die genauen Zahlen kennen mußte, hat, unter Einschluß von 20,000 Verwundeten und Kranken, im Schreiben vom 27. Oktober an die Königin Augusta 173,000 Gefangene angegeben, darunter drei Marschälle und über 6000 Offiziere. Somit war also die in Metz eingeschlossene Armee und Festungsbesatzung an Zahl so groß, daß noch nie, so lange die Welt steht, ein solches Heer sich kriegsgefangen gab, und zwar vollends, ohne noch einmal das Waffenloos zu versuchen. Das spricht dafür, daß diesem Sichergeben Bazaine's vornherein andere Gründe unterlagen, als die endlich eingetretene Macht des Hungers.

An die Deutschen wurden durch die Kapitulation Bazaine's vom 27. Oktober übergeben: 53 Adler und Fahnen, 541 Feldgeschütze mit einem Material für mehr als 85 Batterien, 800 Festungsgeschütze, 66 Mitrailleusen, 300,000 Gewehre, 2000 Militärfahrzeuge, große Massen an unverarbeitetem Holz, Blei und Bronce und eine ungeheure Zahl andern Materials, von den Deutschen, wie Sachverständige sagen, eher zu niedrig als zu hoch auf 80 Millionen Franken geschätzt.

Mit der Kapitulation von Metz fiel der wichtigste Punkt in die Hand der Deutschen, auf dessen Besitz als Grundlage für Waffenstillstandsunterhandlungen von der preußischen Regierung ein sehr hoher Werth gelegt wurde. Mit Metz kam zugleich der festeste Punkt an der Mosellinie, nachdem er 318 Jahre im Besitz der Franzosen gewesen war, wieder in die Gewalt der Deutschen. Sogleich äußerten Regierung- und Volksstimmen sich im Einklang mit Moltke, „vom militärisch-strategischen Gesichtspunkt aus sei es durchaus nothwendig, diesen Platz, welcher bisher der Ausgangspunkt der französischen Angriffe gegen das westliche Deutschland gewesen sei, nunmehr als Vertheidigungsbollwerk in deutscher Hand fest zu halten."

Sie hatten Entsetzliches durchgemacht, diese deutschen Truppen vor Metz, eine lange Zeit der Strapazen, der Entbehrungen und der Mühsale, des Unwetters in Nässe und Kälte und der um sich greifenden Krankheiten. Meilenweit um Metz her waren die Dörfer schon durch die Schlachten der Augusttage zerstört, und was das Feuer der Feldgeschütze damals an Obdach noch übrig gelassen, das wurde von den Geschützen der Forts der Festung meist zusammengeschossen. Der

September ließ sich schon winterlich an, den Soldaten fehlte noch die wärmere Bekleidung und oft war mehrere Tage hintereinander Mangel an Lebensmitteln, welche die Eisenbahnen nur dürftig heranzuschaffen vermochten. Krankheiten hatten sich schon in den ersten Tagen im Belagerungsheer eingestellt, da ein großer Theil der Truppen theils auf, theils bei den Schlachtfeldern des August lagerte, bei den Gräbern der vielen Tausende von Freunden und Feinden, die dort begraben waren. Der strömende Regen hatte den Boden durchweicht, und die nur leicht und oberflächlich bedeckten Gräber hatten ihre Todten zum Theil ausgeworfen, so daß der Todtengräberdienst, das Graben tieferer Gruben, eine der ersten Arbeiten der Belagerer war, und die Ausdünstungen im Bunde mit Wind und Wetter Krankheiten erzeugten, die große Lücken in die Reihen des Heeres rißen. Stärkste Naturen erlagen tausendweise vor Metz nicht den Kugeln des Feindes, sondern den Seuchen. Ewig denkwürdig bleibt die Ausdauer, der Heldenmuth und die militärische Zucht, womit das Belagerungsheer dieses Ungemach aller Art ertragen hat, während drinnen in der Festung bei der französischen Armee und Besatzung die Bande der Zucht und des Gehorsams sich bedenklich gelockert hatten.

So war Metz durch Hunger bezwungen worden ohne Bombardement. Man hoffte, daß das auch das Loos von Paris sein werde.

9. Die Kämpfe an der Loire und die der Nord- und Ostarmee.

Die deutschen Waffen waren inzwischen auf vielen Punkten Frankreichs nicht unthätig gewesen: kleinere und größere Städte waren besetzt worden, kleinere feste Plätze hatten sich ergeben, oder waren nach kurzem Beschießen gefallen; aber alle diese zahlreichen kleineren Erfolge vom Ausgang Septembers bis Ende Oktobers, vermochten zur Entscheidung des Krieges nur wenig beizutragen. Die Uebergabe Straßburgs war das letzte bedeutende Ereigniß gewesen, aber kein durchschlagendes; der Fall von Metz, dem Hauptwaffenplatz Frankreichs, und die Gefangennahme der Rheinarmee durchschütterte Frankreich bis in die fernsten Gränzen und bis auf den tiefsten Grund der Herzen. Der Grimm, welcher durch alle Franzosen ging, war nicht so ganz ohne Grund. Gambetta, welcher in der Regierung

der Nationalvertheidigung zugleich Minister des Innern und des Krieges war, erklärte öffentlich den Marschall Bazaine für einen Verräther. In Metz war nicht für die Festung bloß, sondern für die Armeen Frankreichs ein geradezu ungeheures Kriegsmaterial jeder Art aufgehäuft. Warum hat Bazaine, was jeder für das allgemeine Wohl der französischen Nation thätige General thun mußte, nicht rechtzeitig — er hatte noch viele Tage dazu — dieses Material hinaus gefördert, um die schlechtarmirten Plätze in der Nähe zu bewaffnen, und die sich bildenden Armeekorps damit zu versehen? Man hat das auf deutscher Seite bis jetzt noch nicht in Rechnung gebracht, aber Gambetta und das französische Volk brachten ihm dieses Unterlassen sehr in Rechnung.

Schon am 6. Oktober hatte im Einverständniß mit den andern Regierungsmitgliedern in Paris Gambetta diese eingeschlossene Stadt verlassen und sich nach Tours begeben, um die nationale Vertheidigung in Fluß zu bringen. In einem Luftballon war er in Paris aufgestiegen und am 9. Morgens in Tours angelangt. Sogleich war er daran gegangen, mit allen möglichen Mitteln, sogar mit solchen aus der Revolutionszeit 1793, neue Armeen in's Feld zu stellen und sie mit Waffen zu versehen, welche den Deutschen ebenbürtig wären. Die letzteren lieferte zunächst England, bald auch Nordamerika.

Der Krieg nahm von jetzt an eine andere Gestalt an: es war nicht mehr der Krieg des Kaisers Napoleon III. mit dem Könige von Preußen, es war der Krieg der Franzosen gegen die Deutschen, der verbitterte Kampf zweier Nationalitäten, mit einzelnen Ausbrüchen der Wildheit hüben und drüben.

Gambetta hatte erst einen Kern zu einer neuen Armee, und zwar an der Loire, zusammengebracht, etwas über 25,000 Mann Fußvolk und Reiterei. Dieses französische Korps unter General Motterouge drang am 5. Oktober über Toury gegen Orleans vor. Bei Artenay kam es am 10. Oktober in's Gefecht mit dem bayerischen General von der Tann, welcher das 1. bayerische Armeekorps, die 22. Division des 11. norddeutschen Armeekorps, die 4. und die 2. Reiterdivision bei sich hatte. Vor dieser Uebermacht der Deutschen zog sich de la Motterouge bis in den westlichen Theil des Waldes von Orleans zurück. Hier kam es am 11. Oktober Morgens zum Kampf, bei welchem die offene Stadt Orleans von den Deutschen beschossen wurde. Nach hartnäckiger Gegenwehr, zumal an der Straße Chevilly, führte General de la Motterouge sein Korps auf das linke Loireufer und in

die Sologne zurück, und von der Tann zog in Orleans ein. De la Motterouge hatte mit seinen Neulingen von Truppen sich wacker gehalten, mit 25,000 Franzosen gegen mindestens 40,000 beste deutsche Truppen eine rühmliche Waffenprobe abgelegt, aber Gambetta setzte ihn ab, weil er Orleans nicht behauptet hatte, und schickte den General Aurelles de Paladine, eine Loirearmee aus diesem Armeekorps zu machen und zu siegen. Gambetta schickte ihm auch ein weiteres Korps und die ersten Bataillone noch eines Korps zu, aber das waren größtentheils vorerst nur Leute, keine Soldaten, Rekruten, mit wenigen alten Kriegsmännern, und fast ganz fehlte es an tüchtigen Offizieren. Aurelles ging darauf aus, das Korps von der Tann's unbemerkt zu umzingeln und abzuschneiden. Von der Tann's Kundschafter brachten diesem Mittheilungen, aus denen er schloß, die Hauptmacht der französischen Loirearmee wolle in seiner rechten Flanke vorgehen. Er hatte rechtzeitig und dringend um Verstärkung angesucht und die 22. Division, die er gegen Chartres vorgeschoben hatte, zu sich zurückbefehligt. Auch von den zwei Reiterdivisionen hatte er nur eine ganz zur Hand, und selbst von seinem bayerischen Armeekorps nur die eine Division, die andern hatte er nach Sologne vorgerückt.

Von der Tann schlug die Richtung ein, in der die 22. Division und die von ihm begehrten Verstärkungen an sich ziehen konnte. Seine Hauptstellung nahm er bei St. Père-à-Vy und Ormes. Seine Reiterabtheilungen, die Spitze seiner nach Coulmieres und Huisseau entsendeten Vorhut, stießen am 9. November schon um 7 Uhr Morgens auf die gegen von der Tann heranrückenden Truppen Aurelles, und der Kampf entbrannte auf der Linie Coulmieres-Huisseau. Mit schrecklicher Wuth wurde auf dem rechten Flügel der Deutschen bei Coulmieres gestritten. Zum erstenmal recht zeigte sich hier der Unterschied zwischen der napoleonischen Soldateska und dem aus dem Kern der wahrhaft französischen Armee und begeisterten freiwilligen Franzosen der Republik improvisirten Heer. Das junge französische Fußvolk hielt Stand im Feuer, freilich gedeckt durch ihre an Zahl den Deutschen weit überlegene Artillerie. Von der Tann zog sich, als es dunkelte, auf Artenay zurück und des anderen Tages auf Toury. In der Nacht vom 10. auf den 11. traf die sehnsüchtig von ihm erwartete 22. Division ein, und gleich darauf die 4. Reiterdivision.

Aurelles Loirearmee besetzte Orleans und die ganze Linie Chateaudun und verschanzte sich in der Stadt Orleans. Im großen deutschen Hauptquartier zu Versailles wurde es schwer empfunden,

daß Orleans aufgegeben und wieder in den Händen der Franzosen war. Jetzt wurden blitzschnell Befehle ertheilt, durch welche Truppen zur Verstärkung des Generals von der Tann herbeigerufen wurden. General Aurelles, als ein Mann vom Fach, machte in seinem Bericht an die Regierung der Nationalvertheidigung aus seinem Siege bei Coulmieres nicht viel; aber Gambetta, in seiner eigenen Ueberreizung und weil ihm die Kenntniß des Kriegswesens und auch, was schon oft die Kenntniß ersetzt hat, das angeborne Auge für dasselbe fehlte, machte sich selbst und den Franzosen aus diesem errungenen Vortheil Aurelles die übertriebensten Hoffnungen. Er sah schon im Geiste Paris durch Aurelles in Bälde entsetzt und es verschwamm ihm ganz, daß bei Coulmieres von der Tann nur die Hälfte der Truppenzahl Aurelles hatte, daß die Loirearmee Aurelles neben ihrer Neulingsart nicht viel über 60,000 Mann vorerst zählte, vor Paris aber 200,000 Mann deutscher Kerntruppen standen, und mehr als 300,000 theils von Deutschland her, theils von Metz und Straßburg her auf dem Marsch nach Paris waren. Von allen Seiten eilten dem General von der Tann Verstärkungen zu.

Gambetta's unermüdliche und in ihrer Weise großartige Thätigkeit, wie er solche in den ersten Monaten entfaltete, hat in der That vermocht, nicht bloß Lager für neue Feldarmeen aus der Erde zu stampfen, sondern sie auch zu füllen, theils mit gedienten Soldaten, größtentheils mit anderen, für die Vertheidigung der Heimath und der nationalen Ehre in Bewegung gesetzten, unter sich sehr verschiedenen Truppenarten. Im Lager von Conlie hatte sich auf seinen Feuerbetrieb eine Westarmee gebildet, zwischen Lille und Amiens eine Nordarmee. In der Bildung begriffen waren Truppenkörper im Südwesten Frankreichs bei Bordeaux, Toulouse, Nevers. Nach Gambetta's Idee hatten alle diese Lager einen und denselben Zweck, die Streitkräfte zum Entsatz von Paris zu liefern, und Gambetta hoffte, Aurelles werde es gelingen, sich mit der Westarmee und mit der Nordarmee in Verbindung zu setzen, und gleichzeitig werden diese drei mit einander auf Paris marschiren. Alles das war aber von Gambetta in die Luft gebaut; seine französirte Italienernatur rechnete mehr mit Wünschen und Phantasien, als mit der Wirklichkeit und dem Verstande. Schon die seit dem Tage von Coulmieres und Orleans an die Loire entsandten Streitkräfte unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg in Verbindung mit dem Armeekorps

von der Tann's war stark genug, die Berechnungen und die Bewegungen Aurelles, eigentlich Gambetta's, zu vereiteln.

Als Aurelles eine Scheinbewegung aus Artenay hervor machte, und zugleich seiner Hauptmacht die Richtung nach Norden gab, um dieselbe bei Dreux mit den aus der Bretagne heranziehenden Truppen Keratry's zu vereinigen: trafen von der Tann und der Großherzog von Mecklenburg, in Erkenntniß der Absichten des Gegners, sofort ihre Anordnungen, zersprengten am 17. November bei Dreux das von Graf Keratry entsandte Korps und am 18. drängte bei Chateauneuf die 22. Division unter General Wittich einen anderen französischen Heertheil mit starken Verlusten zurück. Prinz Friedrich Karl hatte inzwischen eine solche Stellung genommen, daß er je nach Umständen entweder dem General Werder im östlichen Frankreich oder dem Großherzog von Mecklenburg mit massenhaften Unterstützungen aushelfen konnte. So war es nicht anders möglich, als daß der am 28. November versuchte Durchbruch nach Fontainebleau, zu welchem Gambetta dictatorisch ihn zwang, gänzlich mißlang; denn Prinz Friedrich Karl war mit seinen Hauptkräften indessen eingetroffen, und bei Baune-la-Rolande, wo es zur Schlacht kam, erlitt der größte Theil der Loirearmee eine schwere Niederlage. Dieser Vorstoß war von Gambetta in Verbindung gebracht mit Ausfällen der in Paris eingeschlossenen Streitkräfte am 29. und 30. November.

Ehe Trochu in Paris etwas gegen die Belagerer unternehmen konnte, brauchte er Zeit, die für ihn verfügbaren Mannschaften kampffähig zu machen für einen Massenausfall im Augenblick der Annäherung eines Entsatzheeres. Um sie kampffähig zu machen, ließ er mit kleinen Abtheilungen wiederholte Ausfälle unternehmen; so am 13. Oktober gegen die Bayern unter Hartmann, wo die Franzosen in Bagneux und Chatillon eindrangen, aber bald zum Rückzug gezwungen wurden, als das 2. bayerische Korps sich entwickelte. An diesem Tage wurde vom Mont Valérien aus das Schloß St. Cloud in Brand geschossen. Am 21. Oktober geschah wieder ein Ausfall mit 6400 Mann gegen Malmaison, la Jonchere und Bougival, unterstützt durch das Feuer des Mont Valérien und der Kanonenboote auf der Seine; es blieb aber bei einem hinüber und herüber Schießen. Dagegen gelang es am 28. Oktober einem Pariser Truppentheil, das Dorf le Bourget durch Ueberrumpelung zu nehmen und sich darin fest zu setzen. Am 29. versuchten die daraus verdrängten Preußen, sich des Dorfes wieder zu bemächtigen, aber nur mit kleineren Abthei-

lungen und Artillerie, ohne Erfolg. Auf das griff am 30. Oktober die gesammte 2. Gardefußdivision mit einer starken Artillerie das Dorf an, und vier Stunden lang dauerte der hartnäckigste Kampf, von Haus zu Haus, bis gegen 1 Uhr Nachmittags. Mit Verlust von vielen Gefangenen und mehr als einem Halbtausend Todten und Verwundeten zogen sich die Pariser zurück; aber auch die Preußen hatten 500 Todte und Verwundete, unter den Todten die Obersten Zaluskowski und Graf Waldersee.

Der ganze November ging in Paris mit der Organisirung der Streitkräfte in der Stadt hin. Es kamen nach und nach 340,000 Mann unter die Waffen; doch sind dabei die mobilisirten Nationalgarden eingerechnet, nicht aber die 266 Bataillone der sedentären Nationalgarde, welche letztere den innern Dienst in der Stadt und die Besetzung der Ringmauer auf sich hatte. Die Zahl der Vertheidiger war groß, aber nicht so groß ihre Kriegstüchtigkeit, wenigstens weitaus bei der Mehrheit derselben. Dennoch macht Paris in den Tagen seiner Einschließung durch die Deutschen einen großartigen Eindruck. Diese Haltung hatten wohl nur wenige Deutsche von der Pariser Bevölkerung erwartet. Daß sich Männer darin finden würden, welche mit Kopf und Herz an die Vertheidigung gingen, daran konnte kein Verständiger zweifeln; daß aber die Bevölkerung im Ganzen plötzlich sich Alles versagen, und die anstrengendsten Befestigungsarbeiten bei Tag und Nacht, die größten Entbehrungen, die ekelhafteste Nahrung und zuletzt den nackten Hunger viele Monate lang aushalten und des Bombardements lachen würde, das hatte man nicht vorausgesetzt. Die Männer, welche die Regierung der nationalen Vertheidigung auf sich genommen hatten, arbeiteten mit staunenswerther Anstrengung und Thatkraft, die Stadt nach außen zu schützen und in deren ungeheuren Räumen die Ordnung aufrecht zu erhalten. Tag und Nacht waren viele Tausend Hände und Köpfe in den Werkstätten aller Art thätig, bekannte Vertheidigungsmittel zu schaffen, ja der patriotische Scharfsinn erfand ganz neue. Es galt ja, Paris so lange zu halten, bis Frankreichs Provinzen in Waffen kämen, die Hauptstadt zu entsetzen.

Paris hat sich gehalten, ob es gleich die weiträumigste Festung war, welche die Weltgeschichte kennt; es hat Strapazen und Hunger ertragen, wie die Kernarmee Frankreichs unter Bazaine beides entfernt nicht auf sich genommen hat; aber Frankreich hat sich nicht gehalten, wie Paris, die Provinzen haben ihre Pflicht gegen die Hauptstadt, mit welcher Frankreich doch stand oder fiel, schlecht erfüllt, und

vorzugsweise der Süden Frankreichs, also der reichste und bevölkertste Theil that fast bis zu Ende so gut wie Nichts; das Bürgerthum in den Städten darum nichts, weil der Krieg noch weit weg von ihren Leibern und Gütern war, die bigotte Landbevölkerung nichts, weil die ultramontane Geistlichkeit die republikanische Regierung zu Paris ihr von allen Seiten her als das Regiment des Teufels schilderte.

Aber daß man nicht überall her Paris zu Hülfe eilte, daran trugen auch Gambetta's Lügenberichte mit Schuld, welcher die Stadt als auf lange versehen und widerstandsfähig schilderte. Er entlehnte von den beiden Napoleons das System der Lügenberichte, welche, wie alles Böse, doch zu allen Zeiten nur im einzelnen Fall für den Augenblick nützten und im Ganzen zum Schaden, oft genug zum völligen Verderben ausschlugen.

Das Urtheil der Sachkundigen unparteiischer Nationen stimmt darin überein, daß die Generale, welche die Ausfälle der Pariser Besatzung leiteten, ein eigentlich großes Talent darin nicht bewiesen haben. Die Ausfälle geschahen in zu kleiner Zahl, die einzelnen Abtheilungen machten den Vorstoß nicht gleichzeitig, und dadurch unkräftig. So kam es, daß die Deutschen mit ihrem Aufmerken, mit ihrem Waffengeschick und ihrer Tapferkeit sogar auf solchen Punkten, wo sie in der Minderzahl waren, aber unterstützt von ihren Verschanzungen, die Ausfälle der Pariser immer wieder zurückschlugen.

So war auch der Ausfall am 29. November ganz ungeschickt eingeleitet. Das schon in der Nacht vom 28. auf den 29. begonnene heftige Geschützfeuer aller Forts machte die Belagerer aufmerksam, daß jetzt die Besatzung, nachdem sie sich vier Wochen ruhig verhalten, herausbrechen werde. Obwohl unterstützt durch Kanonenboote auf der Seine, wurden die Ausgefallenen wieder in die Stadt zurückgeworfen; glänzend bewährte sich hier das Waffengeschick und der Heldenmuth der Württemberger, gegen deren Stellung der Hauptausfall gerichtet war, und die der Sachsen; doch siegten die Württemberger nur unter nicht unbedeutendem Verlust.

Am 30. November wurden wieder auf mehreren Punkten Ausfälle gemacht, und abermals zeigte sich der Belagerungsring undurchbrechlich; die erwartete Annäherung der Entsatzarmee Aurelles ging nicht in Erfüllung, es war nirgends etwas von ihr zu erschauen, eben so wenig von der Nordarmee unter Bourbaki. Die letztere war vielmehr, nach mehreren unentschiedenen Gefechten zwischen einzelnen Heertheilen, am 27. November von General Manteuffel geschlagen

und südlich von Amiens gedrängt worden. Am 28. besetzte General von Göben Amiens, und die französische Nordarmee nahm südlich davon Stellung und verschanzte sich. So war diese Armee vorerst unfähig, für Paris etwas zu thun. Bourbaki wurde von ihr abgerufen, und ihm der Oberbefehl über die Loirearmee von Gambetta vertraut. Die Nordarmee erhielt den geschickten und tapfern General Faidherbe zum Oberbefehlshaber.

Gambetta hatte die Tollheit, jeden Augenblick den Befehlshaber zu wechseln, wenn dieser nicht siegte oder gar geschlagen wurde. Das Verrückte dieses öfteren Wechsels binnen weniger Wochen, ein paarmal binnen weniger Tage, dem nicht blos Kommandanten von Armeekorps, sondern Oberbefehlshaber der Armee unterlagen, war sehr förderud für die ohnedieß schon genug tüchtigen deutschen Befehlshaber und ihre Operationen. So wurde Aurelles de Paladine von Gambetta der Oberbefehl über die Loirearmee abgenommen, gerade dem General, welcher bis jetzt das Beste geleistet hatte. Am 1. Dezember wurde ein Heertheil des Großherzogs von Mecklenburg bei Patay von überlegenen französischen Streitkräften geworfen, in Folge davon konzentrirte sich die Armee des Großherzogs am 2., wurde aber am selben Tage von denjenigen Truppentheilen der Armee Aurelles angegriffen, welche bei Beaune-la-Rolande nicht im Kampfe gewesen waren. Rechtzeitig machte am 3. Dezember Prinz Friedrich Karl einen Vorstoß, und vor dieser Uebermacht zog sich Aurelles unter fortgesetzten Gefechten am 3. und 4. Dezember theils durch den Wald von Orleans, theils westlich auf der Straße Artenay-Orleans zurück.

Am Abend des 4. nahm das 9. deutsche Armeekorps die Vorstadt St. Jean und den Bahnhof von Orleans mit Sturm, und noch in der Nacht auf den 5. Dezember besetzten die Deutschen die Stadt Orleans, und es fielen dabei 77 Geschütze, 4 Kanonenboote und 10,000 unverwundete Gefangene in ihre Hände. Man glaubte die Loirearmee vernichtet, in ganz Deutschland wie im großen Hauptquartier vor Paris. Aber die Siegesberichte waren übertrieben: am 7. Dezember stießen die Deutschen im Vormarsch, um die letzten Trümmer der Loirearmee gefangen zu nehmen, — auf die Loirearmee.

General Chanzy erwartete bei Baugency in einer festen Stellung, zum Kampf bereit, die Deutschen.

Weil man bei St. Jean und in Orleans Theile der Loirearmee in Flucht und Auflösung gesehen hatte, war geglaubt und verkündet worden, die ganze Loirearmee sei aufgelöst, vernichtet. Diese aber

hatte sich, als sie sich von allen Seiten von ohne Verhältniß überlegenen Streitkräften angefallen sah, mit großem Geschick in getheilten Haufen und Straßen durchgefädelt, und sich wieder gesammelt, so schnell, daß es zum Bewundern ist, und ein neuer Operationsplan wurde sofort zur Ausführung gebracht. Die Loirearmee wurde in zwei Armeen getheilt, in eine westliche und eine östliche. Die Ost-Loirearmee befehligte Bourbaki, die West-Loirearmee General Chanzy. Dadurch war auch eine Theilung des deutschen Heeres nöthig. Friedrich Karl marschirte gegen Bourbaki, die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg mußten sich mit Chanzy befassen; geradeaus von Orleans nach Süden, zwischen Bourbaki und Chanzy hinein, schoben sich starke deutsche Reiterabtheilungen, um die beiden französischen Armeen auseinander zu halten, daß keine der andern sollte beispringen können. Alles das geschah aber erst, als die 17. norddeutsche Division zu ihrer Ueberraschung auf die Armee Chanzy's gestoßen und ein viertägiges Ringen in blutigstem Kampfe zwischen dem deutschen Heer und der West-Loirearmee vor sich gegangen war.

Chanzy hatte durch ein bisher in Tours gestandenes Korps sich verstärkt, und sich in einer ausgedehnten, aber festen Stellung Beaugency, Marchenoir und Meung gesetzt. Vom 7. Dezember an schlugen sich hier Chanzy und das deutsche Heer im zähesten erbittertsten Kampfe vier Tage lang. Nur die Nacht unterbrach das Kämpfen und Ringen, das stets mit der Morgenfrühe neu begann, und in welchem bald die Deutschen, bald die Franzosen auf kurze Zeit im Vortheil waren. Erst am Abend des 10. Dezember endete die viertägige Schlacht, welche der Unterregierung in Tours Zeit gegeben hatte, ihren Sitz nach Bordeaux zu verlegen. Chanzy hatte die Nachricht erhalten, daß sie das vollbracht hatte, und auf das hin zog er sich langsam auf Blois und dann in der Richtung auf Tours zurück, dann machte er wieder eine Schwenkung nach Norden, am 11. Dezember, um Paris sich wieder zu nähern.

Unterdessen hatte Bourbaki auf dem rechten Ufer der Loire mit der Ost-Loirearmee sich auf Nevers gezogen. Er hatte seine Bewegungen so geschickt zu maskiren und seinen Gegner zu täuschen verstanden, daß die Truppen Friedrich Karl's, die ihn verfolgten, seine Fährte verloren und nicht mehr wußten, ob er bei Nevers zu suchen sei oder auf Tours marschire, um sich mit Chanzy wieder zu vereinigen. Unweit Chateaudun stießen Friedrich Karl's Vortruppen auf ein französisches Korps von ungefähr 10,000 Mann. Man hielt es

für einen Theil von Bourbaki's Armee. Am 17. wurde es bei Troué zersprengt; es waren von Gambetta geschickte Neulinge, eine improvisirte Mobilgarde, welche zu Chanzy stoßen sollte. Da Prinz Friedrich Karl die Spur Bourbaki's verloren hatte, warf er sich mit dem größten Theil seiner Truppen gegen Westen, gegen Chanzy, welcher gegen Le Mans sich zog, und unterwegs am 15. Dezember bei Vendome von der Vorhut des Mecklenburgers sich angegriffen sah, die er zurückwarf. Erst vor der Uebermacht räumte Chanzy Tags darauf Vendome. Unter Gefechten zog sich Chanzy am 17. und 18. weiter auf Mans zurück, verfolgt von den vereinigten Streitkräften Friedrich Karl's und des Großherzogs von Mecklenburg. Die Deutschen vermochten Chanzy keine Trophäe abzugewinnen, als am 18. Dezember eine Fahne. Außer einigen kleinen Gefechten zwischen Deutschen und Mobilgarden-Abtheilungen, die in das verschanzte Lager bei Le Mans sich begeben wollten, war auf dieser Seite den ganzen übrigen Dezember hindurch Ruhe.

Dagegen rückte Bourbaki von Süden her, so schien's, plötzlich auf Orleans vor, und focht mit Vortheil am 31. Dezember südöstlich von Orleans, bei Bonny und am selben Tage bei Vendome. Nach kurzem Angriff zogen bei Vendome trotz ihrer Ueberzahl die französischen Angreifer sich vor der 20. deutschen Division zurück, und diese glaubte, Bourbaki besiegt zu haben. Aber es war nicht Bourbaki, mit welchem sie gekämpft hatten; es waren nur einige von ihm entsandte Truppentheile. Beide Gefechte waren ein listiges Scheinmanöver Bourbaki's, durch welches er den Abmarsch seiner sehr verstärkten Armee nach dem Osten Frankreichs maskirte. Gambetta und die ihn berathenden Fachmänner hatten einen kühnen Kriegsplan entworfen. Diesem gemäß mußte Bourbaki mit der Hälfte der Loirearmee von Nevers aus nordöstlich vorgehen, unterwegs mit den Zuzügen aus dem Süden sich verstärken, dann auf Belfort marschiren, um die hartbedrängte Festung im Oberrhein-Departement am Fuße der Vogesen, einen Hauptwaffen- und Handelsplatz zwischen Frankreich, Deutschland und der Schweiz zu entsetzen, zugleich den in Frankreich stehenden deutschen Armeen in ihrem Rücken die Verbindung mit Deutschland abzuschneiden und in Baden, Württemberg und Bayern einzufallen.

Es gelang Bourbaki, die Deutschen fortwährend zu täuschen, und schon am 2. Januar 1871 Dijon zu erreichen. Aber dadurch hatte Gambetta die ganze, unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich

Karl vereinigte Streitmacht, welche die Armee des Großherzogs von Mecklenburg und die bayerischen Truppen von der Tann's in sich schloß und an Zahl wie an Werth der Streitmittel fast vierfach überlegen war, dem General Chanzy auf den Hals gezogen. Mit dem 6. Januar griff Prinz Friedrich Karl den wieder bis Vendome vorgegangenen Chanzy an und schlug sich mit ihm in zweitägigen Gefechten, am 6. und 7., während Chanzy gleichzeitig von den Truppen des Großherzogs von Mecklenburg und von der Tann's angegriffen wurde. Chanzy ging immer nur fechtend rückwärts und die Deutschen konnten nur fechtend vorwärts gehen. Es war kein Kinderspiel, wie man aus thörichten Berichten einzelner deutschen Soldaten und deutscher Zeitungsschreiber hätte entnehmen müssen, dieses Schlagen und Siegen unserer deutschen Brüder gegen die halbirte Loirearmee unter Chanzy. Es war ein tapferer, an Strapazen wie an Kriegsübung jeder Art gewöhnter Kern, alte Soldaten von der Marine und von der Linie, welche bei allen früheren Siegen Frankreichs dabei gewesen waren. Das waren die, welche voran fochten, und über deren Leichen erst gegangen werden mußte, ehe man deutscherseits an die Neulinge und die Gezwungenen kam. Den Kern seiner Armee hatte Chanzy auf unsern deutschen Siegesfeldern durch Tod und Wunden verloren, als er auf Le Mans zurückgeworfen war, und unsere deutschen Brüder hatten in furchtbar hartnäckigen und verlustvollen Kämpfen mit diesem Kern ihre Vortheile errungen. Die Gezwungenen gaben sich unverwundet in ganzen Massen gefangen, einigemale sogar gegenüber von ganz kleinen deutschen Truppentheilen; sie trugen sich diesen an für die Gefangennahme, weil sie als Kriegsgefangene der Deutschen in Kost und Lage es gut bekamen, während sie unter der französischen Fahne Strapazen, dem Mangel an Lebensmitteln und an nöthiger Kleidung und dazu noch den feindlichen Kugeln ausgesetzt waren. Die Neulinge, nach so massenhafter Abfälligkeit der Gezwungenen, und nachdem der Kern der Armee in den Gefechten geblieben war, verloren den Halt, ihr Rückzug wurde fluchtartig. Noch einmal gelang es Chanzy, bei Le Mans sich zu konzentriren.

Nach heftigen Vorgefechten am 11. Januar, durch welche Lomberon, La Chappele, Champagne und Archechateau von der Armee Friedrich Karl's genommen wurden, kam es am 12. Januar zur Hauptschlacht mit Chanzy. Das 3. und 10. Armeekorps Friedrich Karl's nahmen Le Mans mit seinen großen Vorräthen, und das 9. und 13. deutsche Armeekorps drängten Chanzy gleichzeitig aus seinen

Stellungen bei St. Corneille. Chanzy zog vor der siegreichen Uebermacht mit anerkanntem Geschick auf zwei Straßen, nordwärts und westwärts, auf Alençon und La Val zurück. Er hielt die aufgelösten Armeetheile doch noch so zusammen, daß sein Nachtrab, welcher den Rückzug deckte, am 13. und 14. Januar bei Ballon und Beaumont und am 15. Januar bei Alençon sich schlug. Es gelang Chanzy, seinen deutschen Verfolgern auf der Straße nach Rennes, der ehemaligen Hauptstadt der Bretagne, seine Truppen zu entziehen, aber nicht, sie noch einmal für eine Feldschlacht kampffähig zu machen. Ein Theil davon wurde ganz nach Norden abgedrängt, nach Havre; die Uebrigen bemühete sich Chanzy bei Rennes zu sammeln. Die Deutschen, seine Verfolger, bedurften auch der Ruhe, und ehe sie ihn wieder angreifen und vernichten konnten, kam es zum Waffenstillstand zwischen den beiden kriegführenden Nationen.

Gleichzeitig mit ihren Erfolgen gegen die Loirearmee, machten die Deutschen unter Manteuffel Fortschritte und Gewinne gegen die Nordarmee unter Faidherbe.

Faidherbe war zuerst glücklich in den ersten Wochen des Dezember, weil Manteuffel mit seiner Hauptmacht nach Dieppe, der festen Hafenstadt mit den berühmten Seebädern, vorgegangen war, gegen die zurückgelassenen deutschen Besatzungen. Er nahm St. Quentin und Ham wieder, und war im Begriff, Amiens zurückzugewinnen, als Manteuffel, in Eilmärschen zurückgekehrt, am 23. Dezember die Armee Faidherbe's an der Hallue, nordöstlich von Amiens, angriff. Die Deutschen schätzen dessen Truppen auf 60,000 Mann. Faidherbe's Stellung war so gut genommen, daß die Deutschen hier acht Dörfer erstürmen mußten, und man sich auf beiden Seiten mit großen Verlusten schlug. Ja am andern Tage ging Faidherbe angriffsweise vor, trat aber am Abend seinen Rückzug an, und erst am andern Tage folgte ihm Manteuffel, ohne ihn zu erreichen; in den letzten Tagen des Jahres 1870 war Faidherbe in der Richtung nach Lille zurückgezogen, aber mit Neujahr wieder zum Angriff vorgegangen, hatte am 2. Januar einen größern Theil der Armee Manteuffel's bei Bapaume hart geschlagen, am 3. erneuerte sich der Kampf, da sich die Deutschen verstärkt hatten. Deutsche und Franzosen, Prinz Albrecht und Faidherbe schrieben sich den Sieg dieses Tages zu. Beide behaupteten das Schlachtfeld. Am 4. führte Faidherbe seine Truppen in sein festes Lager bei Acres zurück, aber unverfolgt; und am 12. Januar ging er wieder angriffsweise gegen Amiens vor, ge-

rade als Manteuffel abgerufen und nach dem Osten Frankreichs Bourbaki hintendrein geschickt wurde. Der gegen Faidherbe an seine Stelle getretene General von Göben ging am 18. Januar zum Angriff auf Faidherbe's vorgeschobene Abtheilung über, und siegte bei St. Quentin am 19. Januar nach siebenstündigem Kampfe durch seine überlegene Artillerie so sehr, daß die Gezwungenen und die Neulinge auseinander stoben, und erst in und bei Lille sich wieder um Faidherbe sammelten. Leute hatte Gambetta's Schreckenssystem zusammengepreßt, aber weder Soldaten noch Begeisterte, eine Armee, bedeutend nur durch ihre Zahl, aber nicht durch ihre Qualität. Ehe Faidherbe sie wieder kampffähig machen konnte, aber auch ehe er weiter angegriffen wurde, trat der allgemeine Waffenstillstand ein.

10. Kapitulation von Paris. Die Friedenspräliminarien und die letzten Kämpfe im Elsaß.

So hatten alle ungeheueren Anstrengungen Gambetta's, welche von den einen als Wahnsinn und Tollhäuslerei, von den andern als Despotismus und neue Schreckensherrschaft verschrieen, von den Republikanern Frankreichs aber angestaunt wurden, ihr nächstes Ziel nicht zu erreichen vermocht, den Entsatz von Paris. Die zum Entsatz improvisirten Armeen hatten weder die von Gambetta erwartete Zahl, noch den nöthigen Grad von Feldtüchtigkeit und Begeisterung erreicht, und so war am Schluß des Jahres 1870 Paris auf sich selbst angewiesen.

Noch einen Ausfall machte Trochu am 2. Dezember. Nach achtstündigem Kampfe waren die Pariser hinter ihre Forts zurückgeworfen. Erst am 19., 20., 21. und 22. Dezember fielen die Pariser wieder heraus gegen das preußische Gardekorps bei Stains und Le Bourget und gegen das sächsische Armeekorps bei Sevran und Chelles ohne Erfolg.

Die Wegnahme des Mont Avron durch die Deutschen und die Besetzung desselben durch das 12. Armeekorps in den Tagen vom 27. bis 29. Dezember hatte zur Folge, daß die außerhalb der Forts bisher gestandenen französischen Heertheile sich nicht mehr in dieser Aufstellung halten konnten und in die Stadt zurückgezogen werden mußten.

Mit diesem Tage begann das Bombardement von Paris durch die Deutschen auf der Ostseite, am 5. Januar auch auf der Südseite, am 6. auf der Nordseite. Von den Forts und von den Stadtwällen wurde nachdrücklich geantwortet. In der Nacht vom 13. zum 14. Januar machten die Pariser Ausfälle gegen die Stellungen der preußischen Garde bei Le Bourget und Drancy, gegen das 12. Armeekorps bei Meudon und gegen das 2. bayrische Armeekorps bei Clamart. Am 19. geschah ein Ausfall vom Mont Valerien aus gegen das 5. deutsche Corps. Er mißlang, wie die vorhergehenden, obgleich von Vormittags 11 Uhr bis zur Dunkelheit geschlagen wurde. Er hätte nach dem Plan in der Morgenfrühe beginnen sollen und hatte sich erst gegen Mittag entwickelt, durch Verzettelung der Kräfte vornherein ohne Aussicht auf Erfolg. Die furchtbaren Verluste der Franzosen an diesem Tage verbitterten ganz Paris gegen Trochu, er dankte ab und General Vinoy trat an seine Stelle. Der Hunger nahm in furchtbarer Weise in Paris überhand, das Brennmaterial gewöhnlicher Art war längst ausgegangen, Krankheiten hatten eine große Sterblichkeit erzeugt in Folge des Frostes, der theilweise unnatürlichen Nahrung und bei Vielen des Mangels an jeglicher Nahrung. Das Bombardement that, wie nachher der Augenschein nachwies, weder den Schaden noch die moralische Wirkung, welche man deutscherseits davon erwartet hatte; dieses für sich hätte Paris nicht bezwungen, wohl aber Hunger, Frost und Seuchen bezwangen es. Am 24. Januar begann Jules Favre im Namen der Regierung der Nationalvertheidigung die Unterhandlungen mit Bismarck; zu den übrigen Feinden hatten sich aufrührerische Bewegungen im Innern von Paris gesellt. Die bewaffnete Macht der Regierung wurde zwar deren Meister, aber die Letztere eilte um so mehr, mit den Deutschen einen Waffenstillstand abzuschließen. Schon in der Nacht vom 26. auf den 27. Januar schwieg mit dem Schlag 12 Uhr das Feuer der Deutschen und der Franzosen, und am Abend des 28. Januar wurden in Versailles ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand und die Grundbedingungen eines in Brüssel zu vollendenden Friedensschlusses, die „Friedenspräliminarien", von Bismarck und Jules Favre unterzeichnet.

Ausgenommen war in diesem Vertrage das Gebiet des südöstlichen Kriegsschauplatzes, angeblich weil dort die Neutralitätslinie im Augenblick nicht gezogen werden könne, da genaue Angaben über die Stellungen der kämpfenden Armeen dort fehlen. Nicht von Bis-

mark, sondern von Jules Favre ging diese Ausnahme aus. Durch Gambetta's übertriebene Nachrichten von den Fortschritten Bourbaki's im Südosten irre geleitet, wollte Jules Favre die Erfolge der Bourbaki'schen Armee nicht lahm legen, von welcher ihm eine ganz nahe glänzende Entscheidung in gewisse Aussicht gestellt war. Darum hatte Jules Favre im Sinne Gambetta's in den Waffenstillstandsvertrag als besondern Artikel aufnehmen lassen „der Zeitpunkt, zu welchem der Waffenstillstand für den Kriegsschauplatz im Elsaß in Kraft treten solle, bleibe weiterer Bestimmung vorbehalten."

Belfort hatte sich bis jetzt glänzend gehalten. Seit dem 8. November von den Deutschen eingeschlossen, war es seit dem 3. Dezember beschossen. Sein Kommandant Oberst d'Enfert, war nicht blos so tapfer, als nur einer der französischen Offiziere, sondern ein Genie in der Vertheidigungskunst. Er hatte die leergefundene Festung zur rechten Zeit blitzschnell verproviantirt, und bei kleinem Kern der Besatzung Tausende von Neulingen einexerzirt zu guten Truppen binnen dritthalb Monaten, so daß er für die nicht weiträumige Festung bald genug über 12,000 Mann verfügen konnte. Damit machte er glückliche Ausfälle, und die Deutschen in der Winterbelagerung einer solchen Festung unter einem solchen Vertheidiger hatten das Härteste durchzumachen. d'Enfert war der hartnäckigste und der geschickteste aller französischen Platzkommandanten, welcher vereitelte, was deutsche Kunst und Tapferkeit gegen ihn versuchten. General v. Werder, welcher den Oberbefehl über die deutschen Streitkräfte im Gebiet der oberen Vogesen führte, hatte sein Hauptquartier zu Dijon, und Belfort wurde durch seinen Untergeneral Treskow belagert. Werder's Streitkräfte waren nicht groß an Zahl, aber sehr gut an militärischem Werth. Er hielt Garibaldi's Freischaaren, die jedoch nie 8000 bis 10,000 Mann überstiegen, und die 20,000 Mobilgarden Lyons unter dem nicht militärischen General Cremer mit Glück im Schach mit seinen Badenern und Preußen, als am Schluß des Jahres 1870 ihn die Nachricht überraschte, eine große französische Hauptmacht ziehe auf ihn heran. Er räumte Dijon am 27. Dezember, und am 2. Januar wurde es von Bourbaki besetzt.

Bourbaki's Armee betrug gegen 90,000 Mann. Er hatte einen großen Vorsprung vor den unter General Manteuffel ihm hintennach geschickten deutschen Streitkräften. Kleingläubige zitterten in Deutschland für Werder und seine Truppen, weil er mit seinen ohne

Verhältniß schwächeren Mannschaften die ganze Wucht der unerwartet auf ihn vorstoßenden Bourbaki'schen Armee zu pariren hatte.

Bourbaki hatte zwar mehr Leute, als Soldaten, von letzteren nur 35,000; aber wenn er von Dijon schnell vorging und eben so schnell mit Garibaldi sich vereinigte, so war Werder in Gefahr. Bourbaki, im Franzosenstolz, verschmähte das Letztere und versäumte das Erstere. So gab er Werder Zeit, sich rückwärts zu konzentriren, und Manteuffel gab er Zeit, heranzukommen und ihn zu umzingeln. Werder vollzog im schwierigsten Terrain und trotz großer klimatischer Hindernisse rechtzeitig die nothwendige strategische Seitenbewegung und sammelte so längs der Bahnlinie Vesoul-Montbelliard seine Truppen in einer Stellung, welche ihn in den Stand setzte, einerseits den Entsatz Belforts zu verhindern, andererseits dem Andrang jeder stärkeren feindlichen Heermacht zu begegnen. „Durch kommen sie nicht! — wir dürfen sie nicht durchlassen!" das war das Wort, welches durch alle Reihen der Truppen lief, welche Werder zu seiner Verfügung hatte. Gott verließ hier die muthigen Deutschen nicht: Bourbaki's Unterlassungen und Säumnisse, beides Folgen seines eigensinnigen Hochmuths und des Mangels an Verpflegung, wofür Gambetta nicht gesorgt hatte, Regen, Glatteis, tiefer Schnee der Vogesenberge und Thäler — wirkten zusammen zu Gunsten der Deutschen, so daß Werders Feldherrngeschick und seiner deutschen, großentheils Badener, ausdauerndem Heldenmuth in der dreitägigen Schlacht bei Montbelliard vom 15. bis 17. Januar gegen Bourbaki Sieger blieb und dieser sich auf Besançon zurückzog; ja daß Werder am 18. Januar vorging und die Nachhut Bourbaki's bei Abbervilliers schlug.

Am Tage, da zu Versailles der Waffenstillstand abgeschlossen wurde, war Bourbaki's-Armee schon so gut wie eingeschlossen von den Truppen Werder's und Manteuffel's: sie befand sich in der Mitte zwischen den Armeen beider und der Schweizer Grenze, ohne Lebensmittel. Wäre der Waffenstillstand von Gambetta und Favre auf Elsaß ausgedehnt worden, so wäre seine Armee für Frankreich gerettet gewesen. So blieb ihm nichts, als der Uebertritt in die neutrale Schweiz. Bourbaki übergab seine Armee an einen seiner Generale, auf den Tod verwundet, denn er hatte sich eine Kugel durch den Kopf geschossen, wie ein Kommandant eines der Pariser Forts am Tage der Kapitulation der Hauptstadt. Am 1. Februar 1871 gingen 83,000 Mann von Bourbaki's Armee über die Grenze in die Schweiz. d'Enfert aber übergab Belfort erst, nachdem am 16. Februar zu Versailles der

Waffenstillstand auch auf Elsaß ausgedehnt worden war, unter der Bedingung seines Abzugs mit militärischen Ehren, auch mit den Waffen. Die Deutschen hatten hier so viel geleistet und ertragen, als ihre Waffenbrüder nur irgendwo auf Frankreichs Boden.

Damit ruhte der Kampf zwischen Deutschen und Franzosen, die Friedensverhandlungen waren die jetzige Arbeit.

In hundertachtzig Tagen hatten die deutschen Armeen hundertsechsundfünfzig mehr oder minder bedeutende Gefechte bestanden, siebenzehn größere Schlachten geschlagen, sechsundzwanzig feste Plätze genommen, 11,650 Offiziere, 363,000 Mann Gefangene gemacht, über 6700 Geschütze und 120 Adler oder Fahnen erbeutet.

Die Deutschen aber hatten durch diesen Krieg sich eine neue Stellung in der Welt, eine neue Rolle in der Weltgeschichte errungen: sie waren Eine Nation geworden, und dadurch die größte Macht in Europa.

Inhalt.

Seite

